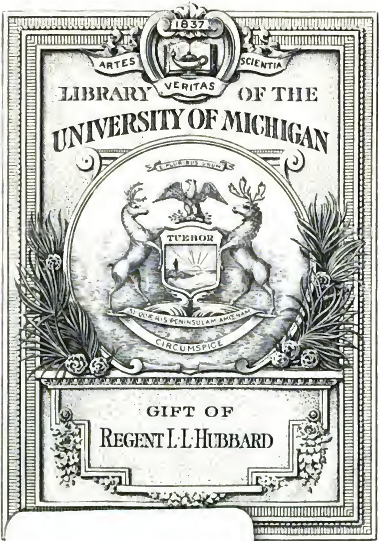


Digitized by Google

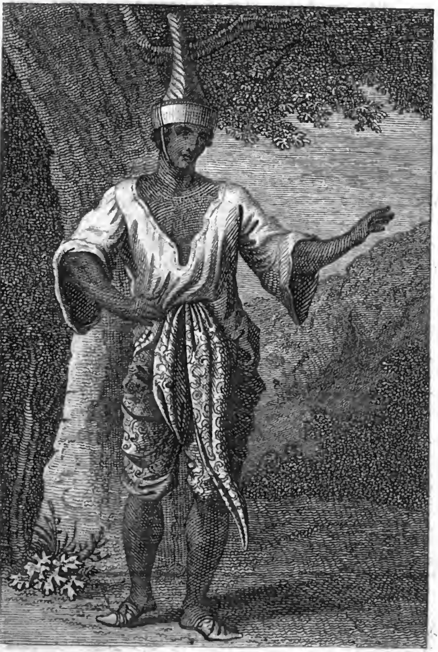
G
160
.Z73

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google



Siamiſcher Mandarin

Digitized by Google

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Eilften Jahrgangs

Erste Abtheilung.

Mit 10 Kupfern und 1 Karte

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1 8 1 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

gift
Regent L. L. Hubbard
1-23-29

Vorrede.

Nicht ohne gegründete Furcht übergebe ich dem Leſer dieſen Theil des Taſchenbuchs der Reiſen. Die darin durchgegangenen Länder ſind größtentheils nur wenig bekannt; und hätte uns nicht Ludwig des Vierzehnten Politik Siam zufällig etwas beſſer kennen gelehrt, ſo wäre offenbar die, von der Natur am üppigſten ausgeſteuerte Region Aſiens, die zugleich die merkwürdigſten Phänomene des Menſchengeſchlechts enthält, ſelbſt noch jetzt großentheils eine Terra incognita.

Hauptſächlich verdanken wir den ältern Franzoſen die Bekanntſchaft mit Siam, indeß erſtrecken ſich ihre Nachrichten den-

Digitized by Google

noch nur auf die dem Meere näher gelegenen Theile dieſes großen Reichs, und ſelbſt von dieſen ſind uns nur vorzüglich die Gegenden längſt dem Fluſſe Menam durch ſie bekannt worden. Die nördlichen Länder von Siam, gegen den großen Erdbuckel Aſiens hin, ſind noch jetzt für uns verborgen.

Aus dem was uns aber bereits die Länder in ihrer Nachbarſchaft, z. B. die der Birmanen, geliefert haben, ſo wie ebenfalls der ſüdliche Theil von Siam ſelbſt, läßt ſich hier eine erſtaunliche Ausbeute, ſowohl für den Naturforſcher als für den Ethnologen erwarten.

Der wichtige Einfluß welchen Britannien anjetzt auf das Reich der Birmanen erlangt hat, noch mehr aber ſeine Niederlaſſungen auf den Nicobar-Inſeln und längſt dem Archipel von Mergui zeigen der Erd- und Menſchenkunde eine hoffnungsvolle Ausſicht.

Ich habe mich indeß bemühet, da wo uns die Neuern fehlen, aus den ältern Nachrichten, das weſentlichſte über Hinter-Indien auszuheben, jedoch habe ich hier mehrmals mit Vorſicht zu Werke gehen müſſen. Beſonders bei den Nachrichten der Portugieſen, einer Nation der die Erdkunde ſo unendlich viel verdankt, muß man mit großer Behutſamkeit verfahren. Es iſt aber die Wahl hiebei oft deßhalb nicht leicht, weil mitten unter offenbar groben Uebertreibungen, dennoch mehrere, nachmals beſtätigte Thatſachen vorkommen. Dieß iſt ganz vorzüglich der Fall bei dem Pigafetta, bei dem man zuweilen kaum unterſcheidet, ob das Ganze ein Roman oder eine wirkliche Reiſe ſeyn ſoll. Selbſt Argenſola, wenn gleich im Ganzen weit gültiger als jener, macht ſich mehrmal dem Leſer in Rückſicht der Wahrheit ſeiner Erzählungen verdächtig.

Um indeß verſchiedenen der älteren Reiſenden volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man ſich zugleich erinnern, daß auch dieſer Theil Aſiens ſeit ihren Zeiten mehrere, wenigſtens politiſche Veränderungen erlitten hat. Reiche ſind verlöſcht oder verſchlungen, während daß andere ſich zu großen Staaten erhoben haben. Hiedurch gehen aber begreiflich in mehreren Rückſichten wichtige Abweichungen von dem ehemaligen Zuſtande hervor, nicht nur in Rückſicht der Macht und des Reichthums der Staaten, ſondern ſelbſt in den Graden ihrer Kultur. Wie bedeutend letztere ſich aber dort muß geändert haben, dieß ergiebt ſich unleugbar aus dem, was über den älteſten Zuſtand von Cambodia *) und anderer Reiche von Hinter-Indien beigebracht iſt; es verdient dieß mit Recht die Achtſamkeit jedes Leſers.

*) S. 135 u. f.

Wenn Hinter-Indien, oder wenigſtens mehrere Staaten deſſelben in dieſen Rückſichten bedeutende Cataſtrophen erlebten, ſo bleibt es deſto merkwürdiger, daß dieß nirgend der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint mit derjenigen Einrichtung, wovon die ganze irdiſche Glückſeligkeit des Menſchen, überhaupt genommen, abhängt, nämlich mit der Regierungsform, der Bildung der Societät. So weit wie nämlich die Geſchichte Hinter-Indiens für uns nur zurück reicht, ſo weit findet ſich auch überall eiſerner Deſpotismus. Ja, was noch auffallender und empörender iſt, hier finden ſich Staaten, woſelbſt der Menſch einen niedrigern Grad des civilen Unglücks erfunden hat, als die wirkliche Sklaverei. Die Würde des Menſchen iſt dort ſo weit herabgeſunken, daß ein Geſchöpf was dort auf dem Thron ſaß, ſich nicht ſcheute, an einem freien, gänzlich ſchuldloſen Menſchen die Güte ſeines Schießgewehrs zu erpro-

ben. Der wahrheitliebende Hamilton war hievon in Johore ein Augenzeuge. Und daß die Tyrannei in dem heißen Aſien noch jetzt fortdauert, davon haben uns die vorhergehenden Theile dieſes Taſchenbuchs eben ſo ſehr als dieſer gegenwärtige, den gültigſten Nachrichten zufolge, überzeugt.

Auf eine andere minder widerſtehende Merkwürdigkeit ſey es mir erlaubt den Leſer aufmerkſam zu machen. Dieß iſt die große Kraft und Anſtrengungsfähigkeit der Nation Hinter-Indiens, welche ſich am wenigſten verbreitet findet, nämlich der Malayen. Die heißeſte Sonne ſpannt alſo nicht überall die menſchliche Fiber bis zur ſchlaffeſten Unthätigkeit herab, denn der Malaye iſt eben ſowohl wüthender Krieger als anhaltend thätiger und ſchlauer Handelsmann.

Endlich darf ich an die vielen und ſonderbaren Varietäten des Menſchengeſchlechts erinnern, wodurch ſich dieſe Region Aſiens

Digitized by Google

vor andern auszeichnet. Ich bin bemüht geweſen, bei den Nachrichten über die Nicobar-Inſeln das Vorzüglichſte davon mitzutheilen.

Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich als einen Nachtrag zu dem was von den Andamans-Inſeln geſagt iſt, aus Hamilton hinzuzuſetzen, daß dieſe Inſeln ebenfalls Queckſilber enthalten *).

Einer Entſchuldigung, wegen der mindern Bogenzahl dieſes Theils, bin ich hoffentlich ſchon deßhalb überhoben, weil ich bei andern Jahrgängen bereits hinreichend be-

*) Alexander Hamilton's Account of the Eaſt-Indies etc. etc. London 1744. Sec. Vol. p. 67. Dieſer Hamilton iſt ſehr zu unterſcheiden von G. Hamilton, welcher uns in den Aſiat. Reſearches die Beſchreibung von Carnicobar geliefert hat. Jener lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und beſuchte Hinter-Indien in den Jahren 1718, 19 und folgende. Seine Nachrichten ſind ſehr lehrreich.

wieſen habe, z. B. bei dem Theil welcher China enthält, daß jenes nur allein durch die Materie beſtimmt wird, ſie ſey mehr oder minder reich. Es wäre unbillig geweſen, das weſentliche Indien, Hindoſtan, welches nun folgen wird, zerſtückelt zu liefern.

Druckfehler.

S. 14. In der Note, ſtatt 69, leſe man 60.
— 74. Zeile 15 von unten, ſtatt einſeitig leſe man, einſylbig.

Braunſchweig,
November 1811.

E. A. W. v. Zimmermann.

Digitized by Google

Erklärung der Kupfer.

1) Das Titelkupfer zeigt einen der vornehmſten Staatsbeamten Siams mit der Spitzmütze und dem reichen Gewande bei Feierlichkeiten; in der Sommertracht.

2) Das langſchwänzige Schuppenthier (Manis macroura) nach Buffon und Tachard Seite 38

3) Der Calao, (Hydrocorax Indicus,) nach der ſchönen von Pr. Allamand gegebenen Zeichnung 42

4) Siamiſche Frau nebſt ihrem Kinde . 59

5) Ausſicht von Siam und verſchiedene Balonen oder Fahrzeuge. Im Hintergrunde die Stadt Siam, der Vordergrund zeigt ein Prachtfahrzeug 64

6) Siamiſche Pagode, nebſt einem Prieſter oder Talapoin mit dem Sonnenſchirm Talapa, nach Kämpfer und Tachard 68

Digitized by Google

7) Kloſter der Talapoinen . . . . Seite 101

8) Der Manguſtan (Garcinia Manguſtan) nach Barrow 168

9) Die Stadt und Rheede von Malacca . 176

10) Beſitznehmung der Britten von der Inſel Pulo Pinang, nach einem engliſchen Kupfer 210

11) Karte von Vorder- und Hinter-Oſtindien, aus Reichards Aſien 1805.

Digitized by Google

Inhalt.

Ueberſicht von Hinter-Indien . . . S. 1—13
Geographiſcher Umriß . . . . 1—4
Bewäſſerung 6
Reichthum der dortigen Flora . . . . 7 u. 8
der Fauna 8
Hinter-Indien, der Hauptſitz der gefärbten Edelſteine . . . . 9 u. 10
Häfen und Vorzüglichkeit der Lage zum Handel . . . . 11 u. 12
Siam . . . . 13—32
Lage und Größe . . . . 14 u. f.
Klima . . . . 16 u. 17
Naturprodukte. Das Mineralreich 19—21
Pflanzenreich 22—26
der Durion 23
das Adlerholz, und ſein hoher Preis 24
die Thiere: Der weiße Elephant 27
dortige Elephantenjagd . . . 28
Kampf des Elephanten mit dem Krokodill und dem Königstieger 29 u. 30

das Naſehorn . . . . . S. 31—34
der Caracal 35
das Schuppenthier 37
das Himmelshuhn u. andere Vögel 39
der Hornvogel 41
Auch die Siamer kennen das Zeichen der Hahnreiſchaft 43
Krokodillenjagd 45
Der fliegende Drache und übrige Eidechſen 46 u 47
Die Fiſche, Inſekten und Schleimthiere 48—54

Der Menſch.

Die Siamer ſind ein gemiſchtes Volk . . 55
Aeußere Bildung des Siamers 57
Kleidung 58
Wohnungen 59
Nahrung . . . . 60 u. 61
Geringer Anbau des Landes 63
Volkszahl 64
Bau der Siamiſchen Schiffe und Prachtfahrzeuge 64
Techniſche Geſchicklichkeiten der Siamer . 66
Dortige Baukunſt 67
Pagoden . . . . 68 u. f.
Häusliches Leben . . . . 70 u. f.
Sprache und Poeſie . . . . 74 u. f.

Krankheiten . . . . S. 76 u. f.
Wiſſenſchaftliche Kenntniſſe . . . 78 u. f.
Charakter der Siamer 80
Regierungsform . . . . 81 — 85
Es giebt einen unglücklichern Züſtand als den
des Sklaven . . . . 81 u. 82
Furchtſamkeit eines Tyrannen . . 86 u. f
Die Hauptſtadt Siam 89
Finanzen des Königs . . . . 90 u. f.
Adel 92
Gerechtigkeitspflege 93
Abergläubiſche, gräßliche Proben der Unſchuld . . . . 94 u. f.
Religion des Buddha 97
Talapoinen oder Prieſter; ihre verſchiedenen Grade . . . . 99 — 100
Ihre Klöſter 101
Nonnen 102
Sonderbares Feſt, dem jüdiſchen ähnlich 103
Begräbniſſe verſchiedener Art . . . 104 u. f.
Siamiſche Schauſpiele 109
Ochſenrennen, Feuerwerke, fliegende, leuchtende Drachen . . . . 111 — 112
Einige Hauptepochen in Siams Geſchichte 113 u. f.
Der Abentheurer Conſtantin Phaulcon 120 u. f.

Rebellion der Macaſſaren . . . . . S. 123
Furchtbare Wildheit dieſer Nation . . 125
Schandbare Erhebung der heutigen Dynaſtie
auf den Thron . . . . 127 u. f.
Laos und Cambodia . . . . 132 u. f.
Natürliche Geographie von Laos . . . 133
Der Benzoin-Baum 137
Wie das Harz daraus gewonnen wird, und
deſſen Werth 138
Die übrigen Produkte von Laos . . 139 u. f.
Natur der Laoſer . . . . 140 u. f.
Sie waren vormals Republikaner; jetzige
deſpotiſche Regierung 141
Lage und Bildung von Cambodia . 147 u. f.
Merkwürdiger Giftbaum daſelbſt . . 151 u. f.
Die Camboyer und ihre bürgerliche Einrichtung . . . . 153 u. f.
Merkwürdige Ruinen, Beweiſe vormaliger
höherer Kultur . . . . 155 u. f.
Das kleine glückliche Reich Ponthiamas 159 u. f.
Die Erdzunge Malacca . . . . . . 162 u. f.
Phyſicaliſche Geographie derſelben . 164 u. f.
Treffliche Produkte, hierunter der Mangoſtan und das beſte Zinn . . . 168 u. f.
Der Juno Vogel 170
Der Malaye; äußere Bildung . . 171 u. f.

Erſtaunliche Verbreitung dieſes Volks, und Charakter . . . . S. 172 u. f.
Verdiente Strafe eines Verräthers . 176
Beiſpiele kaum glaublicher Tollkühnheit, Rachſucht und Todesverachtung . . 177. u. f.
Wie mißlich es ſey, den Charakter eines Volks nach ſeiner Sprache zu beurtheilen 183
Vergleich des Malayiſchen mit dem Siamiſchen 184
Schreckliche Züge im Charakter der Malayen 187
Kleidung, Hausrath derſelben . . . 189. 190
Stadt Malacca und ihr Handel . . 191
Noch einige Städte der Erdzunge von Bedeutung 193. 194
Die Bergnation Monacaboes . . . 195
Der Mergui-Archipel 199
Einige ſeiner wichtigſten Inſeln, z. B. Junk Seylon und Pulo-Pinang . . . 203 u. f.
Letztere, die an England abgetreten wird, iſt der Handlung ſehr wichtig . . . 206
Die Andaman-Inſeln, ihre Lage und Wichtigkeit . . . . 211 u. f.
Dortige Naturprodukte . . . . . 215 u. f.
Die Bewohner gehören zur Negerrace 217
Sind von allen Nachbarn verſchieden . 219
Werden der Anthropophagie beſchuldigt 222
Die Nicobar-Inſeln; ihre Lage 224

Digitized by Google

Nachricht von der nördlichſten, Carnicobar S. 225
Der dortige Menſch nach Dampier und Hamilton 227. 228
Köping beſchreibt ſie als geſchwänzt . 229
Ueber die geſchwänzten Menſchen überhaupt, Zeugniſſe dafür . . . . 230 u. f.
Sonderbare Sitten der Nicobarer . . 241 u. f.
Das Land Tiperah; Lage und Gränzen 245. 246
Die Coucis, ein merkwürdiges Gebirgsvolk 248
Ihre Religion und Sitten 250
Weßhalb ſie im Kriege feindliche Weiber morden 253
Ethnographiſcher Rückblick auf Hinter-Indien 258

Einleitung.

Ueberſicht von Hinter-Indien.

Jetzt waren wir eingeführt in die heißeſten und fruchtbarſten Regionen Aſiens, bekannt unter dem Namen von **Hinter-Indien**, das iſt des feſten Landes von Oſt-Indien jenſeits des Ganges *).

Nur hier allein herrſcht in Aſien der lothrechte Strahl der Sonne, und gebiert, wie überall, die auffallendſten Erzeugniſſe. Ihre Formen, ihr Reichthum, ihre Schönheit, alles trägt den Stempel des hohen Klimas. Die Pflanzenwelt vereinigt Majeſtät mit großer Schönheit und gewährt kraftvolleſte Nahrung nebſt höchſtem Wohlgeruch; das Thierreich zeigt fruchtfreſſende

---

*) In Norden wird es faſt genau vom Wendekreiſe begränzt, in Oſten und Süden vom Meere, in Weſten vom Ganges und Bengalen. Eigentlich gehörte hienach der ſüdlichſte Theil von China dazu, indeß würde dieſes Reich nur dadurch zerriſſen.

Digitized by Google

Koloſſen und die furchtbarſten Würger. Sogar der Menſch äußert ſchaudererregende Wildheit.

Aber ſelbſt die Bildung dieſes Theils der Erde iſt eben ſo außerordentlich als belehrend.

Und ſo verdient ein ſolches Land die ganze Aufmerkſamkeit des Naturforſchers und des Anthropologen.

Laßt uns, bevor wir das Weitere dieſes merkwürdigen Erdſtrichs und deſſen Völkerſchaften einzeln durchgehen, einen Blick auf das Ganze werfen.

Aſiens Continent endigt in Süden, nicht etwa wie das von Afrika oder von der Neuen Welt oder von Auſtralien, mit einem koniſch zulaufenden Vorgebirge.

In eine lange ſchmale Erdzunge verengt, welche nur wenig nach Südoſten von der geraden Richtung abweicht, läuft es faſt bis zum Aequator hinab, und bei Cap Romania, ſeinem äußerſten Punkt (1° 21′ n. Breite und 104° 6′ L. v. Gr. nach Robertſons Karte), zeigen ſich nur die kleinen Inſeln der Straße von Sincapura.

Dieſe lange Erdzunge iſt dabei an einigen Punkten vom Ocean ſo dünne geſchliffen, daß ein Trageplatz von 6 Stunden hinreicht, um vermittelſt zweier kleinen Flüſſe den Golf von Bengalen mit dem Golf von Siam zu vereinigen *).

---

*) Unter 10° Br. das Flüßchen Kraw des G. von Bengalen mit dem Tonſeng, der in die Bay von Siam tritt, nach Forreſt.

Digitized by Google

Wie ſonderbar iſt nun aber dieſes ganze große Gebiet von Hinter-Indien geformt!

Die ſo eben beſchriebene Landzunge zeigt ſich hiebei gleichſam wie der Griffel einer ausgedehnten Erdfläche, an welcher der Theil des weiten chineſiſchen Oceans unter der beſondern Benennung des Buſens von Siam hoch ins Land hinaustritt, während das Meer in Oſten bei Cochinchina wahrſcheinlich durch die Felſenreihe dieſes Reichs gehemmt, eine große, rundere Landmaſſe ſtehen laſſen mußte, und dort nur den Buſen von Tunkin ausſpühlte; die Inſel Hainan zeigt indeß auch hier die mächtige Arbeit der Wellen.

Im Weſten hätte vielleicht die Kraft der Gewäſſer ſich ebenfalls höher in das Continent hinauf gearbeitet; allein eben jene ſchmale Landzunge von Malacca hat, ſeiner ganzen Länge nach, ein feſtes Kettengebirge in ſich hinablaufend, und dieſes brach der Wellen Macht. Sie drangen indeſſen an den ſchwächeren Theilen des Continents hinein, und verwandelten, nach vielen einzelnen Zerſplitterungen, den großen Erdſtrich, den wir jetzt Sumatra nennen, in eine Inſel.

Man überſehe nur auf der Weltkarte, was für erſtaunliche Cataſtrophen der von Südoſten hergewälzte Meeresſtrom hier in der ſüdlichen Halbkugel hervorbrachte.

Tauſende von Inſeln, einige könnte man Continente nennen, liegen als Ruinen dieſer mächtigen Erdveränderung noch jetzt vor unſern Au-

gen, und wir werden bei einer andern Gelegenheit ſehen, wie Aſien in ſeinen antediluvianiſchen Zeiten ein ganz anderes Continent, von viel vaſterm Umfange, bildete, als in unſern Zeiten.

Daß aber die großen Urgebirge ſeiner damaligen weitern Zertrümmerung Schranken ſetzten, dieß beweiſet noch jetzt ihr gegenwärtiger Lauf in dem hier durchzugehenden Hinter-Indien.

Die Bewäſſerung dieſes heißeſten Aſiens iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Sie kommt faſt gänzlich aus dem höherliegenden breiteren feſten Lande hervor. Sie nehmen faſt alle unter dem 35ſten oder höheren Breitengrade ihren Urſprung.

Hebt man, wie billig, mit dem Baramputre an, ſo iſt wohl kein Land der Erde, welches von einer ſolchen Anzahl mächtiger Ströme bewäſſert wird, als Hinter-Indien.

Wir haben bereits in dem vorhergehenden Jahrgange *) dieſes Stroms, der dem Ganges wenigſtens gleichkommt, erwähnt, ſo wie des nicht geringern Irrawadi **), des Hauptſtroms des Reichs der Birmanen und des minder bedeutenden Peguſluſſes.

Aber der gleich darauf in Oſten folgende Thalaguan, in Norden nach Arrowſmith Noukian, in Süden auch der Martaban genannt, gehört zu den größten Flüſſen Aſiens.

*) 9ter Jahrg. 1ſte Abth.

**) 9ter Jahrg. 2te Abth.

Digitized by Google

Der weiter öſtlich folgende große Mangue oder Menam, welcher uns hier beſonders wichtig wird, da er der Hauptfluß von Siam iſt, entſpringt in den Gebirgen der chineſiſchen Provinz Yunnan, zertheilt ſich, nachdem er mehrere Flüſſe, z. B. in Oſten den Anan u. a. weſtliche, aufgenommen hat, unweit der nordlichen Gränze von Siam in mehrere Arme, die ſich aber bald mit einander wieder vereinigen, nachdem ſie Inſeln von bedeutendem Umfange gebildet haben. Kurz nach dieſer Vereinigung läuft der Strom zu den Mauern von Juthia, der Hauptſtadt von Siam, und geht ſodann ſtets in der Richtung nach Süden unweit Bankok, der Strandfeſtung dieſes Reichs, in den großen Meerbuſen von Siam.

Des weiterhin in Oſten gelegenen, weit größern Stroms, des Maykiang, auch Cambodia genannt, da er hauptſächlich dieſem Lande angehört und ſich darin dem Meere einmündet, iſt ebenfalls bereits in den vorhergehenden Jahrgängen gedacht. Er durchläuft über 25 Grade der Breite, und bei ſeinen weiten Krümmungen, ſicher weit über 400 d. Meilen.

Aber auch jene Landzunge von Malacca hat einige für den Handel nicht unbedeutende Flüſſe, z. B. den Tavay und den ſüdlichern Tanaſſerim, welcher bei Mergui ſeine Mündung hat.

Auffallend iſt es dem Auge, wie dieſe Ströme mit einander faſt alle ihren Urſprung jenem hohen Gebirgsbuckel von Tibet und den daraus ablaufenden Zweigen zu verdanken haben, wie

ſie ferner ſelbſt durch dieſe von dort aus nach Süden beinahe gerade hinablaufenden Gebirgs-Sproſſen von einander getrennt werden, und wie ſo durch Bergketten und ihnen parallellaufende Ströme die Länder ſelbſt von Natur ſich begränzt finden.

Es ſind mithin dieſe Länder, z. B. Ava, Pegu, Siam, Laos, Cambodia und Cochinchina, eigentlich große Thäler, die ſich von Norden nach Süden hin erſtrecken. Jeder, aus ſo großer Ferne herabſtrömende Fluß, wird dann, gleich dem Nil, die Segensquelle des weiten Thals. Oftmals ſteht hiedurch das Land mehrere Monate hindurch unter Waſſer, und man findet ſich in dieſer Zeit gleichſam auf einer großen, mit leichten Fahrzeugen zu beſchiffenden, Waſſerfläche.

Kaum ziehen ſich aber die Gewäſſer zurück, ſo ſteigt aus dieſer, durch den zurückbleibenden Schlamm unter der lothrechten Sonne, eine unermeßliche Vegetation hervor, wovon ſich der Europäer ſchwerlich einen deutlichen Begriff zu machen vermögend iſt.

In Siam gewährt das Reisfeld, ſelbſt wenn es vernachläſſigt, unbearbeitet bleibt, lediglich durch die in den Schlamm gefallenen Körner, jährlich eine zwiefache Erndte. Ueberall iſt das Zuckerrohr in großem Ueberfluß. Nur allein aus Cochinchina ſendet man jährlich 40000 Tonnen Zucker, jede zu 2000 Pfund, nach China, und von dieſem trefflichen Produkt koſtet ein Pekul (133 Pf.) dort nur 3 Thaler.

Hinter-Indien prangt mit den herrlichſten und nahrhafteſten Palmen aller Art, mit der Kokos-, der Sagu-, der Wein- und Kohlpalme. Nirgend zeigen ſich ſo große Waldungen von dem unverwüſtbaren Bauholz, dem Tielbaum, und alle Arten der ſchönſten Färbe- und Auslegehölzer gedeihen neben den vielartigen Firniß- und Gummibäumen.

Hier erzeugt ſich dann auch die ſchönſte Frucht der Erde, der Manguſtan *), in höchſter Vollkommenheit; denn die Schmackhaftigkeit, das Labende und das Gewürz dieſes in ſeiner Art einzigen Apfels, wozu er in Malacca reift, übertrifft, nach den Zeugniſſen aller Reiſenden, alles, was nur die heiße Zone der übrigen Welt der Zunge darbietet. Ihm ſtehen der reizende Rambuſtan, die Piſangarten, die Yams, der Durion mit vegetabiliſchem Rahm gefüllt, ſo wie mehrere Pfeffer- und andere Gewürzarten und alle übrige Leckereien der Pflanzenwelt Aſiens zur Seite. Kurz hier iſt, wie ſchon Meiners bemerkte, das Paradies aller tropiſchen Früchte. Und dieſe reiche, ergiebige Vegetation wimmelt von unzähligen Legionen großer und kleinerer Thiere. Forbin ſahe hier Heerſcharen von Fliegen, welche eine ganze Stadt bedeckten; man fürchtete ſie als eine ungeheure Gewitterwolke.

Die Moräſte und Flüſſe werden von einer ſol-

*) M. ſ. weiter unten.

chen Anzahl Krokodillen belebt, daß man regelmäßig Jagd auf ſie zu machen gezwungen iſt *). — Rudel der ſtärkſten Elephanten verheeren die Reisfelder; in dem ſchlammigen Boden wälzen ſich das Naſehorn nebſt dem wilden Büffel. Der Königstieger macht überall die dichten Waldungen dem Menſchen gefährlich, und ſelbſt große Heerden ſtarker Affen wagen es, kühn gegen ihn aufzutreten, während daß die Wipfel der Bäume von Tauſenden der ſchönſten Papagaien, wilden Pfauen, Tauben und Singvögel aller Art belebt ſind. Sogar Höhlen und Spalten der felſigten Küſten ſind reich an köſtlichem Geflügel; ſie ſind bedeckt von den dem Schlemmer ſo ſchätzbaren Schwalbenneſtern.

Daß die Blätter und Zweige jener üppigen Flora einer ungeheuren Menge Inſektenarten Nahrung gewähren, verdient nur in ſo fern einer eigenen Bemerkung, weil ſich hierunter gleichfalls die berühmten Erzeuger des Gummilacks überall finden.

Sowohl die Flüſſe, als der Ocean, welcher Hinter-Indien beſpühlt, ſind unermeßlich reich an Fiſchen und eßbaren Meerprodukten aller Art. Die leichte Art, ſich durch die Fiſchereien zu ernähren, zieht die größte Menge der Einwohner nach jenen großen Strömen hin.

Das Meer iſt aber von den größten Cetaceen

*) M. ſ. weiter unten.

Digitized by Google

und Haifiſchen und Rochen bis zu der kleinen Sardine unerſchöpflich.

Wir werden ſogleich ſehen, daß hier *) Seethiere vorkommen, welche vielen andern Meeren fremd ſind.

Auch liefert die Fiſcherei der Schleimthiere (Mollusca), z. B. der Meerneſſeln und beſonders des ſo genannten Trepans (Biche de Mer), großen Gewinn; und mehrere Buſen, z. B. der von Mergui ſind wegen ihrer Perlen berühmt.

Aber mit alle den erwähnten Schätzen der belebten Welt ſchien die Natur dieſe Länder noch nicht hinreichend ausgeſteuert zu haben.

Selbſt das Todte, der unorganiſche Boden Hinter-Indiens enthält vielartigere und größere Reichthümer, als irgend ein uns bekanntes Land.

Die meiſten Flüſſe führen Goldkörner oder Goldſand, daher dann in mehreren Theilen, z. B. in Malacca, Cochinchina, Tunkin und Laos, Goldwäſchereien; auch ſahen wir zuvor **), daß die Gebirge bedeutende Goldbergwerke und Silbergruben enthielten.

Eiſen, Kupfer, Blei finden ſich in mehreren Gegenden. Aber berühmt iſt Hinter-Indien, vorzüglich die Erdzunge von Malacca, wegen

*) Bei Siam.

**) M. ſ. den vorhergehenden Jahrgang, Art. Tunkin und Cochinchina.

des trefflichen reinen Zinns, auch Kalin genannt *).

Vorzüglich reich ſind aber die Gebirge dieſer Länder an Edelgeſteinen, beſonders an allen Arten der farbigen, z. B. Rubinen, Rubicellen, Saphiren, Amethyſten und Topaſen. Dieß bezeugen ſchon die älteſten Nachrichten eines Sheldons, Taverniers und Anderer. Beſonders ſollen die erſten, die Rubinen, ſich in Hinter-Indien in ſolcher Anzahl finden, daß die Geſchenke an die Geſandten oftmals aus ſolchen aufgereiheten Steinen beſtehen.

Hamilton, ein ſehr aufrichtiger Erzähler von dem, was er zu Anfang des 18ten Jahrhunderts dort ſah, gedenkt, wie auch Loubere, ſogar der Diamanten in Pegu, obgleich keine beſondere Nachfrage dort darnach iſt.

Wenn ein ſo übermäßig von der Natur begünſtigtes Land daneben nun durch die zuvor angezeigten großen Ströme nicht nur die trefflichſten Handelskanäle zum innern Verkehr beſitzt, ſondern mit mehreren der vorzüglichſten Seehäfen verſehen iſt, was ließe ſich ſodann nicht für das glücklichſte Daſeyn des Bewohners hoffen?

Hinter-Indien hat aber mehrere der beſten Ankerplätze und ſichere Häfen, wovon verſchiedene zugleich die Mündung eines großen Stroms ausmachen.

*) Weiterhin hierüber mehr.

Digitized by Google

Hierunter gehören in Weſten zuerſt Arrakan, und hierauf etwas öſtlicher die durch die vielen Mündungen des großen Irrawadi gebildeten Häfen Perſain, Rangun und andere, deren zuvor ſchon gedacht iſt *).

Aehnliche Mündungen erzeugten die Flüſſe Pegu bei Syrian, der, Hamilton zufolge, Schiffe von 600 Tonnen aufnimmt, ſo wie der Martaban bei Martaban; alles dieß für das Reich der Birmanen.

Die Landzunge von Malacca hat aber bei Mergui einen nutzbaren Hafen, das Flüßchen Teneraſſin; Loubere hält den dortigen Hafen für einen der beſten in Indien.

Ferner finden ſich bei der Inſel Junk=Selang und auf der Inſel Pulo Pinang ſichere Häfen.

Schon vorhin iſt des wichtigen Vortheils gedacht, den der Handel durch den kurzen Trageplatz queer über Land von einem Meere zum andern erhalten kann.

Selbſt an der äußerſten Spitze von Aſien, im kleinen Reiche Johore oder Joor, jetzt zu Siam gehörend, iſt, nach dem Bericht der Holländer, ein guter Hafen, ſo wie auf einigen der gegenüber liegenden Sincapura=Inſeln; und längſt der langen Oſtküſte des ganzen Iſthmus ſind, wie es auch mehrere Karten andeuten, bei Langore und Ligore Häfen und Ankerplätze vorhanden.

---

*) M. ſ. den vorhergehenden Jahrg. S. 168.

Für das übrige Siam iſt aber der Hafen von Bancok gleichſam der Schlüſſel; es iſt daher mit einem bedeutenden Fort verſehen.

Die Oſtküſte von Hinter-Indien hat noch ſchätzbarere Häfen, als die weſtliche.

Schon Hamilton bemerkt, daß auf der 700 engl. Meilen langen Küſtenſtrecke von Cochinchina viele Häfen beſſer benutzt werden könnten. Wir haben einige in unſern Zeiten durch Barrow und andere Engländer genauer kennen gelernt, und dieß iſt derſelbe Fall für das Königreich Tunkin *).

Dieß mag genug ſeyn von der vortheilhaften Küſtenbildung, da wir nachmals die noch übrigen Länder Hinter-Indiens einzeln werden kennen lernen.

Die Natur hatte mithin alles aufgeboten, um in Hinter-Indien eine außerordentliche Volkszahl auf das ruhigſte und glücklichſte neben einander leben und ſeine trefflichſten Gaben auf das reichlichſte genießen, und den Fremden mittheilen zu laſſen.

Aber wie ganz anders, wie contraſtirend mit der ihm von ihr vorgezeichneten Abſicht zeigt ſich hier der Menſch!

Statt bei geringem Fleiße und gehöriger Ordnung ſich jedes nur möglichen häuslichen Glücks zu erfreuen, ſtatt die Tage unter ſchuldloſem

*) M. ſ. den vorhergehenden Band des T. B. der Reiſen.

Frohſinn und heiterer Ruhe und Dank für die überſchwenglichen Gaben des Schöpfers zu verleben, ſtatt den tauſendfachen Ueberfluß an den Fremden auszutauſchen und hiedurch gleichſam die Ausbeute der ganzen übrigen Erde zu genießen, ſieht man nirgend ſo ſehr den blutigen Geiſt der Zwietracht, den empörendſten Dämon des Deſpotismus, als eben hier. Bei der höchſten Fülle ſchmachtet mehrmals das Volk unter tödtendem Hunger; Rebellion iſt daher häufig an der Tagsordnung; der Wuth des Malayen iſt nichts zu vergleichen, denn ſogar mitten im eigenen ſchmerzhafteſten Tode drängt er ſich wie gänzlich gefühllos zur Rache ſeines Feindes; auch iſt nirgend das Leben des Menſchen ſo gänzlich für nichts geachtet, und nirgend ſind die Strafen, ſelbſt geringer Vergehungen wegen, ſo ſchaudererregend.

Das Beſtimmtere dieſes kaum glaublichen Contraſts, der trefflichſten wohlthätigſten Natur, und ihrer traurigen widerſinnigen Anwendung, wird uns ſogleich die Darſtellung der einzelnen Länder gewähren, zu der wir nun übergehen.

S i a m.

Wenn anders die letztern Jahre dieſes bedeutende Reich Hinter-Indiens nicht durch neue Zerrüttungen vergrößert oder noch weiter verkleinert haben, als dieß bereits durch die Birmanen neuerlich geſchehen iſt, ſo iſt das Königreich zwar, von Weſten nach Oſten, zwiſchen den

beiden großen Strömen, dem Menam und dem Maykaung oder Cambodia, gelegen: allein ſeine eigentlichen Gränzen ſind dennoch von Oſten nach Weſten enger, da die in Cambodia und Laos laufenden Gebirge weſtlicher als der Fluß Maykaung nach Süden hinabgehen. — Siam iſt eigentlich nur das Thal zwiſchen den Gebirgen jenſeits des Menam und dieſen Gränzgebirgen. Seine nördliche Gränze hingegen geht kaum über den 17ten Breitengrad am erſten Fluſſe hinauf; wie hoch am letztern Strome iſt mir unbekannt. Daher würde ſtets von den 170000 engl. Quadratmeilen *), welche Templeman ihm gab, vieles abgehen.

Da Siam zuletzt ebenfalls ſeinen Haupteinfluß auf die Weſtſeite der Landenge von Malacca größtentheils mit dem Hafen von Mergui verloren hat, und ihm hier nur noch (ſo weit wir es jetzt wiſſen) die Inſel Selanga oder Junk-Seylon übrig iſt, ſo iſt ſein Gebiet und Handel dadurch beträchtlich beſchränkt.

Das Hauptland ſcheint mithin nur eigentlich ein ſehr großes Parallelogram zwiſchen den ſo eben angezeigten engen Gränzen, die faſt überall von Gebirgen gebildet ſind.

Der Hauptſtrom für Siam, der Menam oder Mangue, iſt für dieß Land gerade von eben dem Werth, als der Irrawadi für das Reich der Birmanen. Er iſt im höhern Norden durch

*) 69 auf 1°.

verſchiedene kleinere Flüſſe der chineſiſchen Gränzgebirge anſehnlich geworden, und es iſt merkwürdig, daß ſich hierunter ein Fluß Anan findet, welcher ihn (nach Arrowſmiths Karte) oberhalb des 17ten Grades der Breite mit dem größern Strom, dem Cambodia oder Mankaung, verbindet. — Dort müſſen alſo wohl jene Gebirgsketten unterbrochen ſeyn, um dieſe Verbindung, welche beiden Reichen nützlich werden könnte, zuzulaſſen.

Südlicher, im eigentlichen Siam, nimmt der Fluß eine andere vielarmigte Bildung an. Längſt mehr als einem Breitengrade ſieht man hier dadurch große Inſeln entſtanden, die ſich nur erſt gegen die Hauptſtadt, Juthia oder Siam, verlieren, wo denn dieſe Arme wieder in einen einzigen Hauptſtrom vereinigt zuſammen fortgehen. Von dort etwa 20 Seemeilen erreicht er das Meer, nachdem er ſich in 2 Hauptäſte getheilt hat, wovon der größere, öſtliche, den Namen Menam behält. Auf ſeinem Wege von Juthia an finden ſich mehrere nicht unbedeutende Inſeln in dem Menam; unweit des Forts Bancok, des Schlüſſels der ganzen Fahrt und des Reichs ſelbſt, iſt aber bei weitem die größere; hierauf hatten die Holländer eine Niederlage errichtet.

Sollte nicht ein Land unter der heißen Zone, von reichen Strömen bewäſſert, welche von anſehnlichen Gebirgsketten parallel begleitet werden, den reizendſten Anblick ſowohl durch den Reichthum und durch die Abwechſelung ſeiner Vegetation und ſeines Anbaus, als durch die Fülle

ſtark bevölkerter Städte und Ortſchaften gewähren? Aber wie weit iſt Siam von dieſem Ideale entfernt!

Nur längſt dem großen Fluſſe, dem Menam, iſt das Reich angebauet und bevölkert. Hieher drängte ſich faſt ſeine ganze Menſchenmaſſe, und das übrige weite Land iſt Wald und Wildniß.

Zwar zeigt ſich eben in der Mächtigkeit dieſer Waldungen die Stärke des Klimas und die Fruchtbarkeit des Erdbodens, allein es zeigt uns auch zugleich die todte Unnützlichkeit der reichen Natur, ſo bald der Arm des Menſchen fehlt.

In jeder Richtung iſt jenſeit des bebaueten Striches längſt dem Fluſſe, Siam nur eine von den trefflichſten tropiſchen Baumarten dicht bewaldete Wildniß, in welcher das Gebrüll des Königstiegers und anderer reißenden Thiere, ſo wie das der Elephanten, Rhinoceroten, Büffel und Hirſche oder großen Affen, überall wiederhallt. Die Reiſenden wagen es nicht, in geringer Anzahl und ohne gut bewaffnet zu ſeyn, die Landſchaften, welche vom Fluſſe entfernt ſind, zu beſuchen; kurz Siam bietet, nach dem Berichte aller Beobachter, zum Hohn der herrlichſten Natur eine weite, gefürchtete Wildniß dar.

So wie überhaupt die Tropenländer die Jahrszeiten in die naſſe und trockene, in den Winter und Sommer, eintheilen, ſo findet dieß zwar gleichfalls bei den Siamern ſtatt; indeß haben ſie, ſonderbar genug, noch eine Unterabtheilung des Sommers angenommen. Da ſie mit uns noch nördlich vom Aequator liegen, ſo fällt ihr

Digitized by Google

Winter mit unſern Wintermonaten zuſammen, nur iſt er bei ihnen ſo kurz, und dabei ſo unbedeutend, daß ſie für ihn nur zwei Monate rechnen.

Hierauf hebt ſofort, wenn die Sonne wieder ein wenig über den Wendekreis des Steinbocks geſtiegen iſt, ihr ſogenannter *kurzer Sommer* an; worauf dann nachmals der eigentliche heiße, *lange* Sommer folgt, nämlich beim ſtärkern Annähern der Sonne zum nördlichen Wendekreiſe; dieſe Jahrszeit nimmt den ganzen Raum ein, da die Sonne über ihren Scheitel bis zum Wendekreis tritt, dann abermals über ſie hingeht und ſich nun nach Süden wendet.

Zwar haben wir, ſo viel ich weiß, keine neue Wärmebeobachtungen über dieß Land, allein ſelbſt die älteren, welche der Abt Richard *) liefert, ſo unbeſtimmt ſie auch ſind, zeigen dennoch, daß der Unterſchied zwiſchen der Temperatur des Winters und des Sommers nicht ſehr anſehnlich iſt.

Er giebt nämlich an, daß der höchſte Stand des Thermometers 78 Grad, der niedrigſte aber 22 betrage. Ob dieß nach einer Skale des alten, unſichern Florentiner Thermometers gerechnet ſey, bleibt leider unbeſtimmt, indeß wäre doch die Differenz nur einige 50 *ſolcher* Grade, da bei uns das Fahrenheitſche Thermometer mehrmals von 94 oder 95 im Schatten über

*) Hist. de l'air. I.

Null, zuweilen bis auf 24 unter Null hinabſinkt.

Die Winde richten ſich auch hier, wie in den meiſten Tropenländern, nach dem Stande der Sonne. Iſt ſie ſüdlich des Aequators, ſo dringt die kältere, dichtere Luft von Norden herab, dagegen blaſen die Südwinde, ſo wie Siam von der nach Norden hinauf geſtiegenen Sonne erhitzt wird.

Es verweigern oder erſchweren wenigſtens hiedurch die Nordwinde faſt 6 Monate hindurch den Schiffen den Eingang in die Häfen von Siam, da dieß nachmals bei dem herrſchenden Südwinde in Rückſicht des Auslaufens der Fall wird. Freilich wird dieß mehrmals durch Stürme oder plötzliche Wetterabwechſelungen verändert.

Was ein ſolches Klima auf die Verrichtungen des Menſchen und auf ſeine Geſundheit für Einfluß haben kann, werden wir nachmals ſehen.

Jetzt zu den wichtigſten Naturerzeugniſſen von Siam.

Natur-Produkte.

Um von der todten zur organiſirten Natur uns zu erheben, ſo iſt, wie überall, auch dieſen Ländern das wichtigſte Metall nicht entzogen. Eiſen findet ſich in Siam an mehreren Orten; vorzüglich ſind in der Nähe der Stadt Campagnet im nördlichen Siam, unweit des großen Fluſſes,

Digitized by Google

Stahlgruben, woraus man ſo viel gewinnt, daß das Land mit Meſſern und mit anderm Schneidezeuge verſehen werden könnte. Die daraus verfertigten Meſſer ſind aber auch als Gewehr zu benutzen, ob man ſie gleich eigentlich nicht dafür annimmt. Die Klinge hat nämlich bei der Länge eines Fußes drei bis vier Zoll in die Breite.

Merkwürdig ſind zwei Magnetberge, welche die gelehrten Jeſuiten bei ihrer Reiſe nach China in Siam unterſuchten. Der Pater Fontenay fand zwei ſolcher Magnetgruben unweit Caoutquebec, einer Ortſchaft, welche, ſeiner Beſchreibung zufolge, ebenfalls nördlich von Louvo landeinwärts liegt, da die Reiſenden den Fluß aufwärts über Louvo hinauf fuhren.

Die Gruben liegen ſeitwärts eines hohen Berges, und ſo wie ſie ſich ihnen näherten, wurden die Magnetnadeln ihrer zum Beobachten der Abweichung mitgenommenen Inſtrumente völlig irre; ſelbſt nach einiger Entfernung fanden ſich die Nadeln noch verändert, ſie hatten zuvor 3 Grad nordweſt gezeiget, nachmals aber 2 Grad weniger. Die Wirkung ſoll ſich auf mehr als 30 Meilen (lieues) erſtrecken. Wahrſcheinlich hätte dann der Magnetſtock unter der Erde einen ſehr großen Umfang. Auch war die Wirkung des Gebirgs ſo heftig, daß die eiſernen Werkzeuge, deren man ſich zum Abſchlagen des Geſteins bediente, ſtark angezogen wurden. Das Geſtein war indeß von zu feſter Natur, um von den ſchlecht gehärteten Werkzeugen viel zu lei-

den, man mußte ſich mit kleinen mit dem Hammer abgeſchlagenen Stückchen begnügen. So viel es die Beobachtung erlaubte, glaubten die Jeſuiten zu finden, daß die Pole des Magnetberges von Norden nach Süden lagen.

Blei- und Zinngruben bauete man in Siam bereits ſeit langer Zeit. Das Zinn, dort Kalin genannt, iſt weich und erhält deßhalb einen Zuſatz von Gallmey, ſo daß es eigentlich eine Art weißliches Meſſing wird, welches man unter dem Namen von Tutanego ausführt.

Das Zinn ſelbſt findet ſich beſonders als ein ſchwarzer Sand in mehreren Gewäſſern, den man dann durch Waſchen herausbringt.

Gold- und Silberadern hat man in ältern Zeiten dort entdeckt, und die Menge verarbeiteten Goldes, welche ſich noch jetzt dort vorfindet, ſcheint dieß zu beſtätigen. Auch brachte man einem franzöſiſchen Arzte, Vincent, Stufen, woraus er keinen unbedeutenden Theil Silber zog.

Ob ſich die Queckſilberminen, welche ſich auf den benachbarten Andemans-Inſeln finden *), bis auf das feſte Land von Siam erſtrecken, iſt freilich nicht entſchieden; nur die Vielartigkeit der hier vorkommenden Mineralien ſcheint es einigermaaßen wahrſcheinlich zu machen.

Von feinen Steinarten zeigen ſich in Siam, außer den Saphiren, Rubinen und Agaten,

*) M. ſ. weiter unten.

ſogar, wiewohl ſelten, Diamanten. Einige rohe Diamanten wurden zu den Zeiten, als die Franzoſen dort eine bedeutende Rolle ſpielten, dem Könige gebracht; da er aber nicht ſehr darauf achtete, und daher die Entdecker nicht ſehr belohnte, noch aufmunterte, ſo unterblieb das weitere Nachſuchen.

Mit andern mineraliſchen Körpern iſt das Land ebenfalls geſegnet. So finden ſich in der Provinz Coni mehrere Salpetergruben, auch ſammlet man den Salpeter auf den Höhen der Felſen und in den Tempeln, woran er ſich durch den Miſt der ungeheuren Menge von Fledermäuſen erzeugt *), um ihn zum Schießpulver zu benutzen.

Theer und Erdpech zeigt ſich ebenfalls an mehreren Orten.

Das Pflanzenreich entſpricht durchaus der Lage und Fruchtbarkeit des Landes ſo ſehr, daß es völlig über unſere Kräfte geht, die Flora von Siam einigermaaßen auseinander zu ſetzen; hier daher nur einige der wichtigſten, von den Menſchen am meiſten benutzten Vegetabilien.

Siam gehört unter die vorzüglichſten Reisländer. Der Reis wächſt bei dem dort von den Ueberſchwemmungen zurückgebliebenen fruchtbaren Schlamme ſelbſt unangebauet. Auch iſt es

*) M. ſ. weiterhin.

reich an mehreren Arten deſſelben. Es giebt röthlichen, weißen, groß= und kleinkörnigen. Die vorzüglichſte Sorte hat nur die Größe eines Nadelknopfs, und iſt dabei durchſichtig wie Kryſtall. Dieſer wird für die Feſte aufgeſpart und dann mit Wild= oder Schweinefleiſch gekocht; ein ſolches Ragout heißt Poulo. Der Reis bleibt auch hiebei völlig weiß und iſt äußerſt leicht zu verdauen.

Ueberflüſſig iſt Siam mit Zuckerrohr verſehen, und wie Loubere bezeugt, ſo iſt dieſes von ganz vorzüglicher Art. Man verſteht es zwar, den Zucker daraus vermittelſt ſtarker Cylinder, die von Ochſen getrieben werden, zwiſchen welchen man das Rohr durchgehen läßt, auszupreſſen, allein das Raffiniren iſt hier nicht im Gebrauch; man bedient ſich des rohen Zuckers.

Es iſt unnöthig, hier noch zu erwähnen, daß faſt alle die trefflichſten zuvor genannten Früchte und Holzarten Oſtindiens vorzüglich gedeihen. Selbſt der Manguſtan *) und Ramouſtan, mehrere Pfefferarten, die Bananen oder Piſang, die Goyaven und Papayen, Kokos=, Sago= und Areca=Palmen, Tamarinden, Ananas und vorzüglich der Durion.

Dieſe treffliche Frucht (Durio Zibethinus) wächſt auf einem der höchſten Bäume Oſtindiens. Die fünftheilige Blumendecke iſt krugförmig; ſie enthält Staubfäden, welche in fünf

*) M. ſ. weiterhin.

Büſcheln vereinigt ſind, gewöhnlich 35 an Zahl, mit einem Staubweg (Stylus). Die Frucht iſt rundlich, von der Größe eines kleinen Menſchenkopfs, und gleicht durch die vielen ſie umgebenden koniſchen Stacheln einem aufgerollten Igel. Daher der Name; Dure heißt auf Malayiſch ein Stachel. Sie zerfällt in fünf und mehr Abtheilungen, deren Kerne die Größe eines Taubeneies haben. Dieſe ſind mit einem Fleiſche umgeben, welches wie ſüßer Milchrahm ſchmeckt und daher ſehr geſucht wird. Die Engländer vergleichen den Geſchmack mit einem Gemiſch von Rahm, Zucker und Zwiebeln. Widerſtehend iſt aber zuvor der Geruch der Frucht, ſie riecht wie faule Zwiebeln; allein die Trefflichkeit des Innern überwältigt bald den Ekel. Die Schweine ſind ſehr gierig auf die Saamenkörner, die Papagaien auf die Fruchtknoten. Daher denn viele Früchte verloren gehen. Der Baum ſelbſt iſt zum Schiffbau ſehr brauchbar, und ſo gehört der Durio unter die ſchätzbarſten Vegetabilien Indiens.

An feinen Holzarten, ſowohl als Räuchwerk als für die Ebeniſten, iſt Siam beſonders reich.

Die oberſte Stelle hat das berühmte Adlerholz oder Agaloe. Schon unſer treffliche Landsmann, der genau forſchende Kämpfer, hat uns nicht nur über dieß merkwürdige Produkt des heißeſten Aſiens belehrt, ſondern ſogar die Zeichnung von einer jungen Pflanze dieſes theuerſten Räuchwerks beigebracht (Amoenit. Exot. p. 903); denn mehr konnte er nicht erhalten.

Er nennt es nach dem Namen, den es in Siam hat, Kiſſina. Hienach ſind die Blätter dem des Pſirſchenbaums ähnlich, ſie ſtehen abwechſelnd (fol. alterna), ſind aber ungezähnt und haben auf beiden Seiten ein lebhaftes Grün.

Der Baum ſelbſt ſoll nur in abgelegenen, dichten, wegen der dortigen Raubthiere gefährlichen Waldungen wachſen, und eine ſehr beträchtliche Höhe und Stärke erreichen. Diejenigen, welche dieß ſo hoch geachtete Holz ſammlen, beſuchen daher dieſe Orte nur in Geſellſchaft, ſtark bewaffnet und mit Aexten verſehen.

Indeß liefert, der Ausſage dieſer Sammler zufolge, nur der alte Baum das ſo ſehr geſchätzte Räuchwerk, welches bei uns als ächtes Paradiesholz oder Calambac verkauft wird, aber, wie Kämpfer damals behauptete, gar nicht nach Europa gebracht würde.

Es ſteht nämlich mit dem Golde in völlig gleichem Werth, und es ſoll ſich nur dieſer hohe Wohlgeruch innerhalb der alten Bäume in einem harzigen Weſen, welches ſich um die Knoten oder verwachſenen Theile des Holzes befindet, mit den Jahren ſammlen. Dieſe Nachricht trifft daher auch mit der des P. Loubere überein, der es für die alten, faſt in Fäulniß übergegangenen Kernſtücke eines großen Baums in Siam ausgiebt, indeß ſetzt er dennoch den Preis nicht ſo hoch, nämlich nur das Pfund zu 1 Louisd'or.

Unſer ſogenanntes Adlerholz oder Calambac der Apotheker beſteht aus dem Adlerholzbaum

(Excoecaria Agallocha L.), der deßhalb dieſen Beinamen trägt, weil der beim Umhauen ausſprützende milchartige Saft die Augen ſchmerzhaft blenden ſoll. Die wohlriechende Subſtanz beſteht, wie bei jenem wahren Adlerholz, in einem Harze, das ſich zwiſchen der Rinde und dem Herzen des Baums ſammlet, röthlich iſt, wie Glas zerſpringt und einen angenehmen Geruch wie Benzoe von ſich giebt. An Stärke des Wohlgeruchs ſteht es jenem bei weitem nach. Dieſen Baum erzeugt ebenfalls Hinter-Indien, wie auch die Molukken.

Nach den Berichten aller Reiſenden, welche Siam auf einige Zeit beſuchten, iſt es faſt ausgemacht, daß ſich dort alle oder wenigſtens die meiſten der Firnißbäume finden, deren wir bereits im ſüdlichen China gedachten, und welche Loureiro in Cochinchina vorfand. Ebenfalls nennen Loubere und Tachard hier das Sandel- und Ebenholz, ſo wie mehrere Arten Eiſenholz (Mesue ferrea) u. a. und die ſchönſten Färbehölzer. Von dem trefflichen Schiffsbauholz, dem Tiek, giebt es ganze Waldungen, auch finden ſich ſo außerordentlich große Stämme zu eben dieſem Behuf, daß ein einziger hinreichend iſt, ein großes ſiamiſches Fahrzeug, Balon genannt, daraus zu verfertigen, welches 16 bis 20 Klafter lang iſt.

Daß auch hier, wie in den meiſten Theilen von Hinter-Indien, das Bambou-Rohr zu ſolcher Stärke und in ſolchem Ueberfluß vorhanden ſey, um zu den Bauten, Tragſeſſeln u. dgl.

benutzt zu werden, bedarf wohl eben ſo wenig einer weitern Anzeige, als daß ſich gleichfalls die Banianenbäume hier finden.

Zugleich bemerken die Miſſionaire, daß viele europäiſche Küchenkräuter und Gemüsarten in Siam gut gedeihen, und daher zu den beſten Pflanzungen Hoffnung machten.

Dennoch bleibt Siam, obgleich von mehreren gelehrten Jeſuiten beſucht, für den eigentlichen Botaniker, ſtets noch ein unbekanntes Land, denn was mögen eben jene großen dichten Waldungen nicht für eine reiche Flora beſitzen, welche jetzt die Tieger, Naſehörner und andere gefährliche Thiere, den Drachen der Heſperiſchen Gärten gleich, bewachen!

Wie groß mag in einem ſolchen Lande nicht die Summe der Gattungen von Thieren ſeyn, da hier die Unkultur, die Hitze und Feuchtigkeit einander noch freundſchaftlicher die Hand bieten, als ſelbſt in Ava und Pegu, um jeder Thierart, von dem Elephanten und Krokodill bis zur Waſſerſpinne und dem Uferaas, zur vorzüglichſten Pflege ihrer Entwickelung zu dienen!

Wir heben mit Recht mit den größten Thieren an; ſie ſind dem Menſchen am wichtigſten, ſey es wegen ihres Nutzens oder ihres Schadens.

Schon im vorhergehenden Bande dieſes Taſchenbuchs iſt des Elephanten und ſeiner Varietäten gedacht worden. Auch der König von Siam nennt ſich vorzugsweiſe Herrn des

weißen Elephanten. Wirklich ſahen die Franzoſen den weißen Elephanten des Königs bei großen Feierlichkeiten auf das prächtigſte angeſchirrt und geſchmückt. Allein ſie geſtehen, daß ſie nachmals ähnliche Elephanten geſehen haben, ſo daß dieſe Spielart wohl nicht von ſo großer Seltenheit in Hinter-Indien ſeyn mag.

Mag die Auseinanderſetzung der Natur dieſes erhabenen Quadrupeds bis zu dem Lande verſchoben bleiben, woſelbſt ſich ſeine körperliche und geiſtige Vollkommenheit am höchſten zeigt. Wir ſetzen hier nur noch zu dem, was bereits im vorhergehenden B. d. Taſch. B. der Reiſen von der Elephantenjagd bei den Birmanen vermittelſt Schlingen von ſtarken Tauen erwähnt iſt, folgende Methoden hinzu, welche in Siam, als einem ſeiner Hauptſitze, gewöhnlich ſind.

Man ſucht den Elephanten in einen mit ſtarken Pfählen oder Palliſaden eingehegten Platz zu treiben. Ein ſolches großes Gehege findet ſich unweit der Brücke bei der Hauptſtadt von Siam. Es wird Piniate genannt und beſteht in einem länglichten Viereck, das durch zwei Pforten von ſtarken Balken verſchloſſen werden kann. Die Pforte zum Felde hin iſt nur einfach; dagegen die nach der Stadtſeite einem Nothſtalle ähnlich iſt, worin man nur die kräftigſten und ſtörrigſten Pferde zu beſchlagen pflegt, freilich alles in einem größern Styl, der Stärke und Größe des Elephanten angemeſſen. Dieſer Eingang hat zwei Pforten, die ſich durch Fallthüren öffnen.

Digitized by Google

Um nun wilde Elephanten hier hinein zu treiben, läßt man 10 bis 12 zahme, weibliche Elephanten in die Waldungen laufen. Der erſte, oder der Führer, der am beſten abgerichtet iſt, trägt ein großes Buſchwerk auf ſeinem Rücken, in welchem ſich ein Menſch, ein Elephantenjäger, verſteckt hält, um die gehörigen Zeichen zu geben. Kaum iſt dieſe Geſellſchaft im Walde angekommen, ſo geſellen ſich einige wilde Elephanten ihnen bei. Der Elephantenjäger giebt nun den zahmen Elephanten das Zeichen zurückzukehren. Dieß verrichten ſie ſehr langſam und vorſichtig. Sie freſſen das am Wege ſtehende Laub, und ſuchen zugleich die wilden Elephanten ſo viel möglich in ihrer Mitte zu behalten. Oftmals dauert dieſer Rückmarſch mehrere Tage, bevor ſie in die Piniate gelangen, und die nach und nach mit ihnen bekannter gewordenen wilden Elephanten folgen ihnen ruhig. Das am beſten abgerichtete Weibchen geht zuerſt in die Pforte, ihr folgen die übrigen nebſt den wilden. Sofort läßt man die Thür fallen; ſo finden ſie ſich mit einander in der Piniate eingeſchloſſen. Nun werden die Weibchen nach und nach durch die eine der entgegengeſetzten Pforten herausgelaſſen. Sobald ihr Abnehmen von den wilden Elephanten bemerkt wird, ſo gerathen ſie in Wuth und mißhandeln die noch übrigen Weibchen. Dann läßt man einen ſehr ſtarken männlichen zahmen Elephanten den Palliſaden des Nothſtalls ſich nähern. Kaum bemerkt dieſen der wilde Elephant, ſo wird er noch wüthender,

und ſucht mit ihm zu kämpfen; um ihm näher zu kommen, tritt er in das Pfahlwerk des Nothſtalls; allein jetzt läßt man ſchnell die Fallthür herab. Da er ſich nicht weiter rühren kann, wirft man ihm ſtarke Taue um die Beine, zwei große, zahme männliche Elephanten werden ihm zur Seite geſtellt, und mit ihm zuſammen gebunden. So gehen ſie mit ihm heraus, verſetzen ihm, wann er ſich unbändig zeigt, harte Schläge mit dem Rüſſel, führen ihn mit ſich zum Fluſſe, um ſich mit ihnen durchs Baden zu erfriſchen und zwingen ihn ſodann, mit ihnen in den Elephantenſtall zu gehen. Hier wird er noch ferner gebunden, bis ſich ſeine Wildheit gelegt hat, da ihn dann jene männlichen Elephanten von neuem mit ſich zum Waſſer führen. Auch pflegt man ihm häufig Waſſer über den Kopf zu ſchütten.

Es iſt wohl nur in Siam, daß ſich mehrmal Gelegenheit findet, zwei der größten, furchtbarſten Thierarten mit einander kämpfen zu laſſen. Nicht iſt hier die Rede von dem Kampfe des Tiegers mit dem Elephanten, der freilich auch in Siam, wie in mehreren Theilen Oſtindiens, eine der Hauptrollen bei den Jagden der Großen ſpielt, ſondern von dem Kampfe des Elephanten mit dem Krokodill.

Der Elephant ſucht bei dieſem Kampfe den Krokodill entweder gegen die Erde zu drucken, um ihn mit ſeinen Zähnen zu durchbohren, oder er bemühet ſich, dieß große Thier ſelbſt aufzuheben, es in die Luft zu ſchleudern, um

es beim Herabſtürzen mit den Füßen zu zerſtampfen.

Tachard ſahe einen Kampf von drei Elephanten gegen einen Königstieger. Hiebei waren indeß den Elephanten ein Theil des Kopfs und des Rüſſels durch eine Maſke geſchützt. Da zugleich der Tieger durch Stricke feſtgehalten wurde, ſo daß er ſeinen furchtbaren Ausfall, der gewöhnlich mit einem Sprunge geſchieht, nicht thun konnte, ſo war auf jeden Fall der Kampf zu ungleich. Der erſte Elephant näherte ſich dem Tieger, und verſetzte ihm mit dem Rüſſel einen ſo heftigen Schlag, daß er wie todt zur Erde ſtürzte. Indeß raffte er ſich bald wieder auf, und that unter entſetzlichem Geſchrei einen Anfall auf den andern Elephanten, der ſich ihm näherte. Dieſer zog aber auf eine geſchickte Weiſe den Rüſſel zwiſchen die Zähne zurück, faßte damit das Thier und ſchleuderte es hoch in die Luft. Nach dem betäubenden Schlag und Sturz wagte der Tieger nichts weiter; er lief ängſtlich längſt den Palliſaden umher, um eine Oeffnung zu ſuchen. Die drei Elephanten, welche man nun gegen ihn trieb, verſetzten ihm mehrere Schläge und hätten ihn unſtreitig hingerichtet, wäre nicht auf Fürbitte der Franzoſen der Kampf beendigt worden.

Aber ſogar Zweikämpfe von Elephanten gegen Elephanten giebt man in Siam als Schauſpiel. Zwei große männliche Kriegselephanten wurden durch Weibchen und durch das Zurufen ihrer Führer zum Kampf gegen einander aufge-

hetzt. Sie ſtürzten mit Heftigkeit auf einander los, die Splittern der zuſammentreffenden Zähne flogen gewaltſam umher, und in ihrer ſtets zunehmenden Wuth hätten ſie ſich unſtreitig einander aufgerieben, wären ſie nicht gewaltſam auseinander geriſſen worden. Man hatte zu dem Ende ſtarke Taue um ihre Hinterfüße gelegt, und hiemit wurden ſie, vermittelſt mehrerer Mannſchaft, endlich auseinander gebracht, bevor ſie ſich tödtlich verwundet hatten.

Die dichten Waldungen von Siam ſind ſo ſehr mit Elephanten angefüllt, daß der damalige Miniſter Phaulcon behauptete, man könne auf 20 Tauſend rechnen, die man miteinander als ein königliches Eigenthum anſahe. In einzelnen Jagden, ſagte er, brächte man zu Zeiten 50, ja 70 Elephanten ein. Wahrſcheinlich mögen beide Angaben übertrieben ſeyn, indeß iſt allerdings Siam eben ſo reich an dieſen Koloſſen, daß hiedurch zugleich der elende Anbau und die geringe Bevölkerung nur zu deutlich dargethan wird.

Ein zweites mächtiges Quadruped, welches hier hauſet und ebenfalls gejagt wird, iſt das einhörnige Rhinoceros (Rhinoceros Unicornis L.).

Dieß Thier, zu bekannt, um einer eigenen Beſchreibung zu bedürfen *), benutzt die hier

---

*) Eine der ſchönſten und richtigſten Abbildungen bleibt ſtets eine doppelte, die ſich in meines großen Lehrers B. S. Albini Tab. Muscul. hom.

Digitized by Google

ſich findenden undurchſuchten Gegenden, um ſich ruhig fortzupflanzen. Durch das heiße Klima gepflegt, durch ſeinen undurchdringlichen Panzer geſchützt, und von der geringen Menſchenzahl Siams nur ſelten beunruhigt, gedeihet es hier in Vollkommenheit. Und dieſe Localumſtände müſſen dem Thiere, welches, wie das Schwein, ſich gern in dem Sumpf und Kothe der unzugänglichen ſumpfigten Dickigten dieſes heißeſten Aſiens wälzt, ſehr willkommen ſeyn.

Es lebt hauptſächlich von ſtachlichten, diſtelartigen Gewächſen, ſeine rauhe Zunge erlaubt ihm dieß, jedoch hat die Natur ihm einen fingerähnlichen Fortſatz der Oberlefze zum Fühlen ſeines Futters verliehen. Siam hegt dann in ſeinen

---

T. 4 und 8 von Wandelaer befindet. Auch die Riedingerſche Figur iſt vorzüglich. Hr. Hofr. Blumenbach hat nach Campern eine genaue Darſtellung der Köpfe der beiden Rhinoceroten, des aſiatiſchen und des afrikaniſchen, gegeben, woraus ſich ergiebt, daß außer der Verſchiedenheit des einfachen und doppelten Horns, unſer aſiatiſches Naſehorn zwei kurze, ſtumpfe Vorderzähne beſitzt; ſtatt daß bei dem afrikaniſchen ſich nur vorn am Gaumen ein kleines blindes os intermaxillare zeigt, dagegen reichen bei letzterem die Backenzähne viel weiter vor, als bei dem aſiatiſchen. M. ſ. Abbild. Nat. hiſt. Gegenſtände I. T. 7. — Daß ſich beim Büffon, Schreber u. A. gute Abbildungen befinden, bedarf wohl keiner Anzeige.

bewaldeten feuchten Wildniſſen eine bedeutende Anzahl dieſes ſtörrigen, ſtumpfſinnigen, furchtbaren Thieres, obgleich es nur ein einziges Junges wirft. Die Jäger können daher mehrere derſelben auf einmal einfangen, und der König überſendet ſie oft andern aſiatiſchen Fürſten, z. B. dem Kaiſer von China, als Geſchenke.

Indeß iſt das Einfangen der alten Naſehörner von höchſter Schwierigkeit, und daher äußerſt ſelten. Gewöhnlich ſuchen die Jäger, indem ſie ſich der Mutter mit dem Kalbe unter dem Winde nähern, erſtere zu überraſchen, wann ſie ſich gelagert hat.

Die Undurchdringlichkeit der panzerartigen Haut nöthigt ſie, nur nach dem mit dünnerer Haut bedeckten Fleck, zwiſchen den Ohren, zu zielen; nach dem Tode der Mutter wird das Junge leicht eingefangen und erzogen. Da das Naſehorn einen äußerſt feinen Geruch beſitzt, ſo muß die Vorſicht des Jägers groß ſeyn, denn in der Wuth zerbricht es ſelbſt dünne Bäume, um den Feind zu erreichen, ihn mit ſeinem Horne zu zerreißen und ihn zu zertreten.

Die Siameſen finden das Fleiſch ſehr ſchmackhaft, ſie räuchern es auch wie Ochſenfleiſch und machen einander Geſchenke damit.

Beſonders hoch ſchätzen ſie aber das Horn. Bekanntlich beſteht es aus ineinander laufenden, oftmals in mehreren Richtungen ſich windenden, ſteifen Fibern, etwa von der Subſtanz der uns bekannten Hörner des Stiers, der Gazellen u. ſ. w. Die Siamer ſehen in dieſem Gewebe dann

allerhand ihnen ominöſe Figuren, und halten dieß Horn für ein entſcheidendes Schutzmittel gegen viele Arten von Gift. Daher trinken die Großen aus Bechern, die aus dem Rhinoceros-horne gedrechſelt ſind, und ſchätzen es ſo hoch, daß unter den Geſchenken, welche der König von Siam an Ludwig XIV. durch eigne Geſandte übermachte, mehrere Rhinoceroshörner befindlich waren.

Auch das Blut, beſonders das vom Herzen des Naſehorns, wird in Siam als ein ſpecifiſches Mittel gegen Bruſtbeſchwerden und mehrere andere Krankheiten angeſehen, und deßhalb aufbewahrt.

Das dicke Fell dient zu trefflichen undurchdringlichen Schildern; ſelbſt die dünne Haut löſen die Siameſen in Waſſer auf, um ſie als ein blutreinigendes Mittel zu genießen.

In dieſem Hauptſitze des Naſehorns widerlegt ſich aber die Sage von der natürlichen Feindſchaft des Elephanten und Naſehorns. Man weiß dort, daß beide Thiere friedlich mit einander die Bäche und Quellen beſuchen.

Jenes Mordvolk, das ſelbſt Menſchen von wilden Beſtien im Kampfe zerriſſen mit roher Tiegerfreude bejauchzte, reizte dann auch das Rhinoceros, völlig ſeiner Natur zuwider, zum Kampf mit dem Elephanten.

Plinius (H. nat. C. VIII. 20.) führt daher das einhörnige Naſehorn, welches mehrmal in den Spielen der Römer vorkam, als einen natürlichen Feind des Elephanten an. Auguſtus

hatte das Naſehorn bei ſeinem Triumphe über die Cleopatra zuerſt in Rom aufgeführt; es waren mithin wohl zuerſt afrikaniſche, zweihörnige Naſehörner, ſo beſchreibt ſie auch Martial bei dieſem Triumph (Cornu gemino) vielleicht zufällig nur mit einem Horne, wie dieſe auch in jenem Welttheile zuweilen vorkommen; auch ſahen wir, daß das einzelne Horn wenigſtens nicht das einzige Unterſcheidungszeichen der beiden Arten iſt.

Außer dem hier nur zu häufig vorkommenden Königstieger, deſſen Jagd wir bis zu dem eigentlichen Oſtindien verſchieben dürfen, haben die Elephanten, und noch vielmehr die übrigen großen fruchtfreſſenden Quadrupeden von Siam, jedoch mit Ausſchluß des Rhinoceros, noch mehrere reißende Thiere des Katzengeſchlechts zu fürchten.

Hieher gehören beſonders die Unze (Felis Unzia Schreber.), der Jagd-Leopard oder Gepard (F. jubata Schreb.) und wahrſcheinlich ſelbſt der Caracal oder Syah-Guſh (F. Caracal cauda subabbreviata, corpore unicolore, brunneo, auriculis barbatis L.).

Die Miſſionaire ſagen ausdrücklich, der Elephant habe an einem kleinen Tieger einen gefährlichern Feind, als an dem großen. Dieſer letzte erſetze durch Schnelligkeit, was ihm an Stärke mangle. Er ſchnellt ſich mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit auf den Nacken, zerfleiſcht ihn und läßt nicht nach, bis daß der Koloß zu Boden ſtürzt.

Der Kühnheit nach zu urtheilen, ſcheint der Caracal, der oſtindiſche Luchs, eher eines ſolchen Wageſtücks fähig, als jene beiden größern Katzenarten, wovon das weitere bei Oſtindien gleichfalls vorkommen wird.

Siam hegt, außer den hier angezeigten Katzenarten, einige weniger bekannte. So führt Turpin aus den Nachrichten der Miſſionaire eine derſelben an, die, wegen dunkel violetter Flecken ihrer Haut, unter die ſchönſten ihres Geſchlechts gehört. Man mußte ihr täglich ein Huhn opfern; wahrſcheinlich iſt es ein bis jetzt nicht beſchriebenes Thier.

In Siam lebt ſowohl das Zibetthier (Viverra Zibetha), als einige ihm ähnliche Viverren, welche ebenfalls ſtark nach jener Materie riechen, z. B. die Foſſane.

Büffel, wilde Schweine, ganze Rudel großer Gazellen, dienen jenen großen Würgern zur Jagd; auch findet ſich hier der ſo vielen Klimaten trotzende Bär.

Unter den Hirſcharten nennen die Nachrichten hier gleichfalls die Zwergantilope (Antilop. Pygmaea Pall.). Wegen ihrer niedlichen Geſtalt, ſie iſt kaum gegen 10 Zoll hoch, wird ſie von den Jägern ſehr geſucht, entzieht ſich aber ihnen leicht durch Schnelligkeit.

Daß verſchiedene wilde Thiere des Hundegeſchlechts hier zu Hauſe ſind, z. B. der Adive, ſcheint nicht unwahrſcheinlich. Zu welcher Gattung der Quadrupeden aber wohl der von dem Miſſionair Gervais ſogenannte Waſſertieger ge-

Digitized by Google

hören mag? Er ſoll die Größe eines gewöhnlichen Hundes haben, und beſonders auf die Hühner Jagd machen, vielleicht eine Fuchsart.

Nur im Allgemeinen reiche es hin, hier anzuzeigen, daß die Wälder Siams von ganzen Rudeln großer Affen wimmeln. Man ſieht ihrer oft 60 und mehr zuſammen, theils mit, theils ohne Schwanz, auch oft Paviane. Vielleicht mag der Gibbon, denn die Beſchreibung eines Affen, den man hier Onka nennt, ſcheint dem Gibbon angemeſſen, oder ſelbſt ein Ourang darunter begriffen ſeyn. Beſonders reich an geſchwänzten Affen, etwa 2 Fuß hoch, ſind die Ufer des Menam.

Die kleineren Quadrupeden dieſes reichen Landes ſind uns bis jetzt faſt gänzlich unbekannt; doch geſchieht der Flußotter Erwähnung, auch ſind hier unſtreitig der Vampyr (Vespert. Vampyrus) und kleinere Fledermäuſe einheimiſch.

Der nagenden Thiere iſt nicht gedacht.

Ein merkwürdiges hieſiges Quadruped iſt aber ein Manis oder das langgeſchwänzte Schuppenthier (Manis macroura Linn.); dieß bezeugt die Figur, welche Tachard davon mitgetheilt hat. Dieſes zahnloſe, bis auf den Bauch völlig mit Schuppen bedeckte Thier, das der Form nach einer Eidechſe ähnlich iſt, nährt ſich, wie die Ameiſenbären, von Inſekten, indem es die lange, cylindriſche Zunge darnach ausſtreckt. Es erklettert ſelbſt, um Nahrung zu ſuchen, die Bäume vermittelſt ſeiner ſtarken 5 Klauen, und rollt ſich zur Vertheidigung, wie der Igel und

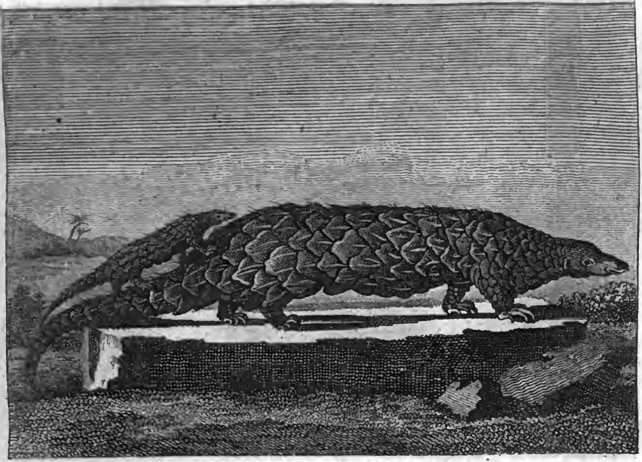
das Gürtelthier, zuſammen. Der Inſtinkt des Jungen iſt merkwürdig. Man ſahe, wie das kleine Thier, ſelbſt wenn es noch nicht hinreichend deutlich ſehen konnte, ſobald man es von der Mutter entfernte, durchs Gefühl, vielleicht auch durch den Geruch, die Mutter aufſpürte, und ſich ſofort ihr auf den Hintertheil des Rücken feſtklammerte und forttragen *) ließ. Kugelte ſich die Mutter zuſammen, dann wußte ſich das Junge in eine der Falten zwiſchen den Schuppen zu ſchmiegen, und dort feſtzuhalten.

Was die Hausthiere anbetrifft, ſo wird das Pferd größtentheils von andern Gegenden Indiens, beſonders von Java, eingeführt, auch bedarf man ſeiner weniger, da man ſich des Elephanten zum Reiten und Tragen häufig bedient, den Pflug zieht aber der Büffel und der Ochſe.

Des Schafs und der Ziege finde ich nicht gedacht, dagegen macht das ſiamiſche, mit tiefhinabhängendem Bauche, eine eigene Varietät des unſrigen; es iſt daſſelbe, welches man in China und in Auſtralien findet; ſein Fleiſch iſt ſchmackhaft und feſt, beſonders da, wo es, wie im Südmeere, von guten Vegetabilien genährt und ſorgſam gewartet wird. Da ſich der Hund in allen benachbarten Reichen findet, ſo lebt er ſicher auch in Siam, ob mir gleich keine Anzeige von der dortigen Hunderace vorgekommen iſt.

Die Ornithologie dieſes Landes erwartet noch

*) M. ſ. das Kupfer.



Das langschwänzige Schuppenthier (Manis macroura)

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

einen Latham, denn das wenige, was uns darüber bis jezt bekannt iſt, läßt nur überhaupt auf den Reichthum der dortigen Vögelarten ſchließen, da die Siamer ſogar durch den Handel, den ſie mit den ſchönen Federn treiben, einen bedeutenden Gewinn von den Holländern ziehen, welche ſie wiederum nach China und Japan verführen.

Die Miſſionaire erwähnen beſonders des wilden Pfaues, der dort ſehr häufig iſt, ferner mehrerer Arten Holz- und Turteltauben, worunter eine von vorzüglicher Schönheit ſeyn ſoll. Gervais beſchreibt aber umſtändlich als etwas (damals) merkwürdiges den Pelikan.

Der ſchönſte Vogel des Landes wird dort Caipha genannt, ein Ausdruck, der ſo viel ſagt als Himmelshuhn. Er hat etwa die Größe eines welſchen Hahns, iſt aber von weit feinerer Bildung. Die Füße ſind roth, der Rücken und das untere der Flügel ſchwarz, wie Sammet; der Bauch purpurfarben mit blau und gelb gemiſcht. Sein Schwanz ſpielt vielfache Farben und iſt aufrecht, wie bei unſerm Haushahn; der hohe Hals iſt mit glänzend ſchwarzen Federn bedeckt; die Augen ſind roth und ein Federbuſch von nämlicher Farbe prangt auf ſeinem Kopfe. Sehr wahrſcheinlich gehört dieſer ſchöne Vogel zu den Faſanen.

Einen gleichen Platz nimmt auch wohl ein, der noch größere Vogel, Nocriенn genannt. Sein kleiner Kopf iſt ebenfalls mit einem rothen Federbuſch geziert, und von eben dieſer Farbe

ſind auch die Beine, allein der Körper iſt röth-
lich (gris de lin), mit einem Silberglanze.
Man zieht dieſen ſchönen Vogel in den Häuſern,
vorzüglich waren die in Siam wohnenden Ma-
hometaner große Liebhaber davon.

Beſonders reich iſt Siam an Papagaien von
allen Arten und Farben. Man ſieht große Züge
davon. Die ſchwarzen lernen am leichteſten ſpre-
chen. Am häufigſten ſind hier die kleinſten Pa-
pagaien; der Hängevogel (Psittacus Galgulus L.)
und, der Beſchreibung zufolge, wohl auch der
Zwergpapagai (Psitt. Pullarius L. — l'Insepa-
rable). Die erſtern ſieht man in ungeheuern
Schaaren ziehen. Dieſe kleinen, niedlichen grü-
nen Vögel, mit rothem Schnabel und purpur-
farbener Bruſt, werden ſehr leicht zahm. Um
ſie zu fangen, ſetzt man einen derſelben in einen
Käfig, thut viel gekochten Reis, wovon ſie große
Liebhaber ſind, hinein, legt einen langen Stock
mit Vogelleim beſtrichen über den Käfig, und
zieht ihn hiemit einige 30 Fuß in die Höhe.
Der zahme Papagai frißt und hüpft unten im
Bauer umher, und ſobald er Züge ſeines Glei-
chen erblickt, plaudert und ſchreiet er ſtark.
Mehrere des vorübereilenden Zuges, hiedurch ge-
reizt, eilen zu dem Gefangnen und hängen ſich
an die Leimruthe, nach ihrer Gewohnheit den
Kopf nach unten, daher der linneiſche Name.
Die Knaben laſſen ſodann nur den Käfig herab,
da dieſe kleinen Vögel nicht ſtark genug ſind,
ſich von den Leimruthen loszureißen. Theils
werden ſie an die Fremden verkauft, theils ge-

geſſen, denn das Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft. Ebenfalls fängt man ſie leicht, da ſie dem friſchen betäubenden Saft des Kokusbaums ſehr nachgehen und dann hievon trunken werden. Uebrigens lernen dieſe artigen Thiere nicht ſprechen.

Wahrſcheinlich kommt eine Art der Paradiesvögel (Paradisea L.), deren die Miſſionaire in Siam unter dem Namen Himmels- oder Sonnenvögel erwähnen, und die ſie nach der veralteten Sage als ohne Füße beſchreiben, hier nur als Zugvogel vor. Bekanntlich iſt dieſes ſchöne Geſchlecht weiter öſtlich, beſonders auf Neu-Guinea, einheimiſch, macht aber Streifzüge zu den weſtlichern Inſeln und Ländern.

In noch größerer Anzahl, als die der Papagaien, finden ſich hier kleine Vögel, welche die Nachrichten mit dem Namen der rothen Sperlinge belegen. Sie ſind dort den Früchten ſo ſchädlich, daß man deßhalb, wie bei uns, Klappern und Strohmänner in die Reisfelder ſtellt.

Drei verſchiedene Arten der ſchönen Nectarinen geben hier die Miſſionaire an, oder ihnen zufolge Colibris (Oiseaux Mouches). Sie haben kaum die Größe eines kleinen Fingers, der Schnabel iſt einer Nadel gleich, und ihre Nahrung beſteht nur in dem Saft der Blumen, wie bei mehreren Inſekten. Indeß mag hierunter doch wohl ein ſehr kleiner Vogel einer andern Gattung ſeyn, denn bei der einen Art, welche Bleiſchnabel (bec de plomb), wegen der Farbe

des Schnabels, genannt wird, iſt die Bildung des Schnabels wie bei den Sperlingen.

Hier findet ſich denn gleichfalls einer der Hornvögel (Buceros). Der Beſchreibung nach wahrſcheinlich der ſogenannte zweihörnige Hydrocorax oder Calao bicornis, denn die Miſſionaire beſchreiben ihn als einen wirklich zweiſchnäbligen Vogel; indem nämlich ein ſtarker hohler, horniger Aufſatz über dem Schnabel, dem letztern gerade entgegen gerichtet, auswärts ſteht und ihm ein ſeltſames Anſehn giebt *).

Die ſchöne Abbildung, welche v. der Schley in der Allamandſchen Figur geliefert hat, giebt dem Vogel, aufrecht, die Höhe von 30 Zoll rheinländiſch. Der Körper iſt obenauf beinahe ſchwarz, unten am Leibe braun und weiß gemiſcht. Die Spitze des ziemlich langen Schwanzes iſt weiß. Er hat Schreitfüße (P. gressorii), eine Hinterzehe und drei Vorderzehen, wovon die mittelſte genau mit der innern bis zum dritten Gelenke, mit der äußern aber nur bis zum erſten Gelenke verbunden iſt.

Hr. Hofrath Blumenbach hat uns belehrt, daß der große, leichte Doppel-Schnabel dem Vogel als Luftbehälter dient, und mithin ihm eben ſo weſentlich iſt, als die Luftbehälter, welche ſowohl im Unterleibe, als ſelbſt in den Knochen der Vögel vorhanden ſind und mit den Lungen in Verbindung ſtehen, wodurch ſich denn

*) M. ſ. das Kupfer.

Der Calao. (Hydrocorax Indicus.)

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

die Luft darin erneuern kann und zugleich ihr Daſeyn in der Atmoſphäre erleichtert.

Verſchiedene Nachrichten geben dieſen merkwürdigen Vogel für fleiſchfreſſend aus; darin kommen ſie indeß größtentheils überein, daß er Ratten und Mäuſe fängt, und bei ſeiner ſehr kurzen Zunge ſich genöthigt ſieht, dieſe Beute zuvor in die Höhe zu werfen, um ſie hiedurch tief in die Kehle fallen zu laſſen. Er wird auf den Molukken und andern Theilen des heißeſten Indiens gezähmt, und als Hausthier behandelt. Er ſoll ſowohl die Muskatnüſſe, als auch die, andern Thieren ſo ſchädliche Brechnuß (Nux vomica), unbeſchadet genießen.

Sonderbar genug iſt, daß man hiebei lernt, den Siameſiſchen Eheleuten ſey die Idee des Gehörnten eben ſo widrig und bedeutungsvoll, als bei uns. Sie leiden nämlich den aufbewahrten gehörnten Kopf nicht in ihren Wohnungen, indem ſie glauben, es ſey dieß für Eheleute ein böſes Zeichen, das nur Zwietracht veranlaſſe!

Die an dieſem Vogel bemerkte ſonderbare Eiferſucht gegen ſein Weibchen mag hiezu wohl die Veranlaſſung gegeben haben. Sie leben ſtets paarweiſe. Sie bauen in großen Höhlungen der Bäume, das Weibchen brütet ununterbrochen, und der Mann verzimmert oder verklebt die Höhlung bis auf eine ſo kleine Oeffnung, daß er ihm nur die Nahrung dadurch hineinreichen kann. Jedesmal, ſo erzählen die Siamer, wenn er dem Weibchen die Fütterung bringt, geht er

mit ſcharfen Blicken um das Neſt umher, und forſcht genau, ob ihm, außer ſeinen eigenen, irgendwo Spuren oder Fußſtapfen von Vögeln ſeiner Art vorkommen. Bemerkt er dergleichen, dann öffnet er von neuem die Höhlung, läßt das unglückliche Weibchen heraus und tödtet es aus Eiferſucht.

Nützlich ſind dieſem Lande die Geier von der Größe eines welſchen Hahns, und die Raben. Beide finden ſich in unglaublicher Menge; ſie ſäubern das Land, beſonders die Städte, von allem thieriſchen Abfall und Unreinigkeiten. Daher ſchätzt man ſie hier ſo ſehr, daß fromme Perſonen bei ihrem Sterben feſtſetzen, ihr Körper ſolle dieſen gierigen Vögeln Preis gegeben werden.

Unter jedem Zuge oder Volke von Geiern ſieht man einen weit größern und ſtärkern Vogel anderer Art. Seine ſtarken Beine ſind anderthalb Fuß hoch, ſein mächtiger Schnabel iſt ſehr gekrümmt und hält über 8 Zoll. Dieß Thier hat ein finſteres Anſehn, und man behauptet, er verzehre ſogar die Knochen. Der ſehr gekrümmte Schnabel ließe wohl auf einen großen Adler deuten, und es wäre ſonderbar, dieſen unter den Geiern zu finden.

Siam iſt überdem reich an Strandläufern, Enten und Waſſervögeln aller Art, wie auch nicht weniger an Eulen und andern nächtlichen Vögeln. Von Singvögeln nennen die Miſſionaire unſere Nachtigall als einen aus Europa herübergeführten Vogel; ein ſchwer zu glauben-

der Fall; wahrſcheinlich nur ein Vogel, der etwas melodiſcher pfeift, als die hieſigen übrigen Singvögel.

Was die Amphibien betrifft, ſo iſt dieſes Land einer der Hauptſitze des Krokodills, und höchſt wahrſcheinlich kommen hier ſowohl der gemeine Krokodill, als der Gavial oder langſchnauzige Krokodill (Crocodilus gangeticus) des Ganges vor.

Man macht ſelbſt auf dieſe ſtarken Ungeheuer Jagd. Der Ritter Forbin beſchreibt zwei Arten der Krokodillenjagd. Einer lebendigen Ente wird ein Stück Holz, etwa 10 Zoll lang und verhältnißmäßig ſtark, am Bauche befeſtigt, und mit einem zwar dünnen, aber feſten Seile verbunden, woran ſich zugleich Bambusrohr befindet, um wegen ſeiner Leichtigkeit als Kork zu dienen. Die ins Waſſer gelaſſene Ente erhebt wegen des ihr unangenehmen, ſie feſthaltenden Gewichts ein heftiges Geſchrei. Der Krokodill eilt hierauf bald herzu, bemächtigt ſich der Ente, wird aber durch den zugleich mit hinabgeſchluckten Stab, der ihm in der Kehle ſtecken bleibt, ſelbſt gefangen. Sobald die Fiſcher dieß durch die Bewegung des Bambu bemerken, ziehen ſie das Thier an die Oberfläche des Waſſers und werfen ihm mehrere ſtarke Harpunen in den Körper. Hierauf wird es an das Land geſchleppt und mit Aexten getödtet.

Die andere Art, ſich ſeiner zu bemächtigen, iſt einfacher. Sobald man ein Krokodill am Lande bemerkt, ſcheucht man es durch Schüſſe zum

Digitized by Google

Waſſer zurück, denn das Thier iſt furchtſam. Sofort gehen mehrere Kähne ab, um darauf Jagd zu machen. Das Krokodill bleibt nicht lange ohne Athem zu ſchöpfen unter dem Waſſer. Es kommt hervor und öffnet den Rachen. Mit großer Geſchicklichkeit werfen ihm die Jäger ſofort viele Harpunen in den offenen Rachen, und es wird gefangen. Dieſe Jagd iſt angenehmer, als die erſte.

Das Fleiſch des Krokodills iſt, nach dem Zeugniß eben dieſes Franzoſen, nicht unangenehm von Geſchmack. Es iſt dabei weiß; doch geſteht er, daß es dem Fleiſche des Haifiſches nahe kommt, mithin wohl den Magen eines Matroſen erfordert.

Von andern Eidechſen kommen hier beſonders das Chamäleon und der Tokai vor. Letztere hält der Gr. **la Cepede** für einerlei mit dem Gecko (Lacerta Gecko, cauda tereti, digitis subunguiculatis, auribus concavis L.).

Der Gecko gehört unter die Eidechſen mit großen dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen. Er iſt etwa 1 Fuß lang, hat der Form nach einige Aehnlichkeit mit dem Chamäleon, und ſoll ſeinen Namen von dem Geſchrei haben. Auch der Tockai oder Tockae erhält in Siam von ſeinem Geſchrei ſeinen Namen. Allein wenn hierin ein Grund der Gleichheit des Gecko mit dem Tockaeo liegen ſoll, ſo ſcheint hiegegen zu ſtreiten, daß der Gecko ein ſo giftiges Thier iſt, daß man nicht nur auf Java mit ſeinem Speichel die Pfeile vergiftet, ſondern daß ſogar ſein Fußtritt die Stelle, worüber er lief,

gefährlich macht. Die Miſſionaire von Siam ſagen dagegen, der Tockaeo ſey durchaus nicht giftig (cet animal n'a point de venin). Auch ſcheint ſelbſt die Beſchreibung des letztern nicht völlig mit der des erſtern zuzutreffen. Ueberhaupt giebt es hier noch viel Unbeſtimmtes.

Siam hegt gleichfalls, ſo wie die Sund- und Molukkiſchen Inſeln, fliegende Eidechſen; indeß ſcheint die Beſchreibung, welche uns der Biſchof von Tabraca davon giebt, ebenfalls nicht auf den ſogenannten fliegenden Drachen (Draco volans L., eigentlich Lacerta volans) zu paſſen. Jenen Nachrichten von Siam zufolge hat das Thier keine Flughaut zwiſchen den Beinen, wie der (kleine) Drache der Molukken, ſondern neben den Vorderbeinen an jeder Seite eine runde Blaſe, ſo wie eine ähnliche unter dem Kinne. Dieſe bläſt es nur auf, um ſich zum Fliegen von einem Baume zum andern leichter zu machen, man ſieht dieſe Schläuche zu anderer Zeit nicht; die Blaſe unter dem Kinne käme der der Kropfeidechſe (Lacerta strumosa) nahe. Dieſe unſchädlichen Thiere finden ſich in Siam in vielen Gärten, und dienen den Kindern zum Zeitvertreib.

Unter mehreren Arten hieſiger Schlangen findet man einige von ungeheurer Größe. Es giebt deren von 20 Fuß Länge und $1\frac{1}{2}$ im Durchmeſſer. Dieſe Ungeheuer ſind indeß nicht giftig, und daher weit weniger gefürchtet, als die kleineren, giftigen.

Hierunter erwähnen die Miſſionaire zuerſt die

Hutſchlange, Cobra di Capello, deren wir bei anderer Gelegenheit umſtändlicher gedenken werden.

In den Waldungen finden ſich Vipern und ſicher mehrere uns noch unbekannte giftige Schlangenarten.

Eine ſehr kleine Schlange, nur von einem halben Fuß Länge und eines Fingers dick, iſt aber deßhalb hier ſehr gefürchtet, weil ſie bei einem ſtarken Gifte ſich überall ungeſehen einſchleicht.

In Siam gehen die Meerſchildkröten bis auf 40 Meilen (lieues) in die Flüſſe. Sie ſuchen dort die kleinen Inſeln auf, um ihre Eier, oftmals über 40, zu legen, und in dem Sande der Ufer auszubrüten. Niemand darf ſie dort tödten; der König hat dieſe Lagerſtätten verpachtet, und gewinnt dadurch anſehnlich.

Von Fluß- und Landſchildkröten giebt es hier ebenfalls mehrere Arten, einige ſollen nur in Siam vorkommen, ſchade daß ſie nicht gehörig beſchrieben ſind. Bei mehreren iſt nicht nur das Fleiſch, ſondern ebenfalls die Schale ſchätzbar.

Noch einträglicher iſt aber die hieſige Fiſcherei, ſowohl wegen der vielen Arten von Fiſchen, als wegen ihrer Menge.

Wenn es gleich jedermann erlaubt iſt, zu fiſchen, ſo muß dennoch ein königlicher Beamter, Abrataenum genannt, darauf Acht haben, daß nicht auf einmal zuviel gefangen und ſo der Fiſcherei im Ganzen geſchadet werde.

Ein Fiſch, welcher der Beſchreibung nach un-

Digitized by Google

ſerm Schellfiſche ähnlich, jedoch weit größer iſt, hier aber von den Europäern Caboſch genannt wird, und in dem Hauptfluſſe in Menge lebt, macht einen bedeutenden Handelszweig aus. Die Siamer nehmen ihn aus, trocknen und ſalzen ihn, und verhandeln ſodann große Quantitäten davon an die Holländer nach Batavia.

Auch ſalzt und bewahrt man in großer Menge eine Schollenart, von den Miſſionairen Salite genannt, ob ſie gleich nicht viel größer iſt, als eine Hand; ſie ſteigt ebenfalls in den Hauptfluß Menam.

Drei Arten Rochen (Raja L.) genießt man hier. Die großen von 4 Fuß und einem eben ſo langen Schwanz, ſind am ſchlechteſten, aber auch am wenigſten gefährlich, da ſie keinen Stachel haben. Die kleineren, ſchmackhaftern, ſchießen dagegen ihren Stachel gegen die Fiſcher und verwunden ſehr ſchmerzhaft. Die dritte Art ſcheint offenbar der Krampfroche (Raja Torpedo L.) zu ſeyn, denn die Fiſcher bezeugen, daß man ſtets einen betäubenden Stoß erhält, ſelbſt wenn man ſie nur vermittelſt eines langen Stockes berührt. Man nennt ſie hier Feuerrochen, weil ſie beim Berühren auf der Haut Blaſen ziehen.

Unter den größern Seethieren kommen hier noch die Haien, ferner Phoken, oder Seekälber, und endlich der Lamentin, wahrſcheinlich der Dugong der Philippinen, vor. Die Siamer nennen letztern, nicht ohne Grund als wirkliches Säugthier, den weiblichen Fiſch.

Digitized by Google

Noch rechnen die Miſſionaire von kleineren Fiſchen, die Sardellen, ferner einen Fiſch, der bei der Geſtalt des Herings einen Stachel am Schwanze hat, womit er, jedoch ſehr unſchädlich, die Fiſcher verletzt. Er iſt von vorzüglich gutem Geſchmack. Von einigen andern eßbaren Fiſchen kennen wir nur aus eben dieſer Quelle die Namen. Hieher gehört der Beſchreibung zufolge auch vielleicht der Kugelfiſch (orbis laevis Catesby), hier der Bontal oder die Meerkröte genannt; oder auch der ſtachlichte Kugelfiſch (Diodon Hystrix), oder vielleicht ein Mola, die Stacheln ſind aber nicht erwähnt.

Uebrigens werden wir bald Gelegenheit haben zu bemerken, daß dieſe Nation nicht ſehr ekel iſt. Die hieſigen Fröſche werden nicht nur häufig gegeſſen, jedoch nie die Kröten, ſondern Forbin ſahe, wie ein Mandarin einen weißen Wurm, 9 Zoll lang und verhältnißmäßig dick, lebendig als einen großen Leckerbiſſen verzehrte; der Franzos, welchem er ihn zuerſt als etwas köſtliches angeboten hatte, wies ihn mit Abſcheu zurück. Freilich giebt es auch bei uns Perſonen, welche die fetten Würmer der Haſelnüſſe, die Larven des Nußkäfers (Curculio nucum) mit Wolluſt verzehren, und ein großer weißer Wurm der Palmbäume, wahrſcheinlich ebenfalls eine Käferlarve, wird in Oſtindien für ſehr ſchmackhaft gehalten.

Wer würde dieſem Lande nicht einen de Geer oder Illiger wünſchen, denn das wenige, völlig unbedeutende, welches uns die Miſſionaire ſo

unbeſtimmt von den hieſigen Inſekten erzählen, läßt außerordentliche Schätze in dieſem Fache vermuthen.

Die Luft, ſagen ſie, iſt mit vielartigen Schmetterlingen von dem ſchönſten Farbenſpiel angefüllt. Hierunter ſind dann viele mit beſiederten, beſtäubten Flügeln, andere aber mit transparenten wie mit durchſichtigen Glasſpiegeln; vielleicht wie Papilio Piera behaart.

Zur Nacht werden die Bäume von unzähligen Leuchtkäfern und Fliegen erhellt. Dieſe Fliegen, da ſie unſchädlich ſind, dienen den Kindern zum Spielwerk, man bemerkt ſodann, daß ſie am ſtärkſten leuchten, wann ſie ſich aufblaſen oder die Luft einathmen.

Unter den Käferarten iſt beſonders der große Goldkäfer berühmt. Seine Flügel ſind grün und gold emaillirt, der Kopf fällt bei gleichem Glanze ins röthliche. Man findet ihn hauptſächlich innerhalb der Wurzeln eines Baums den man Ervil nennt; die Knaben ſuchen ihn auf um ihn in eigenen Schachteln zu bewahren und mit Baumblättern zu füttern.

Ein anderer ſonderbarer Käfer erzeugt ſich in dem Miſt der Elephanten. Er iſt ſchwarz, und ſeine Flügeldecken ſind ſo ſtark und hart, daß ſie ein einziges Schild bilden. Aber das merkwürdigſte iſt der Kopf. Er iſt mit mehreren Spitzen beſetzt, welche eine rüſſelförmige Geſtalt haben, und in der Mitte ſteht ein kleines Horn. Dieſes Inſekt hat 4 (?) hohe Beine, wodurch es über einen Zoll über den Boden hervorragt.

Digitized by Google

Es fliegt zu den Gipfeln der höchſten Palmbäume, und frißt vorzüglich das Herz oder den Kohl der Kokospalme, ſo daß ſie oftmals deßhalb abſtirbt.

Die Wälder erſchallen hier von dem Geſchwirre der Grillen und wahrſcheinlich der Cicaden. Man hört es ſelbſt auf den Schiffen eine Viertel Meile weit, und es ſcheint oft wahre Muſik zu ſeyn (auſſi cadencé que de la muſique).

Daß in dieſem ſo ſtark bewäſſerten und heißem Lande eine unglaubliche Menge verſchiedener Mücken, Stechfliegen und ähnliche Menſchen- und Thierplager ſich erzeugen, bedarf wohl eben ſo wenig einer weitern Erwähnung als der vielartigen Ameiſen, und, der Beſchreibung nach, Termiten. Von den letztern gedenken die Miſſionaire beſonders der weißen als der furchtbaren, da ſie ſelbſt ganzen Häuſern gefährlich ſind, wie in Afrika.

Tauſendfüße und Skorpionen giebt es hieſelbſt zwei verſchiedene Arten, weiße und ſchwarze. Der Stich der weißen Skorpione iſt weniger ſchädlich als der der ſchwarzen, den man für tödtlich hält. Auch iſt das Thier ſelbſt von furchtbarem Anſehen; die Scheeren ſind ſo ſtark als die des Krebſes; man ſoll einige dieſer Thiere finden die über einen Fuß in die Länge halten.

Die Heuſchrecken und ſogar die Eier der Spinnen werden hier ſehr ſchmackhaft gefunden. Von letztern giebt es eine Holzſpinne deren Biß ſehr gefährlich iſt.

Krebſe, Hummer und Krabben kommen hier von vielen Arten vor. Die Miſſionaire erwähnen auch des Tourlerou, oder der auf den Antillen durch ihre Wanderungen ſo berühmten Landkrabbe *).

Die Garneelen (Canc. Crangon) ſind hier in ſo ungeheurer Anzahl und von ſo allgemeinem Nutzen, daß die Siamer ſie nicht nur mit Reiß gekocht häufig genießen, ſondern faſt jede Speiſe damit wie mit Butter zu bereiten pflegen, um dadurch die Eßluſt zu reizen.

Der Beſchreibung zufolge, welche die Miſſionaire von einem beſchaalten Thiere geben, dürfte man faſt annehmen, daß hier der große Kiefenfuß (Monoculus Gigas) gefunden werde. Sie bemerken dabei, daß die Eier dieſes Thiers, ſobald ſie nicht mit einer beſondern Vorſicht zubereitet werden, ein tödtliches Gift ſeyen.

Eigentliche Schaalthiere (Teſtacea) z. B. Auſtern, ſind hier ebenfalls im Ueberfluß; die Siamer eſſen ſie aber nicht. Die Schale der Perlemutter (Mytilus margaritiferus) nachdem ſie ſie durch Säuren, z. B. Eſſig oder Citronen abgebeizt haben, ſägen ſie in mehrere Platten zum verarbeiten. Es finden ſich auch gute Perlen darinne.

Von Gewürmen zeigen ſich hier die dem Wanderer ſo läſtigen Erdblutſauger; wovon wir, ſo viel mir bekannt iſt, noch keine genaue Be-

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang.

ſchreibung haben, obgleich dieß Thier gleichfalls im diesſeitigen Oſtindien, beſonders auch auf Ceilan, vorkommt.

Das Meer liefert, beſonders bei Mergui, den Einwohnern mehrere Arten eßbarer Weichthiere (Mollusca), z. B. eine große Meerneſſel (actinia) in der Form eines runden Huts. Man reinigt ſie bis zu der Durchſichtigkeit eines weißen hellen Gallert, ſchneidet ſie ſodann in Streifen und genießt ſie mit Gurken vermiſcht als Salat.

Dieß wären etwa die Hauptzüge des Gemähldes von den bisher bekannt gewordenen Schätzen der Naturreiche in Siam.

Wer da bedenkt daß ſie nur von wenig kundigen Beobachtern zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgefaßt ſind, daß ſie dennoch bewundernswürdige Thatſachen und eine große Anzahl für uns großentheils unbeſtimmter Produkte, beſonders der organiſirten Natur enthalten, dem zeigt ſich ſchon aus dieſen höchſt unvollkommnen Angaben ein unermeßlicher Reichthum, und eine Mannigfaltigkeit von nützlichen Erzeugniſſen, die den Wunſch auf das heißeſte rege machen, daß endlich ein Humbold oder Hofmansegg auch hier durch ihren edlen Entdeckungseifer der Menſchheit dieſe weiten, unerſchöpflichen Regionen erobern möchten.

Der Menſch.

Das wichtigſte Erzeugniß der Natur, der Menſch, ſollte zufolge der rein geographiſchen

Lage des Landes, in Siam, den Burmahnen, mit welchen wir kurz zuvor bekannt wurden, ähnlich ſeyn.

Achtet man hingegen zugleich auf die natürliche Bildung des Bodens von Siam, alſo auf deſſen phyſiſche Geographie, dann darf man hier merkliche Verſchiedenheit erwarten.

Ein, mehrere Monate hindurch überſchwemmtes Thal, reizte ſchwerlich den Menſchen ſich dort willkührlich anzuſiedeln. Höchſtens konnte er aus Noth ſich in dieſe feuchte, durch ungeheure Heere blutſaugender Sumpfthiere widrige Region hinabziehen. Nur das Schickſal ſich aus einem freien, höhern benachbarten Lande gewaltſam vertrieben zu ſehen, ließ ihn hier vor ſeinen Ueberwindern einen Zufluchtsort ſuchen. Tobte nun der Aſiate auf allen Siam umgebenden Seiten und Anhöhen unter ſich in wilden Fehden, ſo mußte unſer ſumpfiges Siam den Beſiegten mehrerer Nationen ein gemeinſchaftlicher Sammelplatz werden.

Es entſtand mithin ein eigenes, jüngeres Volk, ein Gemiſch mehrartiger Nachbarn, das, wann es gleich Spuren ſeiner verſchiedenen Ahnherrn an ſich trug, dennoch ein neues Ganze erzeugte.

Mit dieſen Ideen treffen auch die Sagen der Vorzeit und ſoweit ſie reichen, die älteſten ſchriftlichen Nachrichten der Siamer, ziemlich genau zu. Sie beſtätigen nämlich, daß durch die Kriege und Verheerungen in Laos, Cochinchina, Tunkin und China, in Oſt und Nordoſt, ſo

Digitized by Google

wie in Weſten durch die der Peguaner und Birmanen, und endlich in Süden der wilden Malayen, Siam nach und nach eine beträchtliche Maſſe Menſchen, Flüchtlinge jener Nationen erhielt, die dann dieß Land anbaueten, ſo weit die dem Klima ſelbſt angehörende Trägheit es nur zuließ. Daher mußten hauptſächlich längſt den fiſchreichen Gewäſſern, vorzüglich längſt den beiden Ufern des großen Menams, Ortſchaften und Städte hervorgehen, während daß die entferntern Gegenden unbenutzt den wilden Beſtien aller Art zum Aufenthalt übrig gelaſſen wurden.

Einige jener Urvölker hatten noch im ſiebzehnten Jahrhunderte und ſpäter, einzelne Colonien in Siam; allein die meiſten ſind nach und nach dem Ganzen einverleibt, und die Regierung ſuchte dieß ſelbſt zu befördern, um dadurch den Geiſt der Landsmannſchaften und die daraus entſtehenden Fehden zu erſticken. Indeß haben ſich einige, beſonders die Chineſen, noch ſtets als Coloniſten von dem übrigen Volke abgeſondert, und zeichnen ſich ſowohl durch ihr Aeußeres, als noch beſtimmter, durch ihre große Betriebſamkeit und ihren regen Handelsgeiſt, vortheilhaft aus.

Auch von den übrigen Urnationen gab es noch zu Louberens Zeit mehrere einzeln in der Hauptſtadt zuſammenwohnende Haufen; er zählte gegen 20 die ſich ziemlich von einander unterſcheiden ließen. Hierunter waren indeß auch die Europäer mit gerechnet, welche des Han-

dels wegen ſich hier niedergelaſſen hatten, z. B. die Holländer, die Franzoſen.

Der Siamer, nämlich die Mehrheit des Volks ſelbſt, entſpricht, der Farbe nach, dem Klima. Das grünlich Gelbe des Hindoſtaners iſt auch hier ſchon weit dunkler, ja ſchwärzlich; dennoch ſchimmert oft auf den Wangen etwas Röthliches durch.

Das Haar iſt ſchwarz doch nicht wollicht, ſondern lang und ſtraf. Die Zähne werden durch Kunſt geſchwärzt.

Der Bildung nach iſt der Siamer zwar unter mittlerer Größe, jedennoch wohl geſtaltet.

Das Geſicht iſt breit, beſonders um die Backenknochen; die Stirn läuft aber ſpitzer zu, faſt wie das Kinn; die Naſe iſt kurz und ſtumpf; die Augen ſind klein und übelgeſpalten; das Weiße im Auge fällt ins Gelbe.

Die ſchon von Natur anſehnlichen Ohren, zerren die Siamer, Schönheits halber, wie bei vielen andern Nationen der heißen Zone, durch ſchwere Ohrgehänge zu einer uns widrigen Größe; ſie erweitern dabei die Ohrlöcher ſo ſehr, daß man beinahe eine Hand durchbringt, ein Fall der ebenfalls im benachbarten Reiche Laos gewöhnlich iſt.

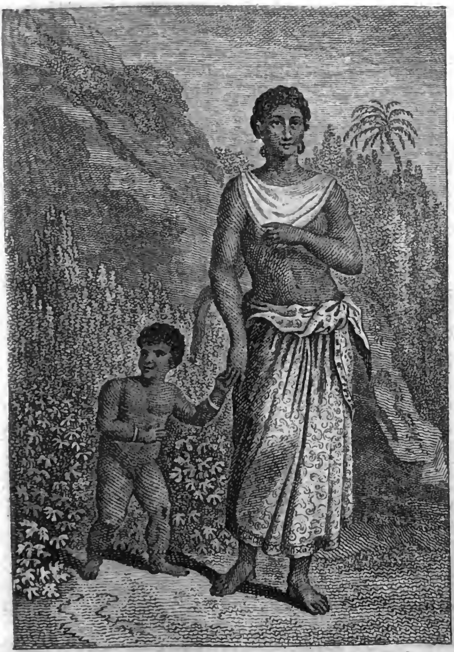
Das andere Geſchlecht unterſcheidet ſich nicht ſehr durch feinere Geſichtszüge von den Männern; nur durch den hangenden Buſen und die Kleidung weichen ſie am deutlichſten von dieſen ab.

Da die Kinderblattern unter dieſer Nation häufig wüthen, ſo vermehren ihre Narben das Unangenehme der Geſichtsbildung. Uebrigens ſieht man hier höchſt ſelten Menſchen die fehlerhaft gebauet oder verkrüppelt wären, außer durch äußere Zufälle.

Dem Klima gemäß iſt die Kleidung äußerſt leicht; und die Kinder gehen bis nach dem fünften Jahre völlig nackend.

Die Erwachſenen geringen Standes bedecken gewöhnlich nur die Hüften mit einer Pagne, einem Stück baumwollen Zeug, das ſie zwiſchen die Schenkel ſo durchziehen, daß es eine Art von weitem Beinkleide bildet. Bei dem Frauenzimmer hängt die Pagne bis über die Wade herab und iſt oft reich geſtickt. Dieſen Theil des Unterleibes nie entblößt zu zeigen halten ſie für eine ſo ſtrenge Pflicht, daß die Franzoſen genöthigt wurden ihren, ſich dort nackend badenden Soldaten, Pagnes zum Baden zu geben, um den Siamern nicht anſtößig zu werden; denn das Volk fing an öffentlich über dieſe Schamloſigkeit zu murren.

Die Großen, die Mandarinen, tragen ein Hemd von Muſſelin ohne Kragen, daß jedoch den Unterleib unbedeckt läßt; in der kalten Jahrszeit wickeln ſie ſich in einen Mantel, den ſie ſchärpenmäßig um ſich ſchlagen. Den Kopf bedeckt eine koniſch in die Höhe laufende ſpitze Mütze, die oftmals reich mit Gold oder auch feinen Steinen beſetzt iſt; letzteres iſt vorzüglich



Siamische Frau nebst ihrem Kinde.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

bei dem Könige der Fall, die Mütze oder Spitzhaube ſelbſt iſt dann von weißem Muſſelin *).

Auf Reiſen ſchützen ſich bei heftiger Sonne die Geringeren wohl mit runden Hüten.

Das Volk geht barfuß, die Schuhe der Vornehmen laufen ſpitz zu und haben keine Hacken.

Man trägt hier, außer den Ohrgehängen, wenig Kopfſchmuck. Die Haare werden bei beiden Geſchlechten auf dem Wirbel mit der Scheere kurz geſchnitten, tiefer herab reißen einige das Haar fleckweiſe, kreisförmig aus, das übrige hängt aber lang um den Kopf herab.

Armbänder trägt nur die Jugend. Auch die Siamer halten wie die Chineſen außerordentlich viel auf lange Nägel. Bei den Vornehmen und den modigen Herren und Damen, ſieht man, beſonders an der rechten Hand, Krallen von mehreren Zollen, ja die galanten Damen tragen ſogar gemachte Nägel von 4 Zoll.

Die Siamer ſind reinlich. Sie baden ſich häufig, ja in einem Tage mehreremal. Theils ſteigen ſie in das Waſſer, theils laſſen ſie ſich nur mit Waſſer übergießen. Sie ſalben ſich ſodann, und beſtreichen den Körper mit wohlriechenden Dingen, z. B. Amber, Biſam und dergleichen, vornämlich aber die Lefzen mit wohlriechender Salbe, wodurch dieſe noch bläſſer werden als ſie es bereits von Natur ſind.

*) M. ſ. weiter unten, wie auch von der Tracht der Geiſtlichkeit.

Digitized by Google

Die jährlichen langdaurenden Ueberſchwemmungen machen es hier nothwendig die Wohnungen hoch über die Erde zu erheben. Ihre Häuſer ruhen daher auf ſtarken Bambuspfählen, 13 Fuß hoch, denn ſo hoch ſetzen die austretenden Flüſſe oftmals das flache Land unter Waſſer. Eine Treppe, wie die bei unſern Windmühlen, führt zum Hauſe hinauf. Bei den Ställen für die Pferde und übrigen Hausthiere, welche ebenfalls hoch von der Erde erhoben ſtehen, iſt die Leiter mit Hürden durchflochten, um den Tritt der Thiere zu ſichern.

Die Wohnungen ſelbſt ſind einfach, wie die Kleidung. Die Häuſer haben nur ein Stockwerk. Dächer und Wände beſtehen aus Flechtwerk, Hürden von Bambusrohr; indeß hat das Frauenzimmer eigene Stuben oder Abtheilungen. Inwendig herrſcht, wie an ihrem Körper, große Reinlichkeit. Bei denen der Vornehmen iſt der Fußboden mit feinen Matten bedeckt, über welche oft Teppiche gebreitet, die Wände aber mit weißem Muſſelin behangen ſind.

Die Meublen entſprechen den Wohnungen, Stühle von Rohrmatten, bei den Reichen einige Kiſſen; Tiſche nur aus einem großen Brette, und ſtatt der Betten ebenfalls nur ein Brett als Kopfkiſſen; höchſtens bei den Vornehmen findet eine größere Bequemlichkeit ſtatt.

Nur die Chineſen, Europäer und dort angeſiedelte Mohamedaner wohnen in Häuſern von Ziegelſtein, jeder nach ſeiner Sitte gebauet.

Die höhere Bauart der Siamer haben wir nachmals Gelegenheit kennen zu lernen.

Die Hitze dieſes Landes mindert auch hier, wie faſt überall in der heißen Zone, die Eßluſt. Das Volk iſt mit wenigen und einfachen Speiſen, hauptſächlich aus dem Pflanzenreiche, zufrieden. Hiebei iſt denn, wie in ganz Indien, der Reiß ſtets die Hauptnahrung. Hat der Siamer für zwei Pfennig (Liards) Reiß den Tag, dann bezeugt er in fröhlichen Geſängen ſeine heitere Zufriedenheit. Er kocht ſeinen Reiß in der Schale der Kokosnuß; der Reiß wird früher gar als die Schale verbrennt.

Hiebei genießt er beſonders kleine, oftmals ſchon halbfaule Fiſche, die ihm der Menam in ungeheurer Menge darbietet. Auch verſchmähet er weder Eidechſen und Ratten, noch Heuſchrecken und Gewürm; ſelbſt faule Eier ſind ihm nicht zuwider.

Das Fleiſch der Hausthiere iſt hier ſchlecht und ſchwer zu verdauen; ſelbſt das Federvieh zu mäſten lohnt nicht der Mühe; es wird daher, ſelbſt von den Europäern, nicht viel Fleiſch genoſſen. Die Kühe geben wenig Milch, die Büffelkuh, als dem Klima angehörig, weit mehr. Butter hält bei der Hitze ſchwer zu einer Feſtigkeit zu bringen.

Die Eingeweide der Hausthiere ſcheinen den Eingebornen am verdaulichſten und werden deß-

halb vorgezogen. Wildprett wird nur der Häute wegen erlegt.

Die Saucen beſtehen aus Knoblauch und einigen gewürzhaften Kräutern, andere aus Fiſchen und halbverfaulten Krabben.

Das Einſalzen des Fleiſches hält ſchwer; es nimmt nämlich wegen der Hitze das Salz nicht leicht in ſich auf.

Man genießt mit dem Reiß die Fiſche in lange Riemen zerſchnitten. Selbſt die Küche des Königs iſt, wenigſtens für den europäiſchen Saumen, nicht reizend. Von den dreißig Gerichten, welche der König dem franzöſiſchen Geſandten vorſetzen ließ, fand man kaum einige genießbar. Die Speiſen wurden in eigenen ſilbernen, tiefen verdeckten Schüſſeln aufgetragen; der Nachtiſch, die Früchte, in goldenen.

Auf den Märkten findet man, außer den übrigen Lebensmitteln, verſchiedene Inſektenarten feil.

Alles iſt ſehr wohlfeil. Eine Kuh gilt in der Stadt 1 Thaler, auf dem Lande gar nur 4 Groſchen, ein Dutzend Hühner achte. Nur die Hammel und Ziegen machen eine beſondere Ausnahme, weil dieſe von den Mahomedanern, den Mauren, ſtark geſucht werden. Von erſtern gilt das Stück vier, von letztern drei Thaler.

Mit 20 Livres jährlich, ſagt Forbin, kann man hier ſehr bequem leben.

Statt des Baumöls bedient man ſich des Oels der Kokosnüſſe.

Außer dem Waſſer beſteht das Getränk in Arrak oder Reißbranntwein. Eine Pariſer Pinte davon koſtet nur einen Groſchen.

Reiß und Fiſche, wie auch Arrak, findet man auch auf den Schiffen beſtändig feil, denn viele Familien leben, wie in China, das ganze Jahr hindurch auf dem Waſſer in ſchwimmenden Häuſern.

Man ſieht hier kein Tiſchgeräth. Die Fleiſchſpeiſen werden zuvor in kleine Stücke zerſchnitten und ſo aufgetragen.

Der Ackerbau und die Induſtrie dieſes Volks iſt eben ſo unbedeutend als ihr Handel.

Der König führt zwar den Nahmen des Groß-Herrn des Reißes, auch hat ſich hier, wie in China, aus den älteſten Zeiten ein eigenes Feſt erhalten, da der König, auf einem Ochſen reitend, ſich ins Feld begiebt, um ein Stück Landes umzupflügen, wobei dann alle hohe Staatsbedienten folgen, und das verſammlete Volk fröhliche Feierlichkeiten anſtellt; indeß iſt der Ackerbau dennoch ſehr vernachläſſigt. Und wie ſollte es in einem Lande viel anders ſeyn, woſelbſt nicht nur die große Hitze den Menſchen träge macht, ſondern die hohe Fruchtbarkeit, welche die Ueberſchwemmung der Erde mittheilt, den Reiß aus den ausgefallenen Körnern, gleichſam von ſelbſt wieder hervortreibt? Der ſachkundige Poivre nennt alſo mit Recht Siam ein faſt unangebauetes Land, das mit Waldungen bedeckt iſt.

Schon hieraus wird ſowohl die geringe Bevölkerung, als auch die ſchlechte Einrichtung im Innern des Landes begreiflich.

Dem Loubere gab man die geſammte Volkszahl noch nicht zu 2 Millionen (1 Million und 900000) an, und die nach China reiſenden Miſſionaire, welche ſich wegen ihres beſchädigten Schiffs an den Küſten von Siam ausſetzen ließen, ſtießen auf ihrem Wege nach der Hauptſtadt binnen ganzer 14 Tage, die ſie in den Waldungen umherirrten, nur auf ein einziges dürftiges, kleines Dorf.

Bei dieſer Trägheit der Einwohner, deren Quellen wir bald genauer werden kennen lernen, iſt es noch zu bewundern, daß die Induſtrie der Siamer, ſo unbedeutend ſie auch im Ganzen iſt, dennoch in einzelnen Dingen Talent und Anſtrengung beweiſet.

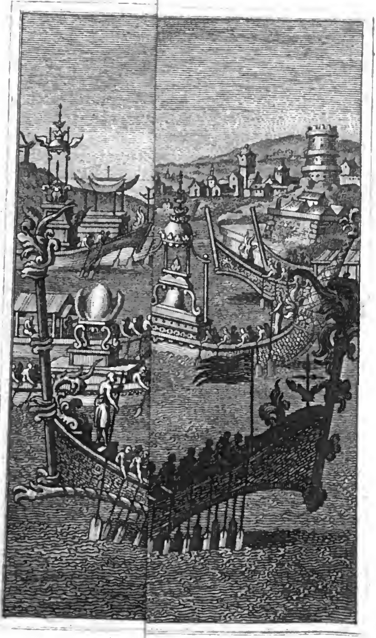
Eins der merkwürdigſten Beiſpiele hievon bieten die Fahrzeuge der Siamer dar.

Ein Volk, das ſich 6 Monat unter Waſſer geſetzt ſieht, das hauptſächlich nur durch den Hauptſtrom lebt, hatte freilich Reiz genug ſeine natürliche Faulheit bei Werkzeugen zu vergeſſen, welche es allein in Stand ſetzen, dieſe phyſiſche Beſchaffenheit des Landes zu ſeinem trägen Daſeyn zu benutzen.

Die Fahrzeuge, hier Balonen genannt *), beſtehen eigentlich aus einem einzigen Baum.

---

*) M. ſehe das Kupfer.



Ansicht Balonen.

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Oft hält ein ſolcher Stamm 16 bis 20 Klafter in der Länge; was für erſtaunliche Bäume ſetzt dieß voraus! aber die Breite beträgt nur ſo viel, daß zwei Perſonen auf einem querliegenden Brette neben einander Platz haben, um mit geſchränkten Beinen zu ſitzen.

Die größten Balonen erfordern 120 ja 150 Ruderer. Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs ragen ſehr hoch hervor. Die Ruder, Pagaien genannt, ſind nur kurz; ihr und der Menſchen geſammtes Gewicht drückt dennoch das Fahrzeug ziemlich tief in das Waſſer. An jedem Ende deſſelben hat nur ein einziger Pagaier Platz, der Steuermann aber am Hintertheil des Schiffs. In der Mitte befindet ſich ein ſehr erhabenes bedecktes Gerüſt, worinn der Herr der Balone ſeinen Sitz hat.

Je vornehmer dieſer iſt, deſto größer iſt gewöhnlich das Fahrzeug und deſto reicher die Zierrathen von Schnitzwerk. Oft haben die Balonen die Geſtalt eines Drachen, woran der Kopf, Hals und Schwanz nicht nur zierlich ausgeſchnitzt ſind, ſondern zugleich auf das beſte vergoldet.

Im Vergolden beſitzen überhaupt die Siamer eine vorzügliche Geſchicklichkeit. Sie verſtehen es, das Gold in die dünnſten Blättchen geſchlagen, auf Metall und Stein ſo künſtlich zu legen, daß man leicht das Ganze für maſſiv halten würde.

Das vornehme Frauenzimmer hat ſeine eigene Balonen, bei welchen die Ruderer ebenfalls vom andern Geſchlechte ſind; denn dieſes wird leider

auch hier zu den ſchwerſten Arbeiten angehalten, wie bei allen rohen, faulen Völkern.

Es ergiebt ſich hieraus, daß dieſe Nation allerdings fähig wäre in den übrigen Handwerken und Künſten etwas vorzügliches zu leiſten. Dieß iſt indeß nicht der Fall. Die Leichtigkeit auf viele Monate auf den ſo weit verbreiteten Gewäſſern faſt alle Bedürfniſſe des Lebens zu gewinnen, hat in Hinſicht der Fahrzeuge ihre angeborne Trägheit überwältigt; faſt jede andere weniger einträgliche Kunſt als der Bau der Balonen, ſteht ſehr weit zurück.

Es giebt hier höchſtens Tiſchler, Maurer, grobe Bildſchnitzer, Vergolder, ſehr unkundige Metallarbeiter, denn ſelbſt die Goldſchmiede ſind nur ungeſchickt; und die Schmiede gebrauchen das Eiſen gewöhnlich ſo roh wie es aus dem Guß kommt; Lederarbeiter kennt man kaum. Seidene und wollene Zeuge werden gar nicht verfertigt; die wenigen Zeuge von Baumwolle ſind ſchlecht und haben weder gute Farben noch Glanz. Ihre Mahlerei iſt dann ebenfalls unbedeutend, ſie zeichnen eben ſolche erdichtete Thiergeſtalten wie die Chineſen.

Der Bau der gewöhnlichen Häuſer ließ hier bereits wenig Architektur erwarten, und wirklich iſt ſie in Siam noch hinter der der angränzenden Peguaner und Birmanen zurück. Dieß zeigt ſich beſonders durch den Bau der Palläſte der Könige und der Pagoden oder Tempel.

Er zeichnet ſich hauptſächlich nur durch ſeinen großen Umfang aus. Der Pallaſt des Königs

Digitized by Google

hatte (zur Zeit der franzöſiſchen Geſandſchaft) eine dreifache Mauer oder Einfaſſung von Ziegeln, aber keine Fenſter und nur ein Stockwerk; indeß iſt dabei die Einrichtung ſo ſonderbar, daß die Zimmer ſelbſt, je nach der verſchiedenen Würde des Bewohners, ſtets höher und höher ſind, ſo daß man von einem zu dem andern durch eigene Stufen hinauf ſteigen muß. Die eigentlichen Zimmer des Königs und ſeiner Gemahlinnen liegen daher am höchſten. Das ausgezeichneteſte in dem Pallaſte des Königs waren die großen Audienzſäle; dennoch hatten ſie nur weiße unbekleidete Wände. Dagegen war der Fußboden mit den ſchönſten perſiſchen Tapeten bedeckt.

Das Frauenzimmer hatte dann die eine Seite des Pallaſts inne, der König nebſt dem Hofſtaate die andere. Das Dach war hervorſtehend, theils roth angeſtrichen und vergoldet, theils mit Zinn (Kalin) bedeckt.

Der Erbprinz oder Thronerbe bewohnte einen eigenen, ähnlichen Pallaſt.

Sonderbar war es aber innerhalb dieſer Ringmauern auch für jeden einzelnen der vorzüglichſten Elephanten ſeiner Siamiſchen Majeſtät eigene Gebäude von Bedeutung, Ställe, errichtet zu ſehen.

Man erzieht dieſe dem Könige beſtimmte Thiere mit vieler Sorgfalt, und ſchätzt ſie, wenn ſie gut einſchlagen, nach den Graden ihres Inſtinkts oder ihrer körperlichen Vorzüge, ſo hoch, daß der König ihnen danach höhere oder geringere

Titel beilegt. So z. B. hieß der eine der Graf: ein anderer der Marki; und ein dritter der Herzog. Der Prinz, der vornehmſte der Elephanten hat in ſeiner Wohnung eine Art Hofſtaat von eigenen Beamten, die ihn bedienen.

Faſt noch weniger als bei den Palläſten beweiſen die Siamer ihre Kunſtliebe und Talente bei den Tempeln oder Pagoden.

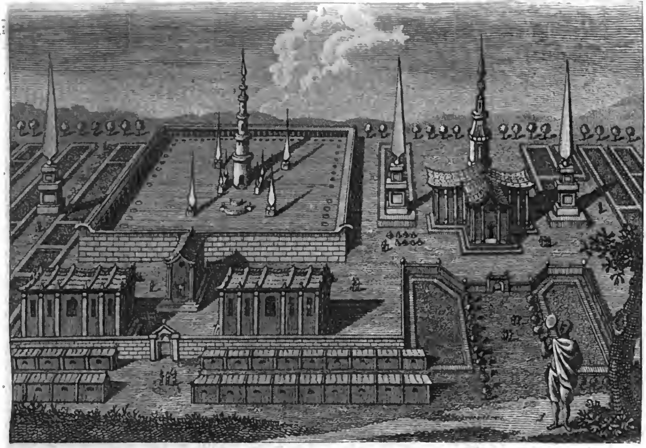
Verglichen mit den merkwürdigen Gotteshäuſern welche wir vor kurzem*) in der nächſten Nachbarſchaft von Siam kennen lernten, ſind die Pagoden und Klöſter äußerſt dürftig, denn die Beſchreibung des Jeſuiten Tachard iſt, wie faſt alles was er von den Vorzügen Siams ſagt, äußerſt übertrieben, ja zum Theil durchaus falſch.

So behauptet er z. B. daß die großen Statüen innerhalb der Tempel von maſſivem Golde ſeyen, da ſie doch miteinander nur von Gips oder Thon ſind, und durch eine gute Vergoldung täuſchen.

Die Pagoden beſtehen, wie dieß beſonders Kämpfers Zeichnungen darthun, aus großen, mit einer Mauer umgebenen Plätzen. Innerhalb derſelben ſtehen ein Paar anſehnliche viereckige Häuſer mit mehreren Dächern übereinander, wie bei den Chineſen, überfirnißt oder vergoldet.

Die Pagode hat vorn einen Säulengang, worüber das Dach hervortritt. Die Wohnungen

*) M. ſ. das vorhergehende Taſchenbuch der Reiſen.



Siamische Pagode.

1 Talapoin mit seinem Talapa.

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

der Mönche innerhalb der Mauer, ſind nur kleine hölzerne Hütten. Das wodurch dieſe Tempel einiges Anſehn gewinnen, ſind Pyramiden von Backſteinen. Sie kommen aber an Schönheit und an Größe nicht derjenigen gleich, welche die Siamer zum Gedächtniß eines großen Sieges über die Peguaner errichtet haben. Dieſe Pyramide findet ſich in einer eigenen gemauerten Einfaſſung weſtlich außerhalb der Hauptſtadt Juthia, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Schomadu oder goldenen Tempel, welchen wir vorhin bei den Birmanen kennen lernten *), nur iſt ſie weder ſo künſtlich noch ſo anſehnlich.

Einem ſich ſo ungern anſtrengenden, mit den geringſten Nothwendigkeiten des Lebens zufriedenen Volke, kann ſchwerlich viel an der Mittheilung mit Anderen, an dem Handel, gelegen ſeyn.

Dennoch ſind Zeugniſſe vorhanden, daß die Häfen von Siam in früheren Zeiten ſtark von fremden Schiffen beſucht wurden, und der Handel dort ſehr lebhaft war; ja daß die Siamer, im 16ten Jahrhundert ebenfalls eine Menge Fahrzeuge nach mehreren, ihnen öſtlich gelegenen Ländern abgeſandt haben. Beſonders waren, den Zeugniſſen des Barboſa, Toſi und Pinto zufolge, die Häfen von Tenaſſerin und Queda die Landungs- und Ladungsorte der Araber, Perſer und Indoſtaner.

*) M. ſ. das vorhergehende Taſchenbuch.

Digitized by Google

Wir haben Gelegenheit auf dieſes Phänomen zurückzukommen, aber in den neueren Zeiten iſt dieſer Handel ſehr tief herabgeſunken, und wie wir bald ſehen werden, vorzüglich wegen des Monopols und Deſpotismus des Königs. Dieſem gehört nämlich ausſchließend der Handel mit denen beſonders für das Ausland wichtigſten Artikeln, z. B. mit dem Elfenbein, den Muſſelinen Zeugen. der Areka, dem Zinn oder Kalin, und den zum Schießpulver gehörenden Ingredienzien.

Dennoch blieben der Nation eines ſo reichen Landes noch eine kaum aufzuzählende Zahl von Produkten zum Handel übrig, wenn nur die Sklaverei nicht alle Thätigkeit und allen Handelsgeiſt zu Boden drückte. Indeß findet doch noch ein geringer Verkehr ſtatt mit ihrem Zucker, Reiß, Fiſchen, Ambra, Wachs, Gummilack, Perlmutter, eßbaren Vogelneſtern und mehreren andern Dingen, welche ſich die Krone nicht vorbehalten hat.

Das häusliche Leben und die Familienverhältniſſe könnten bei einer an ſich gutmüthigen und zum Frohſinn geneigten Nation, in dem ſo vorzüglich von der Natur begünſtigten Lande ſehr glücklich ſeyn.

So iſt es indeß nicht. Auch hier wird die Frau gemishandelt. Sie wird nicht nur zu den gröbſten Arbeiten, ſelbſt zum Landbau angeſtrengt, ja der Mann hat das Recht, wenigſtens bei ſei-

nen geringern Frauen, ſie und ihre Kinder zu verkaufen.

Es ſteht nämlich in der Willkühr des Siamers, mehr als eine Frau zu nehmen; dieſer Fall iſt freilich bei dem Volke nicht gewöhnlich, nur der Große und Reiche erlaubt es ſich, jedoch mehr zum Prunk als aus Bedürfniß.

Sind aber auch mehrere Frauen in einer Haushaltung, ſo genießt dennoch die erſte, ja ſelbſt ihre Kinder, ſtets großer Vorzüge.

Nur die Kinder der erſten Frau nennen den Vater ſchlechtweg **Vater** (Po); die der übrigen Frauen tituliren ihn dagegen ſtets Po-tſchau, **Herr Vater.**

Auch iſt die erſte Frau durch eine förmliche Heirath dem Manne zugekommen, und er kann ſie zwar verſtoßen, aber ſie nicht wie die übrigen, geringern, verkaufen.

Die Heirathszeremonien ſind, wenn gleich nicht religiöſer Art, dennoch ziemlich umſtändlich; und einem civiliſirtern Volke angemeſſener, als man dieß hier vermuthen dürfte.

Befreundete Frauen von unverdächtigem Rufe, ſucht die Familie des jungen Freiers aus, um bei den Eltern der erkohrnen Braut nach einem glücklichen Ausgang der Freiwerbung zu forſchen. Finden ſie die Eltern geneigt, ſo wird ſodann die Tochter um ihre Neigung befragt, die Eltern erkundigen ſich hierauf nach der Geburtsſtunde des Bräutigams, und ein Wahrſager, dem man zugleich die der Braut anzeigt, muß dann über die Zukunft ſein Urtheil fällen.

Der Bräutigam beſucht nun die Braut dreimal, und jedesmal bringt er ihr ein Geſchenk von Obſt und Betel. Bei dem dritten Beſuch wird eine Eheſtiftung durch die beiderſeitigen Anverwandte geſchloſſen, das Heirathsgut beſtimmt und ausgezahlt. Die Anverwandte werden wechſelſeitig beſchenkt; von jetzt an ſieht man die jungen Leute als wirklich verheirathet an, der Bräutigam tritt in alle Rechte des Ehemanns ein. Nur erſt nach einigen Tagen ſanctioniren die Prieſter, hier Talapoins genannt, die ſchon wirklich geſchloſſene Ehe dadurch, daß ſie die Neuverehlichten, unter verſchiedenen Gebeten in Baliſcher Sprache, mit einer Art Weihwaſſer beſprengen; es iſt mithin hier die Ehe ein wirklich bürgerlicher, nicht religiöſer Contrakt.

Die Hochzeit wird durch Schmauſereien und Fröhlichkeiten im Hauſe der Eltern der Braut mehrere Tage hindurch gefeiert, auch bringt das junge Ehepaar dort die erſten Monate hin, bevor es den eigenen Haushalt anfängt.

Uebrigens ſind die Ehen hier ziemlich fruchtbar, auch Zwillinge ſind nicht ſelten.

Die größte Ausſteuer einer Braut beträgt 15000 Liv. (gegen 4000 Rthlr.)

Der Siamer iſt nicht eiferſüchtig; die Frauen gehen frei umher und genießen der Geſellſchaft; doch leben die Frauen der Vornehmen ſehr eingezogen.

Untreue iſt hier äußerſt ſelten, das andere Geſchlecht iſt ſittſam und treu. Ihre vielen, und nur zu oft ſchweren Hausarbeiten laſſen ihnen

wohl zu wenig Zeit zu Liebeshändeln. Daher mögen dann wohl die Strafen des Ehebruchs, da man ihn für ein ſehr großes Verbrechen anſieht, ſo fürchterlich ſeyn. Die untreue Frau wird lebendig den Tiegern vorgeworfen, eine andere, mindere Strafe iſt die, ſie in öffentliche liederliche Häuſer zu verkaufen, und eine dritte iſt zu grauſam und unanſtändig um hier einer Erwähnung zu verdienen.

Tritt eine Eheſcheidung ein, ſo behält die Frau das erſte, das dritte, fünfte Kind und ſo weiter nach den ungeraden Zahlen, der Mann das zweite, vierte u. ſ. w. nach den geraden Zahlen. So bekommt, wenn die Summe eine ungerade Zahl iſt, die Mutter ſtets eins mehr als der Vater.

Die ganze Verlaſſenſchaft des Vaters gehört ſeiner erſten Frau; auch erbt ſie deſſen Gewalt, doch darf ſie die geradezähligen (väterlichen) Kinder nicht verkaufen.

Die Erziehung der Kinder, beſonders die der Töchter, iſt ſehr ſorgfältig, beſonders da der Einfluß des Klimas leicht zu frühen Ausſchweifungen geneigt machen könnte; die Mütter halten ſie nicht nur ſtrenge zur Sittlichkeit an, ſondern ſie ſuchen ſie frühzeitig zu verheirathen. Ein Mädchen von 10 bis 11 Jahren hier als Frau und im 12ten Jahre als Mutter zu ſehen, iſt gar nicht ungewöhnlich.

Die Eltern werden ſehr geehrt, und überhaupt ſteht das Alter, wie bei den Chineſen, hier in großer Achtung. Man ſahe Mandarinen von

einem höhern Range einem niedrigern den Vorrang laſſen wegen deſſen höheren Alters.

Nach dieſen Thatſachen darf man den Siamern weder Geſchicklichkeit noch Vernunft abſprechen. Dennoch ſind ſie in Kenntniſſen und Wiſſenſchaften faſt eben ſo weit zurück als in der Induſtrie und dem Handel.

Dieß iſt deſtomehr zu bewundern, da der Siamer nicht nur eine lebhafte Einbildungskraft, ſondern eben ſowohl viel Richtigkeit im Urtheil, Gegenwart des Geiſtes und Witz bei vielen Gelegenheiten äußert.

Sie haben, wie alle Orientaler, eine große Neigung zur Poeſie, und daher moraliſche und hiſtoriſche Gedichte. Allein ihre Poeſie, da ihre Sprache reich an Tropen aber einſeitig und unbiegſam wie die ihrer Schweſtern iſt, bedarf ſehr der Muſik, um einigermaaßen dieſe Unannehmlichkeit minder auffallend zu machen. Sie iſt an Worten arm, und man hilft ſich durch figürliche Ausdrücke. So heißt Sû das Licht und auch die Schönheit, und bedeutet an das Wort Pack, die Benennung des Mundes, angehängt Sû Pack, die Lippen.

Auf ähnliche Weiſe nennen ſie die Blüthe, den Ruhm des Holzes.

Um das Wort vergnügt auszudrücken, ſagen ſie wohl Herz; wäre ich in Siam ſo wäre ich vergnügt; klingt bei ihnen: Wenn ich Stadt Siam, ich wohl Herz viel.

Das Wort Kind bedeutet zugleich etwas kleines; daher nennt man Gewicht Kind ein kleines Gewicht.

Dieſe Sprache, ſie hat 33 Buchſtaben, iſt auf der andern Seite überflüſſig reich. So hat ſie acht verſchiedene Ausdrücke für ich oder wir, denn beides iſt hier eins. Es giebt drei verſchiedene Dialekte dieſer Sprache; allein die heiligen oder Religionsbücher ſind in keiner derſelben, ſondern in der Baliſchen Sprache geſchrieben; dieſe iſt in Hinter-Indien das was in Hindoſtan oder Vorder-Indien die Sanſkrit iſt.

Wenn daher die Prieſter, Talapoinen (wir werden ſie weiterhin kennen lernen) predigen, ſo leſen ſie nur den Text der Religionsbücher her, und überſetzen ihn ſodann in das Siamiſche.

Beredſamkeit iſt hier nicht zu finden. Bei Klagen trägt ein jeder ſeine Sache einfach vor, und ſelbſt am Hofe iſt die Sprache wie im gemeinen Leben; auch redet der König nur in einzelnen, abgemeſſenen Worten.

Ihre Gedichte ſind theils Liebesgedichte, theils moraliſchen oder hiſtoriſchen Inhalts. Selbſt die Großen zeigen ſich zu Zeiten als vorzügliche Dichter. Ein Bruder des damaligen (1687) Königs, war Verfaſſer von mehreren Gedichten moraliſchen Inhalts, und verfertigte auch die dazu gehörenden Melodien.

Die Muſik ſelbſt iſt ſchlecht und lärmend. Bei Chören ſingen oder ſchreien ſie vielmehr alle mit einander eben dieſelben Töne einer gemeinen Melodie ab. Die Inſtrumente beſtehen aus

Hautbolen; kleinen Trompeten; Schellen; kupfernen Becken; Stockfiedeln und Trommeln verſchiedener Größe.

Rechtswiſſenſchaft iſt eben ſo fremd als Philoſophie. Von letzterer ſind nur einige Sätze der Sittenlehre vorhanden, von erſterer erlernt derienige, welcher ein öffentliches Amt erhält, nur dann erſt die Landesgeſetze. Dieſe ſind in eigenen Büchern, die ſonſt dem Volke unbekannt bleiben, enthalten, und werden ſodann dem neuen Beamten übergeben.

Am mehrſten iſt aber dieſe Nation in Rückſicht der nothwendigſten Wiſſenſchaft, der Arzneikunde, zu beklagen. Man fand hier nur einige chineſiſche Aerzte, als Leibärzte des Königs; dieſe, welche wir bereits als unkundig haben kennen lernen, zieht man dennoch den einheimiſchen vor, denn die ſiamiſchen verfahren lediglich nach den Proceſſen oder Vorſchriften die ſie von ihren Voreltern ererbt haben. Loubere giebt eine höchſt ſonderbare Procedur an, welche jedem Kranken zu Anfange ſeiner Krankheit bevorſteht. Nachdem er ſich nämlich der Länge nach auf dem Boden hingeſtreckt hat, tritt ein Menſch auf ihn und knetet ihn mit den Füßen durch. Die ſchwangern Frauen ſollen ſich oftmals hiedurch die Geburt erleichtern.

So mäßig der Siamer auch lebt, ſo iſt er dennoch mehreren, oft ſchweren Krankheiten ausgeſetzt. Ruhren, Faulfieber und Bruſtkrankheiten erzeugt dieſes heiße und feuchte Klima häu-

ſig, und die langdauernde Regenzeit bringt Huſten und heftige Katarrhalfieber.

Berüchtigt iſt wegen ſeiner Furchtbarkeit das ſogenannte Siamiſche Uebel; von Einigen, wiewohl mit Unrecht, für die Peſt ſelbſt angeſehen.

Dieſe gräßliche Krankheit ward durch ein aus den ſiamiſchen Hafen Bancock kommendes Schiff gleichfalls nach den Antillen gebracht. Sie zeigt ſich unter verſchiedenen Geſtalten. Gewöhnlich hebt ſie mit einem ſtarken Fieber, Kopf- und Nierenſchmerzen an. Aus allen Theilen des Leibes, ſelbſt durch die Schweißlöcher dringt Blut; auch erfolgt zuweilen ein Erbrechen von ſchwarzem Geblüt; daher dieſe Krankheit auch wohl mit dem ſogenannten ſchwarzen Erbrechen von ein und derſelben Natur ſeyn mag; eine gänzliche Auflöſung der Säfte. Bei andern erzeugen ſich unter den Achſeln und in den Weichen Geſchwülſte oder Beulen voll ſchwarzen, verderbtem Blute, oder auch voller Würmer. Der Tod erfolgt am sechsten oder ſiebenten Tage. Mehrmals fällt man plötzlich nach einem geringen Kopfweh todt nieder, und bereits eine viertel Stunde darauf war der Körper ſchwarz und faulend. Dieſes ſchreckliche Uebel, was gleichfalls auf den engliſchen Antillen verbreitet war, hatte dennoch ſchon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier wiederum nachgelaſſen, denn der berühmte la Condamine genas davon ſchnell durch ſehr gewöhnliche Arznei. Ohnſtreitig iſt das Local der Länder, welche unter der glühenden

Sonne zugleich großen, anhaltenden Ueberſchwemmungen ausgeſetzt bleiben, die Haupturſache ſolcher peſtartigen Krankheiten. Wir Europäer erhielten ſie gewöhnlich aus Afrika, z. B. aus Egypten und dem heißeſten Aſien.

Noch eine größere Verheerung richteten in Siam an, die Kinderblattern, welche aus Europa dorthin gekommen ſind; vielleicht iſt ſeit jener Zeit die Einimpfung angenommen, man widerſtrebte doch dieſer heilſamen Methode lange, es ſtarben daher eine Menge Menſchen, ſo daß man die daran Geſtorbenen verbrannte, um der Anſteckung zu ſteuren.

Das veneriſche Uebel iſt hier ſehr alt; man konnte den Miſſionairen die Zeit des Bekanntwerdens nicht anzeigen.

Viele Krankheiten werden hauptſächlich durch eine äußerſt ſtrenge Diät gehoben, worauf die Aerzte ſehr genau halten. Durch die Europäer haben ſie den Nutzen der Chinarinde und anderer Medicinalpflanzen kennen lernen.

In der Wundarznei ſind ſie, da die Anatomie faſt ganz unbekannt war, ſehr unwiſſend. Sie nahmen bei nöthigen Fällen ihre Zuflucht zu den Europäern; indeß bedienten ſie ſich doch des Aderlaſſens, des Schröpfens und der Blutigel; Heilmethoden die ebenfalls zum Theil durch die Europäer waren bekannt worden. Unter den übrigen Wiſſenſchaften ſcheint die Arithmetik noch am glücklichſten hier gelehrt zu werden. Die Siamer bedienen ſich nicht, wie die Chineſen, einer Rechenmaſchine, ſie ſind fertige Rech-

ner; rechnen nach der Decadic, haben 10 Ziffern; die Null hat die Geſtalt der unſrigen.

Dagegen iſt ihre Zeittheilung, ſo wie der Kalender und die Aſtronomie ſehr unvollkommen. Ihr erſter Monat fängt ſtets mit dem Neumond des Decembers an. Auch ſind ſie der Aſtrologie und Horoſcopie ergeben, ſo wie auch ihre Großen und Könige oftmals viele Summen verſchwenden, um den Stein der Weiſen zu entdecken.

Von der Einrichtung des Weltgebäudes haben ſie durchaus keine richtige Begriffe; aber es iſt merkwürdig, wie wir bereits bei andern Völkern Aſiens bemerkt haben, daß ſie ebenfalls die Finſterniſſe durch ein Verſchlingen des Mondes von einem boshaften Drachen erklären. Daher erregen auch ſie einen gräßlichen Lerm mit Keſſeln und andern tönenden Inſtrumenten, um dieſen Drachen zu verſcheuchen.

Die Erde halten ſie für viereckigt, worauf der Himmel wie ein Gewölbe liegt. In ihre Mitte ſetzen ſie einen, mehrere tauſend Klafter hohen Berg, der den Himmel berührt, und um welchen Sonne, Mond und Sterne regelmäßig umlaufen.

Daß der Siamer in den Wiſſenſchaften überhaupt, und vorzüglich in den hier zuletzt erwähnten, keine Fortſchritte macht, daran hat außer andern ſogleich anzuführenden Urſachen, ſein Charakter ſelbſt großen Antheil.

Neugierde und große Thätigkeit ſucht man bei einem Volke nicht, welches unter der heißeſten Sonne gern mit dem zufrieden iſt, was ihm ſein reicher Boden darbietet.

Der Siamer iſt wohl auch eben daher ſo enthaltſam, ſo mäßig, ſo wenig ausſchweifend, ſo tolerant und ſo unſchuldig zufrieden, ja heiter, ſelbſt in ſeiner wahrlich höchſt beklommenen Lage und Sklaverei. Nur pauſenweiſe, und durch höchſten Reiz aufgebracht, zeigt er heftige Leidenſchaften.

Ein ſonderbarer Contraſt in ſeinem Charakter iſt der Hang zum Wucher, und ſogar zum Geiz neben der gewiſſenhaften Redlichkeit im Handel. Kaum daß er die Kaufſumme nachzählt. Hierin ſtimmen die Nachrichten überein, daß Treue und Glauben unverbrüchlich ſey. Lügen und Betrügen iſt hier ſehr ſelten und der Diebſtahl äußerſt ſchimpflich, daß ſelbſt die nächſten Verwandten dem Diebe nicht zu Hülfe kommen würden. Frugalität, und die Leichtigkeit ſich zu ernähren, machen freilich dieſes Laſter ſehr entbehrlich; auch iſt eben daher die Bettelei hier nur ſelten.

Wenn man einander ſo nahe wohnende Völker, als die Chineſen und Siamer, mit einander vergleicht, dann fühlt man noch deutlicher, wie viele Nebenumſtände zuſammen würken müſſen, um die Charaktere der Völker zu beſtimmen.

Freilich mag Siams glühendem Himmel jene apathiſche Gutmüthigkeit zum Theil zuzuſchreiben ſeyn, indeß erklären ſich dadurch bei weitem nicht

Digitized by Google

alle charakteriſtiſche Phänomene dieſes Volks, welches ſeinem phyſiſchen Zuſtande nach ſehr glücklich ſeyn könnte, ſtände dieſem nicht auch hier ein ſchwer zu überwältigender Damm entgegen; nämlich die Regierungsform. Dieſe verdient daher näher beleuchtet zu werden.

Würde man es glaublich halten, daß es einen noch traurigeren, die Menſchheit noch mehr herabdrückenden Zuſtand geben könnte, als den der Leibeigenſchaft, der wirklichen Sklaverei? Siam zeigt hievon dennoch ein Beiſpiel. Es giebt dort nur zwei Klaſſen des Volks, wirkliche Sklaven des Königs, und ſogenannte Freie. Jene arbeiten ſtets für den Monarchen, und werden dagegen auch von ihm regelmäßig genährt, und überhaupt mit allen Bedürfniſſen verſehen. Sie ſind mithin wenigſtens ihres Unterhalts ſicher und gewiß.

Jeder Freie hat aber erſtlich ſechs Monat für den König zu arbeiten, und iſt daneben nie ſicher daß ihm ſein, in der übrigen Zeit Wohlerworbenes nicht genommen werde. Der Souverain iſt nämlich hier weit mehr Deſpot als ſelbſt der Großherr in Conſtantinopel. Der König von Siam hält ſich nicht bloß für den wirklichen Herrn alles Eigenthums der Unterthanen; er beweiſet dieſes vermeinte Recht auf die empörendſte Weiſe.

Kaum hat der freie Unterthan ſeinen Garten beſtellt, und ſieht nun dem Genuß der Früchte

entgegen, ſo ſendet der König ſeine Wache um die Früchte zu ſchätzen. Dieſe berechnen und zählen ſie ſodann, und machen zugleich den Eigenthümer verantwortlich, daß er nicht das mindeſte derſelben ſich ſelbſt bediene. Kommt die Zeit des Reifens, ſo wiederholen jene königliche Schergen ihren Beſuch, um alle Früchte für den König heim zu führen. Wehe dem Unglücklichen, wenn die von ihnen zuvor angegebene Zahl nicht voll iſt! Er wird als ein Dieb behandelt, ſelbſt wenn auch nur durch Fahrläſſigkeit einige der Gartenfrüchte verlohren gegangen wären.

Einer der vorletzten türkiſchen Kaiſer wünſchte den Beſitz eines kleinen Hauſes einer Witwe, das durch ſeine Lage unweit Conſtantinopel ihm an einer Ausſicht hinderlich war. Der Kaiſer ließ der Witwe eine Summe für ihre Wohnung bieten die den Werth weit übertraf. Sey es Eigenſinn oder Vorliebe für ihren väterlichen Heerd, genug ſie war nicht zum Verkauf zu bewegen, und der Sultan wagte es nicht, den Geſetzen des Korans zuwider ihr ihr Eigenthum gewaltſam zu nehmen.

Der König von Siam hält, wie zuvor bemerkt iſt, eine ſehr groſse Anzahl Elephanten. Dieſe, geführt von angeſehenen Staatsbedienten, haben das Vorrecht in die Felder eines jeden Bürgers einzudringen, um den Reiß oder die übrigen ihnen gefälligen Früchte zu verzehren. Bei der coloſſaliſchen Gröſſe der Thiere wird aber ungleich mehr zertreten als ſie genieſſen, und ſo ſieht der Eigenthümer ſein Feld

in weniger Zeit gänzlich verheert, ſich ſelbſt aber dem Hunger ausgeſetzt, da der Reiß in Siam die Hauptnahrung ausmacht.

Dagegen waren ſelbſt die ehemaligen empörendſten Herren-Rechte in Europa gelinde, z. B. das Verbot die Wildſäue oder die Hirſche der Herrſchaft nicht von den Feldern des Beſitzers zu verſcheuchen, oder die Rebhühner, obgleich dem Getreide ſo ſchädlich, nicht zu tödten.

Darf es jetzt noch befremden daß der Siamer keine Thätigkeit, keine Induſtrie zeigt?

Nur ein Thor zeigt Emſigkeit bei dem Bewußtſeyn ſich die Früchte ſeines Schweißes widerrechtlich entriſſen zu ſehen.

In den ſechs Monaten, die ihm ſein Oberherr frei läßt, bebauet der Landmann den Acker nur ſchlecht; und der Künſtler erhebt ſich nicht, denn eine vorzügliche Arbeit gäbe nur größere Reize ſie ihm zu rauben oder ihn umſonſt arbeiten zu laſſen.

Hier iſt nun der Aufſchluß aller zuvor als unerklärlich angeſehenen Thatſachen, von dem weiten Zurückſtehen einer, an ſich ſelbſt geſcheidten Nation in Künſten und Wiſſenſchaften, ja ſelbſt von verſchiedenen ſonderbaren Seiten des Charakters der Siamer.

Loubere und Andere beſchuldigen ſie z. B. der größten Feigheit; ſie fliehen, ſagt er, bereits wenn ein Europäer nur den Degen entblößt. Ein Menſch, dem nichts mit Sicherheit ſein iſt, deſſen Familie ſelbſt verkäuflich wird, wenn der Deſpot es will, wie kann bei ihm Muth zum

Vertheidigen des Seinigen ſeyn, wie kann der, welcher in ſeinem Beherrſcher nur einen tyranniſchen Großräuber erblickt, den Willen haben, für dieſen Regenten und in ſo fern für ſein Vaterland zu kämpfen? Anhänglichkeit an den Souverain ſelbſt hier ſuchen zu wollen, hieße die Natur verkehren. Wie könnte man den achten oder gar lieben, der mir nur vergebliche Arbeit, Raub und Tod drohet?

Nur die Verzweiflung kann den Siamer zum Manne machen, und wir werden weiterhin lernen, daß die Siamer allerdings mehr als einmal bewieſen haben, wie furchtbar, und wie dieß dann gewöhnlich bei Sklaven der Fall iſt, wie grauſam ſie ſodann werden können.

Eben daher muß es ihm völlig gleichgültig ſeyn, wer der Deſpot iſt, der ihn beherrſcht. Vorzüglich da dieſer für ihn ſo ſelten ſichtbar iſt, daß er ihn faſt nur dem Namen nach kennet.

Näher betrachtet wird daher der als Sklav geborne Siamer ſich kaum die Freiheit wünſchen. Er darf nicht für ſeinen Unterhalt ſorgen, noch für den ſeiner Familie; ziemlich beſtimmt kennt der Sklav das Maas ſeiner täglichen Arbeit; er ſieht nicht mit ängſtlichem Blick in die Zukunft, und wenn er nichts beſſeres zu hoffen hat, ſo hat er kein viel ſchlimmeres Schickſal zu fürchten; er bleibt ſtets in der einzigen ihm bekannten Lage, während der dort ſogenannte Freie immer jede Veränderung zum Schlimmern fürchtet.

Siams Regent ſcheuet dann gleich allen Deſpo-

ten des Orients das Licht. In ſeinem Pallaſt eingeſchloſſen vergeudet er ſeine Geiſtes = und Leibeskräfte unter einem Heer von Weibern, niedrigen Hofſchranzen und abergläubiſchen Heuchlern. Alle, indem ſie ihn gleich einer Gottheit anbeten und fürchten, lenken des elenden Tyrannen Willen, durch die Größe ihrer niedrigen Schmeicheleien.

Dem Volke, das ihn ernährt, bleibt ſein Ohr verſchloſſen. Zweimal des Tages giebt indeß der König den Großen Audienz, wobei jedermann ſein Geſuch vorbringen kann. Hier müſſen die Mandarinen alle ihnen eingereichte Klagen vortragen, und er entſcheidet allein über Leben und Tod. Sie werfen ſich zitternd vor dem Despoten nieder, ungewiß ob er ihnen Ehre und Leben laſſen oder nehmen werde. Alles wird hiebei gewöhnlich von dem Könige nur durch Zeichen beantwortet.

Oeffentlich zeigt ſich der Regent nur auf einem, auf das prächtigſte angeſchirrten, Elephanten. Sodann iſt aber das Volk gezwungen auf den Knien zu liegen und ſtets die Augen gegen den Boden gerichtet zu halten.

Einen ſehr pomphaften Zug ſieht man in der Zeit, wenn der König, auf das prächtigſte angethan, den Gewäſſern befiehlt ſich zurück zuziehen. Hiebei erſcheint der Monarch auf einem von Golde ſtrozenden Thron, in einer reich geſchmückten Jagd (Balon), von mehrern hundert ebenfalls prächtigen Balonen ſeiner Staatsbeamten umgeben auf dem Menam. Er fährt bis

zu einer gewiſſen Höhe den Fluß hinan, und führt mit einem Säbel einen Streich in das Waſſer, wobei er dem Waſſer befiehlt ſich zurück zuziehen. Begreiflich wird dieſer Zug nur dann unternommen, wenn die Gewäſſer ohnehin der Jahrszeit zufolge anfangen ſich zurück zuziehen.

Mit Widerwillen lieſet man die Anzeige der feierlichen Audienz des franzöſiſchen Geſandten. Hingeworfen zur Erden, die Augen gegen den Boden gerichtet, kriechen die Großen auf den Knien und Ellnbogen zu dem Throne hin.

Hievon war ſelbſt der erſte Miniſter, ja der franzöſiſche Seemann Forbin, obgleich der König ihn zum Admiral ſeiner Flotten erhob, nicht ausgenommen. Nur Chaumont der Geſandte Ludwigs XIV. hatte den gerechten Muth, bei der Audienz aufrecht ſtehen zu bleiben, durch bloße Verbeugung zu grüßen, und das Creditiv ſeines Monarchen, in einer goldnen Schale liegend, in einer ſolchen Lage zu überreichen, daß der König genöthigt war es mit eigenen Händen zu nehmen; auch ward dem Geſandten erlaubt, ſich nachmals, den Hut auf dem Kopf, niederzuſetzen.

Bei dieſer Audienz ſaß der König auf einem erhabenen Thron; er trug eine reich mit Diamanten beſetzte Krone, über welche ſich die ſiamiſche Spitzmütze erhob. Das Kleid beſtand in einer Weſte von Goldſtoff, vorn an den Aermeln beim Anfang der Hände ſo wie auch am

Halſe mit Diamanten beſetzt; dabei ſahe man viele Diamantringe an den Fingern.

Während der ganzen Audienz, in welcher der König, vermittelſt eines Dollmetſchers, mehrere Fragen über Frankreich und deſſen Monarchen that, lagen achtzig Große des Reichs, Mandarinen, mit gleichen Goldweſten und nur minderreichen Spitzmützen angethan, dabei aber barfuß, auf den Knien im Saale.

Der Deſpot kennt übrigens das widernatürliche und gefährliche ſeiner eigenen Lage. Er wagt es daher nicht ſich ſeinem eigenen von ihm erdrückten Volke anzuvertrauen. Die Leibwache der innern Theile ſeines Pallaſts beſteht gänzlich aus fremden Miethlingen, aus Tartaren. Dieſe Trabanten werden theuer bezahlt. Auch hat der König eine ähnliche Garde zu Pferde, welche, wegen der Ausrüſtung, noch weit koſtſpieliger iſt. Nur die äußern Höfe ſind mit einheimiſchen, mit ſiamiſchen Soldaten angefüllt; allein dieſe letztern ſind völlig unbewaffnet. In ſeine Zimmer ſelbſt dürfen ſich indeß nur Frauenzimmer wagen, ſie bedienen ihn und kochen für ihn die Speiſen, welche ihnen die Verſchnittenen gereicht haben.

Der König von Siam entzieht ſich aber ſeinem Volke, theils um es wie eine unſichtbare gefürchtete Gottheit zu beherrſchen, theils weil er ſelbſt ſtets Ueberfall und Rebellion fürchtet. Um den Pallaſt, bezeugt Tachard, obgleich nur zu häufig ein übertriebener Schmeichler dieſer Nation und vorzüglich des damaligen Monar-

chen, herrſcht eine Stille wie in einer Wüſte; jedermann der ſich gerade in der Nähe befindet, wird gezwungen, leiſe zu ſprechen oder gar zu ſchweigen. Der Kanal, der den Pallaſt umgiebt, war mit eiſernen Ketten durchzogen, woran eine doppelte Reihe ſtarker eiſerner Spitzen, wie bei Ludwig dem Grauſamen, dem XIten, als wahre Fangeiſen hervortraten. Dieſe wurden zur Nachtzeit ſo herabgelaſſen, daß Niemand unbeſchadet ſich dem Schloſſe nähern durfte.

Zum Pomp des Königs gehört es, daß die äußern Vorhöfe des Pallaſts mit den zuvor angeführten hochbeti'elten Elephanten beſetzt ſind, auch ſtanden hier während der Audienz ſchön angeſchirrte Pferde.

Dieſer Pracht ungeachtet entgeht die Armuth des Ganzen einem aufmerkſamen Beobachter nicht. Als Forbin in den Saal des königlichen Schloſſes zu Louvo (einige Meilen von der Hauptſtadt) eintrat, fand er dort alle große Staatsbeamte auf Matten von Weidenzweigen; der ganze Saal ward nur von einer einzigen Lampe erleuchtet. Wollte einer dieſer Mandarinen etwas leſen oder ſchreiben, ſo zog er ein Stückchen von gelbem Wachslicht aus der Taſche und klebte es angezündet auf ein Holz feſt, das auf einem Kreuzfuße beweglich war. Erſtaunt über die Dürftigkeit dieſes königlichen Vorzimmers, fragte er den erſten Miniſter wie dieß mit dem vermeinten Reichthum des Königs übereinſtimme? Der Miniſter (es war Phaulcon, den wir

bald genauer kennen werden), geſtand, daß Siam überhaupt ein armes Land ſey.

Schon zuvor iſt der Bau des Pallaſts beſchrieben, allein die Hauptſtadt, der Sitz des Monarchen, bedarf hier noch einer kurzen Anzeige.

Es iſt bereits angezeigt, daß Siam überhaupt nur wenige Städte oder bedeutende Ortſchaften beſitzt. Zufolge der Zeichnung welche uns ein franzöſiſcher Ingenieur im Jahre 1687 geliefert hat, iſt die Stadt Siam (14½° nördl. Breite, und 117°35′ Länge von Ferro) eigentlich Sy-yothi-ya, daraus das europäiſche Juthia (Schudia) vermöge der Kanäle des Fluſſes Menam, in eine Inſel verwandelt, die da inwendig ganz mit einer Mauer umgeben iſt. Zwei ſogenannte Palläſte des Königs, der Große und der weit öſtlichere, kleinere Pallaſt, liegen beide an dem nördlichen Arm des Fluſſes.

Kleinere Kanäle aus den Gewäſſern des Menam durchſchneiden die Stadt in allen Richtungen, theilen ſie daher in Inſelchen die den Handel ſehr erleichtern, die Waaren in Fahrzeugen faſt jedem Hauſe zuführen, und ſo erhält das Ganze bei der großen Anzahl von Brücken einige Aehnlichkeit mit Venedig.

Außer einigen ausgezeichneten Pagoden, z. B. der großen Pagode; der des Königs; der der Königin; der chineſiſchen Pagode, giebt es dort noch über 200, die den bewohnbaren Theil der Stadt ſehr beengen. Dennoch zeigen ſich noch zwei ſehr anſehnliche Feldſtücke, ja ein bedeutendes völlig unangebauetes Stück Land.

Die Einfaſſung der ganzen Stadt durch den großen Strom giebt ihr übrigens, während der Monate der Ueberſchwemmung, eine Sicherheit; denn höchſtens könnte man ſich ihr auf Fahrzeugen nähern, und die Ungleichheit des Bodens würde dieß ſtets für große Kriegsfahrzeuge beſchwerlich machen.

So bequem zur Handlung gelegen dürfte man dieſe hier ſehr lebhaft erwarten; allein auch dieſe heitere Ausſicht hemmt der Deſpotismus, denn der König iſt der einzige Handelsmann im Großen, ja ſogar im Kleinen, mit allen wichtigſten Erzeugniſſen des Landes. Die Unterthanen ſind gezwungen alles Zinn, Blei, Elfenbein und Leder, allen Salpeter und Sapanholz, alle Areka-Nüſſe und alles Pulver in ſeine Packhäuſer zu liefern. Nur er verhandelt vermittelſt des erſten Miniſters dieſe Waaren an die Fremden, und dieſe werden oftmals gezwungen, ſie zu einem hohen Preis zu nehmen. Doch nicht genug mit dieſer Verkehrtheit. Er verſieht ſeine Unterthanen mit allen baumwollenen Zeugen, ja er zwingt ſie zuweilen, ihre Kinder früher, als es hier gewöhnlich iſt, zu bekleiden, um einen größern Abſatz zu haben. Ueberall hält er in den Straßen der Hauptſtadt Boutiquen, worin ſeine Waaren ausgeboten ſtehen.

Dieß iſt übrigens nur eine der trüben Quellen woraus die Einkünfte des Königs fließen.

Schon zuvor iſt es bemerkt, daß er ſich berechtigt glaubt, alles was der Schweiß der Unterthanen an Garten- oder Feldfrüchten Gutes

liefert, nach Willkühr einzuziehen. Ueberdieß genießt er als regelmäßige Einkünfte die Zölle von allen aus- und eingehenden Waaren, und das Fahrzeug ſelbſt wird daneben, ſeiner Größe nach, beſonders geſchätzt und verzollet; außer dem Zoll von einem Tical den jedes Fahrzeug ohnehin erlegen muß.

Ferner für jede Betelſtaude zahlt der Beſitzer einen Tical, das iſt etwa 37½ Sous, alſo über 9 Ggr.; für jeden Durionsbaum halb ſoviel, ſo wie auch für jeden Kokosbaum.

Zu den außerordentlichen Einkünften gehören die Geſchenke, welche jeder Unterthan gewöhnlich darbringt; ferner das hinterlaſſene Vermögen, welches ihm die Staatsbeamte vermachen; dann die zur Strafe eingezogenen Güter, und wir werden bald ſehen, wie vielartig und ſchrecklich dieſe ſind. Die willkührlichen Auflagen, welche der König bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei der Ankunſt einer Geſandtſchaft ausſchreibt, oder zum Feſtungsbau u. dergl.; ſind nicht unbeträchtlich.

Hiezu erinnere man ſich, daß jeder ſogenannte freie Siamer 6 Monat Frohndienſte leiſten, oder ſich durch Geld, Früchte und andere Naturalien loskaufen muß.

Wie viel der König wirklich an Gelde erhebt, darüber waren zu der Zeit, da die Franzoſen doch eine bedeutende Rolle in Siam ſpielten, die Meinungen ſehr ſchwankend. Einige ſetzten dafür nur die Summe auf 400 tauſend Thaler,

Loubere will aber $1\frac{1}{2}$ Million Gulden dafür angenommen wiſſen.

Die Aemter ſind zwar mit einander erblich, allein es hängt lediglich von dem König ab, jeden Beamten ſogleich zu entſetzen. Auch ſind ſelbſt die höchſten Staatsbeamte nicht von körperlichen Mishandlungen ausgenommen. Sogar Phaulcon mußte, ob er gleich Barralon und Liebling des Königs war, in dieſer Rückſicht den Zorn des Deſpoten fürchten.

Der Adel iſt nicht erblich; indeß giebt es eine Art von Auszeichnung oder Orden, welche der König nach Willkühr ertheilt; das Ordenszeichen beſteht in einer kleinen, goldenen oder ſilbernen Büchſe, in welcher der Betel getragen wird.

Die Thronfolge, von welcher die Prinzeſſinnen völlig ausgeſchloſſen ſind, gehört geſetzmäßig dem älteſten Sohn des Königs von der rechtmäßigen Königin. Indeß ernennt der König zuzeiten den Sohn einer Beiſchläferin, wodurch denn mehrmals innere Unruhen und Kriege veranlaßt werden.

Das Reichsſiegel, welches nur allein der König ſelbſt beiſetzt, zeigt einen fliegenden Drachen. Daneben ertheilt er aber einem jeden Miniſter ein eigenes Siegel für ſein Departement; dieß wird bald roth, bald in einer andern Farbe, den Befehlen hinzugefügt. Das Reichsſiegel ſpielt aber in der Geſchichte dieſes Volks eine wichtige Rolle, denn derjenige, welcher ſich bei innern Unruhen deſſelben nebſt dem Schatze zu bemäch-

tigen im Stande iſt, wird als rechtmäßiger König anerkannt.

Bei der unumſchränkten Willkühr des Regenten dürfte man ſchwerlich in Siam ſtehende oder geſchriebene Reichsgeſetze erwarten. Dennoch iſt hier eine Conſtitution vorhanden, die aus drei Büchern beſteht. Das erſte enthält die Pflichten der Staatsbeamten; das zweite eine Sammlung alter Geſetze, zu welchen man in kritiſchen Fällen ſeine Zuflucht nimmt; das dritte die Verordnungen der Monarchen aus den älteſten Zeiten.

Wie viel oder wie wenig dieſe Conſtitution unter einem völlig deſpotiſchen Regenten, welcher ſich anmaaßt Herr von allem Vermögen der Unterthanen zu ſeyn, gelten kann, ſieht man von ſelbſt ein.

Die Gerichte und die Strafen ſind nicht nur hart, ſondern oftmals völlig ungerecht. Jeder, welcher einen Proceß verliert, wird überdem beſtraft; ſo muß z. B. derjenige, dem eine Erbſchaft von Gerichtswegen abgeſprochen wird, daneben nicht nur den Werth der Erbſchaft bezahlen, ſondern auch eben ſo viel an das Gericht. Uebrigens werden alle Klagen und Proceſſe ſchriftlich vorgebracht und geführt.

Hier herrſchen gleichfalls noch die wahnſinnigen Proben der Unſchuld, welche ſich zum Theil, in den roheſten Zeiten, ſelbſt unſer Europa zu ſchulden kommen ließ. Es ſind deren hauptſächlich drei; die Waſſer-, die Feuer- und die Pillenprobe, wozu noch die weniger gewöhnliche, welche

der König ſelbſt dictirt, die Tiegerprobe, hinzu- kommt.

Bei der erſtern müſſen der Beklagte und der Kläger völlig unter Waſſer tauchen; derjenige welcher es am längſten vermag unter dem Waſſer zu bleiben, wird für unſchuldig erklärt. Die Stärke der Lunge entſcheidet alſo.

Die Feuerprobe wird nur dem Beklagten zuerkannt. Man ſchabt ihm zuvor die Haut unter den Fußſohlen dünne, und zwingt ihn ſodann über eine lange Vertiefung welche mit glühenden Kohlen angefüllt iſt, dreimal langſam zu gehen. Selten ſind die ſchon zuvor ſchmerzhaft gemachten Füße im Stande ohne bedeutende Spuren des Brandes dem Feuer zu widerſtehen, und hienach wird der Unglückliche verdammt.

Die dritte Probe iſt eigentlich eine Probe des Magens, ſo wie die erſte der Lungen. Pillen, welche ein Brechmittel enthalten, werden dem Beklagten und dem Kläger eingegeben. Wer von ihnen keine Wirkung ſpürt, den ſpricht man los. Dieſe Pillen richten die Prieſter (Talapoins) zu; es hängt alſo von ihnen ab, den Kläger oder den Beklagten durch Minderung oder Verſtärkung des Brechmittels zu begünſtigen.

Die ſeltnere Tiegerprobe verdiente auch nur einem Deſpoten ſelbſt vorbehalten zu bleiben. Der gutmüthige König läßt hiebei beide Partheien den Tiegern vorwerfen; wer von beiden in den erſten Augenblicken, da dieſe Beſtien ſich nähern, unangetaſtet bleibt, wird als unſchuldig ihnen entzogen; werden aber beide ſofort angegriffen,

ſo läßt man beide zerreißen, denn beide waren dann ſchuldig! Es iſt kaum begreiflich, mit welcher Ruhe ſich die ſonſt feigen Siamer dieſer gräßlichen Tollheit Preis geben.

So wie die Proben, ſo auch die Strafen, grauſam und oftmals durchaus widerſinnig. Der Dieb wird am leichteſten beſtraft; er muß drei bis vierfach das Geſtohlne erſetzen. Ein Mörder hingegen wird lebendig von unten auf geſpießet; oft lebt er viele Stunden in dieſem entſetzlichen Zuſtande.

Der Religionsſpötter wird mit dem Geſichte auf glühende Kohlen gelegt, und in dieſer Stellung mit Ketten feſtgebunden; auf ein gegebenes Zeichen fangen zwei Blaſebälge an, die Kohlen in Glut zu ſetzen, und ſo wird der Unglückliche ſchmählich verbrannt.

Auf beſondern Befehl des Königs werden für andere Laſter dem Miſſethäter, nachdem ihm die Haare vom Kopfe geſchnitten ſind, große Einſchnitte mit einem breiten Meſſer über den Kopf gemacht; die Anzahl derſelben iſt genau beſtimmt. Auch iſt es nicht ungewöhnlich, Menſchen todtprügeln zu laſſen.

Jeder, der zum Tode verdammt iſt, wird zuvor durch die Stadt geführt. Vor ihm geht ein Büttel, ſchlägt von Zeit zu Zeit auf eine eiſerne Platte, und kündigt die Urſache des Todes an. Das widernatürliche Laſter wird, ſo wie die Blutſchande mit dem Tode beſtraft; und gegen letztere iſt hier der Abſcheu ſo groß, daß man die Miſſethäter aneinander gebunden ins Meer wirft,

um die Erde nicht mit ihrem ſchändlichen Blute zu beflecken.

Da der König hier durchaus willkührlich nach ſeiner Laune richtet, ſo beſtraft er oftmals die mindeſten Vergehungen auf eine ſchaudererregende Weiſe. So, ſagt der wahrheitsliebende Forbin, ließ er einem Schwätzer den Mund zunähen, und einem der nicht hinreichend ſprach, den Mund bis an die Ohren aufſchneiden, dennoch waren dieß Staatsbeamte. Die leichteſten Vergehungen ließ der Deſpot mit Säbelhieben, mit Brennen an den Armen, oder gar durch Abhauen der Schenkel beſtrafen.

Da die Anverwandten des Königs von blutigen Strafen frei ſind, ſo läßt man ſie für Verbrechen verhungern.

Zu den übrigen Widerſinnigkeiten gehört es dann auch, daß die unſchuldigen Kinder in den Verbrechen und Strafen der Eltern begriffen ſind.

Nicht viel weniger hart iſt folgendes. Findet man irgend eine Leiche oder einen Erſchlagenen ohne weitere Anzeige oder Spur des Thäters, dann wird nach allen Wegen und Richtungen eine Linie von 100 Toiſen gegen die benachbarten Ortſchaften von der Leiche aus gezogen, und die Bewohner zahlen eine größere oder mindere Strafe, nach der Nähe oder Entfernung von jenem Standpunkte. Es ſoll die Achtſamkeit auf die Sicherheit der Heerſtraßen und ſonſtigen Wege bewirken.

Wenn gleich, wie dieß ſchon zuvor bemerkt wurde *), die Religion des Foe, Bud, Xaca oder Gaudma, auch hier verbreitet iſt, ſo litt ſie, wie bei jedem der verſchiedenen Völker, manche Abänderungen.

Die erſte welche ſie hier in Siam trifft, weßhalb man verleitet werden könnte, ſie für eine von jener verſchiedene zu halten, iſt ſchon der Name der verehrten Gottheit ſelbſt. Dieſer hat ſich hier in Sommona-Kodom verändert, ein Ausdruck der ſo viel ſagt: als ein Menſch ohne Leidenſchaften.

Dieſer große Heilige erhielt ebenfalls auf eine widernatürliche Art ſein Daſeyn. Er ſoll aus der Blume, welche aus dem Nabel eines Kindes hervorwuchs, entſproſſen ſeyn; lebte dann in Wildniſſen und Waldungen, und übte dort große Wohlthätigkeit aus. Er trieb dieſes ſo weit, daß er hungrige Thiere ſo gar mit ſeinem eigenen Fleiſche fütterte. Er lehrte aber vorzüglich die Seelenwanderung, und die Lehren von dem Paradies und der Hölle, faſt auf gleiche Art, wie wir ſie bei der Religion Tibets kennen lernten. Dabei prägte er ſeinen Anhängern, den Talapoins oder ſiamiſchen Prieſtern große Enthaltſamkeit ein, verbot ihnen das Lügen, Betriegen, Stehlen, die Streitſucht und deshalb alle berauſchende Getränke. Letztere ſind ſo ſcharf verboten, daß man ſogar ſie nicht ein-

*) M. ſ. den letzten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs.

mal bei Medicamenten hinzuſetzt. Die Großen enthalten ſich ihrer auf das ſtrengſte, weil der Geruch ſie bei den Audienzen des Königs leichtlich entdeckte und ſie ſtrafbar machen würde.

Der Ehebruch ward von ihm als ein antiſociales Verbrechen aufs ſchärfſte geahndet. Er befahl die Anbetung Gottes und tiefe Verehrung für Prieſter und Religionsbücher. Sonderbar genug iſt es, daß eine Religion, welche jeden Todtſchlag aufs ſtrengſte verbietet, dennoch den Selbſtmord in Schutz nimmt. Ein Selbſtmörder wird ſogar als ein Heiliger geehrt. Das Anſehen und der Ruhm von Sommona-Kodom ſtiegen nun zu einer ſolchen Höhe, daß ſein eigener Bruder Thevetat, hierauf eiferſüchtig, ihn zu ermorden ſuchte; allein gerade in dieſem Augenblick öffnete ſich die Erde, und Thevetat ward in die Hölle hinabgeſtürzt. Hier im Mittelpunkt der Erde leidet er, gekreuzigt und mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, ewige Qual. Dieſer Theil der Lehre der Talapoins iſt es, welcher dem Uebergang der Siamer zu unſerer Religion am ſtärkſten Widerſtand thut; ſie denken ſich, bei der Lehre von der Kreuzigung Chriſti, ſtets jenes böſe Weſen, den Thévetat.

Sommona-Kodom ſtieg, nachdem er durch ſeine Lehren und große Menſchenliebe unendlich Gutes geſtiftet, einigen Nachrichten zu folge, in den Himmel; Andere laſſen ihn dagegen an einer Colik ſterben, die er ſich dadurch zuzog, daß er von einem Ferkel aß. Sein Körper ward auf

einem Scheiterhaufen verbrannt, und ſeine Gebeine wurden mit großer Verehrung als heilig aufbewahrt.

Es genügt aber den Siamern eben ſo wenig als den Tibetanern und Birmanen, an einer einzigen Gottheit. Sie verehren beſonders eine große Anzahl anderer überirdiſchen Weſen; Engel welchen Gott die Fürſorge der Weltregierung anvertrauet hat. Jedes Reich, ja jede Ortſchaft hat daher einen eigenen Schutzgott.

Es ergiebt ſich hieraus nicht bloß die entſchiedenſte Aehnlichkeit, ja die Gleichheit mit der Religion des Xaca, ſondern die Unzuläſſigkeit der Beſchuldigung der Miſſionaire, als wären die Siamer Gottesleugner.

Dagegen findet ſich aber auch hier der Glaube an Aſtrologie und Zauberei. Die Zauberer und Wahrſager ſind hauptſächlich weiblichen Geſchlechts. Sie treiben ihr Weſen unter eben ſo gräßlichen Verdrehungen und unſinnigen Geberden als die Schamanen und Tibetaner, und geben in dieſem halbverrückten Zuſtande ihre Orakel aus.

Auch finden ſich hier faſt göttlich verehrte Einſiedler, welche in dem Beſitz der tiefſten und geheimſten Wiſſenſchaften ſeyn ſollen, z. B. in der Kunſt die Metalle zu verwandeln, in der Alchymie, ſo wie in der Wiſſenſchaft das Leben zu verlängern.

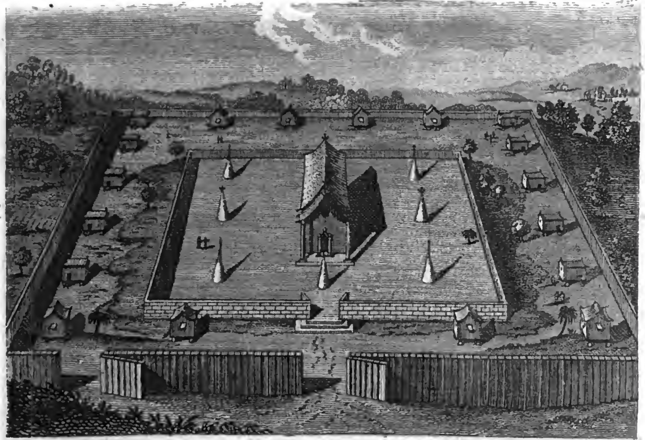
Den Dienern oder Prieſtern des Sommona-Kodom, den Talapoins, oder wie ſie dort heißen, die Tſchaocou, ſind noch andere ſehr ſtrenge

Pflichten auferlegt. Ihr Urheber verweigerte ihnen z. B. jede genauere Verbindung mit dem andern Geſchlecht, ſo daß ein Talapoin ſchon ſtraffällig wird, wann er nur durch Huſten ein Frauenzimmer auf ſich aufmerkſam zu machen ſucht.

Glücklich genug ſind die zuvor angeführten Einſiedler, welche ſich in den Wildniſſen von den Menſchen entfernt aufhalten und der Societät völlig unnütz bleiben, an Anzahl ſehr geringe. Dagegen iſt die zweite Klaſſe der Talapoins, welche dadurch, daß ſie das Volk die Religion lehrt und die Jugend unterrichtet, keinen geringen Werth hat, ſehr, ja vielleicht zu zahlreich. Man rechnet ihrer über hundert tauſend, und ſie ſind, wie die chriſtliche Geiſtlichkeit, in mehrere Klaſſen getheilt.

Die angeſehenſte, die Sanscrats, Männer von erprobten Sitten und religiöſen Kenntniſſen, welche vom Könige ſelbſt ernannt werden, dürfte man mit den Aebten der Klöſter oder auch den catholiſchen Biſchöfen vergleichen. Die Talapoins leben nämlich in Klöſtern, und dieſe ſind die einzigen Schulen für die Jugend. Dieſe Aebte werden ſehr heilig gehalten. Kein Talapoin verläßt ſein Kloſter ohne den Sanscrat dadurch zu begrüßen, daß er den Fuß des Sanscrats ſich auf den Kopf ſetzt. Der Sanscrat hält für die geringern Prieſter eine Art Ohrenbeichte; daher den Siameſen dieſer Gebrauch der Miſſionaire gar nicht befremdete.

Auf dieſe Sanscrats folgen die Peçous, ein



Klostër der Talapoinen

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Grad den die franzöſiſchen Miſſionaire mit dem Diaconat vergleichen, und der den Schülern oder Novizen, Onens genannt, nur von jenen Obern nach gehörigem Examen ertheilt werden kann. Die Novizen werden bereits in ihrem ſiebenten Jahre aufgenommen. Die ganze Einrichtung dieſes Mönchswesens hat viel Aehnlichkeit mit dem der catholiſchen Geiſtlichkeit. Indeß ſind die Talapoins dennoch nicht auf zeitlebens an ihre Gelübde gebunden. Nur ſo lange ſie ſich zu dieſem Orden bekennen, müſſen ſie, bei Strafe des Verbrennens, ehelos und keuſch leben.

Die Klöſter ſelbſt beſtehen nur aus Reihen hölzerner Zellen, welche ein Viereck bilden, in deſſen Mitte ſich ein Tempel oder eine Pagode befindet; das Ganze iſt mit einer Mauer umſchloſſen.

In der trocknen Zeit predigen ſie monatlich nur zweimal, allein zur Zeit der Ueberſchwemmungen alle Tage. Der Prediger ſitzt dabei in einem erhöheten Armſtuhl mit verſchränkten Beinen, dem Volke gegenüber.

Ueberdem ſingen und beten ſie in den Pagoden in der heiligen oder baliſchen Sprache; hiebei bewegen ſie dann ſtets einen kleinen Sonnenſchirm Talapat genannt; da ſie faſt nie ohne ihn öffentlich erſcheinen, ſo haben ſie von ihm ihre Benennung erhalten.

Ein Talapoin iſt aber auch an ſeiner Kleidung zu erkennen. Er trägt außer einer Pagne von gelber Farbe, die, wie bei den übrigen Perſonen, um

die Hüften geht, ein breites gelbes Band Angſa genannt, von der linken Schulter zum rechten Schenkel; ferner ein großes gelbes Tuch, eine Art Skapulier, das hinten und vorn bis zu den Füßen herabhängt. Hemden von Muſſelin ſind ihm verboten zu tragen.

Um dieſe Kleidungsſtücke zu befeſtigen, umgürten ſie alles mit einem gelben Bande. Die Füße und der geſchorne Kopf ſind unbekleidet; letztern ſchützt das Talapat.

Ihren Unterhalt bekommen ſie hauptſächlich durch milde Gaben. Sie ſammlen dieſe, indem ſie ein eiſernes Becken dem Geber darreichen. Bei dieſer Armuth üben ſie dennoch Gaſtfreiheit aus; ſie halten ſelbſt ein Paar Hütten oder Zellen bei ihren Klöſtern zur Aufnahme armer Reiſender in Bereitſchaft. Indeß beſitzen die Klöſter überdem eigene Gärten und Grundſtücke, welche von allen Abgaben frei ſind.

Die Talapoinen halten mehrmals ſtrenge Faſten; doch iſt es ihnen dabei ſtets erlaubt Betel zu kauen, und dieß ſoll ihnen einige Kraft geben. Hauptfaſten, denen ſich ebenfalls das Volk unterzieht, ſind die Tage des Neu- und Vollmondes. An dieſen Tagen ſcheeren die Geiſtlichen ihr Haupt mit kupfernen Scheermeſſern. Die ältern ſcheeren ſtets die jüngern, daher die Aebte ſich ſelbſt ſcheeren müſſen. Dieſe Tage ſind ſo heilig, daß dann ſelbſt der Fiſchfang verboten iſt.

Auch das andere Geſchlecht widmet ſich dem geiſtlichen Stande, jedoch nur erſt nach dem

funfzigſten Jahre. Dieſe Nonnen oder Talapoininnen ſind weiß gekleidet, und wohnen in den Klöſtern in Zellen neben den Talapoinen. Höchſt ſelten übertreten ſie das Gelübde der Keuſchheit, freilich kann dieß in einem Lande wo Kinder von 11 Jahren bereits mannbar ſind, kein großes Verdienſt ſeyn. Tritt indeß ein geſetzwidriger Fall ein, ſo werden ſie nicht ſehr hart beſtraft. Man entläßt ſie nur aus dem Kloſter, allein die Anverwandten empfangen ſie mit Schlägen, wegen Beſchimpfung der Familie.

Eines ſonderbaren Feſtes dürfen wir bei der Religion der Siamer nicht unerwähnt laſſen; Brigot, Biſchof von Tabraca, gab uns davon Nachricht. An einem eigenen Tage im Jahre giebt es hier eine Ceremonie, welche mit der des Sündenbocks der Juden einige Aehnlichkeit hat. Man wählt eine, wegen ihrer ſchlechten Lebensart verachtete Frau, und führt ſie auf einer Tragebahre unter Muſik von Trompeten und Hautboien durch alle Gaſſen der Stadt. Jedermann überhäuft ſie mit Schimpfworten und Flüchen, dabei wird ſie mit Koth geworfen. Nach dieſer Entehrung ſetzt man ſie außerhalb der Stadt auf einen Miſthaufen, oder auch auf Gebüſch mit Dornen, und verbietet ihr auf Lebenszeit je wiederum zur Stadt zurück zu kehren.

Dieſe harte Ceremonie iſt auf dem Glauben gegründet, daß dadurch aller ſchlimme Einfluß der böſen Luftgeiſter von der Stadt abgelenkt werde, und auf dieſe Unglückliche falle.

Digitized by Google

Von größerer Wichtigkeit als bei der Ehe, iſt die Rolle welche die Talapoinen bei den Kranken und den Beerdigungen ſpielen.

Sie werden zu dem Kranken in zwiefacher Abſicht gerufen. Einmal kommen ſie als Aerzte, um ihn wo möglich zu heilen, denn nur ſie geben ſich mit der Arzneikunde ab, und ihre ganze Wiſſenſchaft beſteht bloß in einigen Kräutern, welche ſie theils innerlich, theils äußerlich anwenden. Zweitens verrichten ſie ihr Amt als Geiſtliche; ſuchen den Kranken zu pflegen, auch ihm Troſt und Muth einzuſprechen, und unterhalten ihn von dem zukünftigen Zuſtande. Für beides werden ſie anſehnlich belohnt, vorzüglich wenn der Kranke wieder hergeſtellt wird.

Bei den Begräbniſſen haben ſie verſchiedene Verrichtungen. Die Leichen-Ceremonien beſtehen nämlich bei den nicht gänzlich Armen zuerſt darin, daß man den Todten, nach zuvor herausgenommenen oder vernichteten Eingeweiden, in einen hölzernen, von außen lackirten oder vergoldeten, zuweilen bleiernen Sarg legt, und dieſen ſodann einige Tage hindurch auf ein hohes Gerüſte ſtellet. Während deſſen ſind die Talapoinen beſchäftigt Wachskerzen umher anzuzünden, Räuchwerk unter dem Sarge zu brennen, und zu Nacht Trauergeſänge anzuſtimmen.

Die Ceremonie ſelbſt beſteht nun in einer feierlichen Proceſſion der anverwandten Leichenfolger und Freunde; alle ſind hiezu weiß gekleidet und in weiße Schleier gehüllt. Den Anfang des Zuges macht die Leiche in dem Sarge ſelbſt.

Verſchiedentlich trägt man zu größerer Pracht, neben der Leiche, von Bambus geſchnitzte, oft vergoldete Bilder verſchiedener Arten Thiere, oder ſonderbar geſtalteter Ungeheuer; und die Talapoinen begleiten ſie ebenfalls mit Geſang; dieſer hat gewöhnlich nur den Inhalt: Wir müſſen Alle ſterben; Alle ſind wir ſterblich.

Die Anverwandten und Folger bezeugen durch Thränen und Wehklagen ihre Trauer; oft miethen ſie auch eigne Klageweiber.

Zuvor hatte man auf einem Hügel einen Scheiterhaufen errichtet; je höher derſelbe iſt, deſto mehr wird der Todte geehrt. Sobald der Zug bei dem Scheiterhaufen angelangt iſt, wird die Leiche aus dem Sarge genommen, und nackt auf das Holz gelegt. Die Talapoinen ſelbſt ziehen ſich ſodann zwar zurück, allein ein Diener dieſer Prieſter zündet das Feuer an. Indeß läßt man den Körper nicht vom Feuer verzehren, er wird gleichſam nur gebraten, und ſofort wieder in den Sarg gelegt, und hierauf unter einer Pyramide, wie man dergleichen um die Tempel errichtet, begraben.

Bei den Begräbniſſen der Prinzen ſind die Scheiterhaufen nicht nur ſehr hoch, ſondern dem Könige wird durch eine Rackete ein Zeichen gegeben, worauf er vermittelſt einer Fackel das Feuer ſelbſt anzündet.

Kurz vor der Verbrennung oder Verſengung der Leiche, werden feierliche Tänze aufgeführt, deren wir ſofort zu erwähnen Gelegenheit haben.

Digitized by Google

Die Leichen der Armen begräbt man ohne Ceremonien bald nach dem Tode; oder man giebt ſie auf einem Hügel den Raubvögeln Preis.

Es iſt Sitte Speiſen auf das Grab zu legen, und daher glaubte man, die Siamer opferten den Seelen der Verſtorbenen. Allein dieß iſt hievon nicht der Grund; man will vielmehr die Geiſter dadurch beſänftigen, und Geſpenſter verſcheuchen. Je anſehnlicher der Aufwand bei den Begräbniſſen iſt, in ein deſto vorzüglicheres Thier, glauben ſie, werde die Seele des Verſtorbenen fahren. Sonderbar genug verweigert man ſolchen Perſonen, welche durch Zufall umgekommen ſind, z. B. vom Wetter Getödteten, Todtgebornen, wie auch den im Wochenbette oder an den Blattern geſtorbenen, ferner den Selbſtmördern, die Ehre der Verbrennung; ihre Körper werden entweder ins Waſſer geworfen, oder für die Raubthiere ausgeſetzt.

Die Gräber werden für heilig gehalten, ſie zu ſtören gilt hier für ein großes Verbrechen. Deshalb vergraben einige Reiche ihre Schätze neben denſelben; indeß finden ſie ſich dennoch verſchiedentlich betrogen, da Diebe und Räuber eben deshalb dort nachſuchen.

Die Trauer iſt bei den Siamern willkührlich, und daher verſchieden. Aeltern, die ihre Kinder ſehr liebten, widmen ſich oftmals nach deren Tode dem geiſtlichen Stande. Andere ſcheeren ſich nur das Haar, oder bleiben auch in einer ſteten Unreinlichkeit.

Die Lehre der Seelenwanderung veranlaßt es,

daß zu Zeiten ſogar die abgeſtorbenen Thiere mit großen Feierlichkeiten und Koſten beerdigt werden. So ſahen die Miſſionaire große Feierlichkeiten bei der Verbrennung des Lieblings-Papageien des Erbprinzen, da dieſer glaubte, der Vogel ſei von der Seele eines Königs belebt geweſen. Man verbrannte den Körper in einem goldnen Käſig, auf einer hohen Eſtrade; die Feierlichkeiten dauerten acht Tage; das Volk warf Zeuge, kupferne Gefäße, kleine Spiegel auf den Scheiterhaufen, und das Ganze koſtete völlig eben ſo viel als die Beſtattung eines Fürſten.

Der Siamer war, wie wir zuvor zum Ueberfluß zeigten, einer der unterdrückteſten Sklaven aller uns bis jetzt vorgekommenen Aſiaten; dennoch wird dieſe ſchwarze Decke des Deſpotismus von mehreren Strahlen der wahren Natur des Menſchen, der bürgerlichen Freiheits- und Gerechtigkeitsliebe hin und wieder durchbrochen; und der Deſpot ſieht dieſem wohl nur deßhalb ruhig zu, um noch einigen Schein einer vernünftigen Regierung übrig zu laſſen, und dadurch ſeinen ſtets wankenden Thron einigermaaßen aufrecht zu halten.

Unter den mehreren Zeugniſſen für dieſe Behauptung zeichnet ſich die wirkliche Gerechtigkeitspflege aus; freilich nur dann, wenn ſie nicht mit dem Vortheil des Deſpoten im geraden Widerſpruch ſteht.

Der ſicher nicht für die Siamer eingenommene

wahrheitsliebende Engländer Smith, erlebte hie- von an ſich ſelbſt ein Beiſpiel. Er ward, bei Gelegenheit daß er handelswegen mit den dorti- gen Agenten wegen ſeiner Rückreiſe von Siam in Zwiſtigkeit gerieth, vor Gericht angeklagt, als habe er geſagt: Der König ſey hinter- gangen, denn ſchon dieſe, an ſich unſchuldige Worte ſchienen hier ein Majeſtätsverbrechen.

Als der Richter bei dieſem Proceß zu ſeinem Sitze ging, ließ er dem Engländer, durch einen Dollmetſcher bemerklich machen, er möge jedes Wort wohl auf die Waage legen, und äuſſerſt auf ſeiner Hut ſeyn. Nachdem die Anklage vor- gebracht war, trug er, um den Schiffs-Capi- tain zu retten, die Frage vor: darf ein Frem- der, der die Landesgeſetze nicht kennt, gleich ei- nem Einländer gerichtet werden? Der Gegner des Engländers brachte es indeß wider den Wil- len des Richters dennoch dahin, daß deſſen ver- nünftige Vertheidigung, welche in der von ihm aufgeſtellten Frage lag, verneint ward. Jetzt gab der Richter der bevorſtehenden Entſcheidung durch genaue Nachfrage über die Sprache, in welcher der Engländer jenes (ſogenannte) Maje- ſtätsverbrechen ſollte begangen haben, der Sache des Engländers eine glückliche Wendung. Hier- aus ergab ſich nämlich, daß der Zeuge, wel- cher vorgab jene Worte gehört zu haben, des Hindoſtaniſchen, (und nur in dieſer Sprache hatte Smith geſprochen) durchaus unkundig, und daher ſein Zeugnis falſch und ungültig ſey. Smith ward nicht bloß zur Freude des Richters

ſelbſt ſogleich als unſchuldig losgeſprochen, ſondern die ganze Verſammlung ſiamiſcher Zuhörer dieſes Proceſſes überhäufte den Ausländer mit Glückwünſchen.

Auch bei anderer Gelegenheit zeigt dieſe Nation, welche, einigen Reiſenachrichten zu folge, für argliſtig, lügenhaft, geizig und überhaupt boshaft angegeben wird, daß die Laſter vielmehr ihr durch die ſchändliche Regierung aufgedrungen werden, als durch die Natur.

So haben wir bereits ihre Mäßigkeit, und bei dem andern Geſchlecht ihre Schamhaftigkeit und Treue angeführt. Aber auch die Männer ſind der Freundſchaft fähig, und errichten gleich den alten Scythen einen Bund ewiger Freundſchaft, vermittelſt einer eigenen Ceremonie. Diejenigen welche ſich ihm widmen, trinken deßhalb aus ein und derſelben Schale Arrak.

Sehr zu bewundern iſt es, daß ein unter ſo ſchändlichem Deſpotismus ſeufzendes Volk noch Frohſinn und Hang zu Vergnügungen äußert.

Die Schauſpiele gehören zu den vorzüglichſten Feierlichkeiten, welche dem franzöſiſchen Geſandten zu Ehren gegeben wurden, und beſtanden aus mehreren Abtheilungen von ſehr verſchiedener Art.

Eine chineſiſche Comödie machte den Anfang. Sie war in mehrere Scenen oder Aufzüge abgetheilt; zum Zwiſchenſpiele traten Springer und Tänzer auf, welche ſich durch kühne Stellungen und Sprünge auszeichneten. Die Schauſpieler waren ſchön gekleidet, und zeigten viel

Gewandtheit; allein die Muſik auf kupfernen Keſſeln klang abſcheulich.

Auf der andern Seite ließ zu gleicher Zeit eine Truppe der Bewohner des Gränzreichs Laos, Marionetten ſpielen. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden Vorſtellungen führten Siamer von beiden Geſchlechtern einen Tanz auf. Sie ſtanden im Kreiſe, und machten dabei ſowohl mit den Händen als mit den Füßen ſonderbare Bewegungen.

Die Cadenz ward von verſchiedenen Frauenzimmern dazu mit ſtark durch die Naſe geſungenen Melodien gegeben. Die Finger des Frauenzimmers waren bei dieſen Schauſpielen durch große kupferne Nägel geſchmückt.

Sodann ließen ſich Springer und Gaukler ſehen. Außer den hinreichend bekannten Kunſtſtücken ſolcher Leute, legte ſich einer derſelben nackt mit dem Rücken auf eine Art Kranz, der aus acht in die Höhe gerichteten Dolchſpitzen beſtand, ließ ſodann einen Mann ſich auf den Bauch treten, und ſeine Haut blieb dennoch unbeſchädigt.

Loubere erzählt, einer dieſer Springer ſey von einer hohen Bambusſtange, auf welcher ſie gewöhnlich mehrere Kunſtſtücke zeigen, nachdem er ſich zwei Sonnenſchirme an ſeinem Gürtel befeſtigt, herabgeflogen. Er habe ſich mit dieſer Zurüſtung dem Winde mehrmal Preis gegeben, und ſey hiedurch bald auf Bäume und Häuſer, bald in das Waſſer geführt. Der Kö-

nig ward hierüber ſo hoch erfreut, daß er ihn ſogleich zu einem hohen Staatsbeamten erhob!

Zwei Tänze ſtehen in Siam in vorzüglicher Achtung, weil ſie, wie ſchon erwähnt iſt, ſelbſt bei der Todtenfeier vorkommen. Der eine, Cone genannt, ſtellt durch heftige Verdrehung des Körpers Gefechte vor, und wird mit Muſik von verſchiedenen Inſtrumenten begleitet.

Der zweite, bei Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten eingeführte Tanz heißt Rabam; er iſt von dem vorhergehenden ſehr verſchieden, denn hier iſt alles viel ruhiger und angenehmer. Die langſame im Kreiſe gemachte Bewegung der Tänzer beiderlei Geſchlechts, welche nur den Leib und die Arme verdrehen, erlaubt ihnen dabei Lieder abzuſingen. Zugleich unterhalten zwei Perſonen, ein Schauſpieler und eine Schauſpielerin, die Zuſchauer mit allerlei luſtigen Erzählungen. Alle handelnde Perſonen des ganzen Schauſpiels, tragen hohe vergoldete Mützen und große Nägel von Meſſing.

Anderweitige Vergnügungen und Spiele der Siamer ſind:

Das Ochſenrennen. Ein Paar an den Pflug geſpannte Ochſen laufen mit einem andern ebenfalls vorgeſpanntem Paare in die Wette. Hiebei hält aber ein daneben laufender Mann den Pflug ſtets in die Höhe, ſo daß er nicht die Erde berührt. Zuzeiten läuft auch ein Menſch mit einem Ochſen in die Wette.

Bei dieſen Rennen, welches innerhalb verſchloſſener Schranken gehalten wird, geſchehen

von den Zuſchauern anſehnliche Wetten, da viele der Vornehmen gutgebildete Ochſen eigends hiezu auferziehen und abrichten laſſen.

Auch bei den ebenfalls gewöhnlichen Hahnenkämpfen werden Wetten angeſtellt.

Ebenfalls treten hier Ringer und Klopffechter gegen einander auf.

Außer den Feuerwerken und Erleuchtungen vergnügt man ſich in Siam mit fliegenden Drachen, und bindet daran etwas Leuchtendes, auch wohl eine goldene Münze, die dann demjenigen zu Theil wird der den Strick hält. Sogar der König hält auf dieſes Kinderſpiel. Zwei Wintermonate hindurch läßt er alle Nächte ſolche Drachen fliegen und ernennt deshalb eigene Mandarinen welche den Strick halten müſſen.

Ueberhaupt iſt dieß Volk jeder Art von Spielen und Wetten ſehr ergeben. Oftmals verſpielen ſie ihr ganzes Habe, ja Weib und Kind. Das Triktrak, welches ſie von den Portugieſen erlernt haben, ziehen ſie allen vor; doch lieben ſie ebenfalls das Schachſpiel.

Um ſich nach ihren gewöhnlichen Arbeiten, beſonders wenn ſie ihre Dienſtmonate beendigt haben, zu unterhalten, nehmen ſie ihre Zuflucht zum Toback. Beide Geſchlechter rauchen ſehr ſtark, und ziehen dazu den ausländiſchen, z. B. den chineſiſchen, oder den von den Philippinen dem einheimiſchen vor. Ihr ganzes Leben fließt ſodann, beſonders den Männern, unter ſchlafen, eſſen und rauchen ruhig dahin, indem die Frauen für ſie die Speiſen ſo wie alle häuslichen Geſchäfte beſorgen.

Wenn wir zuvor gleich anmerkten, daß das Königreich Siam, den älteſten Nachrichten zufolge, durch Flüchtlinge mehrerer Nationen bevölkert ſei, ſo gehört es dennoch wohl zu einer etwas genauern Kenntniß dieſes Reichs und ſeiner Bewohner, die Hauptzüge von Siams Geſchichte, ſo weit ſie uns nachmals bekannt geworden iſt, hier aufgeführt zu ſehen.

Siam, oder wie es bei den Einwohnern heißt, Meuang – Tai d. iſt, das Reich der Freien, (unſtreitig per antiphraſin, alſo der Sklaven) rechnet ſeine Hauptepoque von dem Tode des Religions-Stifters Sommona-Kodom an.

Gegen den Jeſuiten Tachard behauptete man, das Jahr 1685, (dieß war das Jahr von deſſen erſten Reiſe nach Siam) ſei das 2229te von Siams Geſchichte.

Der erſte König, welcher Pra-Poal geheißen, habe im Jahr 1300 dortiger Rechnung, oder nach unſerer 1444 vor Chriſti Geburt regiert. Eilf Könige nach ihm behielten ſtets dieſelbe Hauptſtadt, nur Pra-Poa Noomi verlegte ſie, und der vierte König von dieſen, Rhamatitoudi genannt, änderte ſie abermals, und erbauete Siam.

Pra-Poal ſoll überhaupt 40 Nachfolger gehabt haben bis zu dem Jahre 1546 unſerer Rechnung. Dieſe Könige waren von verſchiedenen Familien, die ſich eine die andere nach und nach vom Throne ſtürzten, den ſie ſelbſt nur durch das Bürgerrecht beſaßen.

Sogar den Namen des für dieß Reich als deſſen Wiederherſteller berühmten Königs, der 1550 regierte, kennen wir nicht. Unter ihm ſollen das Reich durch den Einfall verſchiedener Nationen in Blut und Flammen geſetzt, und hiebei über 30000 Menſchen umgekommen ſeyn. Allein der König habe, nachdem er eine ungeheure Armee von vierhunderttauſend Mann und 4000 Elephanten zuſammen gebracht, ihnen in einer großen Schlacht 130000 Menſchen getödtet, und das Reich völlig befreiet. Indeß hatte er ſich ſeiner Siege nicht lange zu erfreuen. Seine durch dieſen Krieg verurſachte lange Abweſenheit, gab der Königin Anlaß zu einer ſtrafbaren Liebſchaft. Um nun der Strafe ihrer Untreue zu entgehen, vergiftete ſie ihren Gemahl.

Der noch ſehr junge Kronprinz ward als König anerkannt, und die Königin als Vormünderin und Regentin. Ihre erſten Schritte richtete ſie auf den Untergang ihrer vielen Widerſacher. Indeß genügte ihr dieß nicht. Um ſich gänzlich des Throns zu bemächtigen, erſtickte ſie ſogar die Natur auf die widerſtehendſte Art; ſie brachte ihrem eigenen Sohne, dem jungen König, eigenhändig Gift bei. Dieß empörte alle Große des Reichs. Bei einem Feſte, welches ſie ihr zu Ehren anzuſtellen vorgaben, ermordeten ſie dieß Ungeheuer nebſt dem von ihr zum Könige erhobenen Liebhaber, und nun ward ein natürlicher Bruder des letzten Königs auf den Thron geſetzt.

Der neue König war im Kloſter erzogen; wer

Digitized by Google

hätte es daher vermuthet, daß er als Geiſtlicher gerade alle Gefühle der Menſchlichkeit ſogleich nach erlangter Gewalt mit Füßen treten würde? Dieß war dennoch der Fall. Er äußerte die empörendſte Tyrannei, und zugleich ſo große Fahrläſſigkeit in den Regierungsgeſchäften, daß der benachbarte König der Bramas es für leicht hielt, ſich des Reichs eines ſo verhaßten und ſchwachen Monarchen zu bemächtigen.

Mit aſiatiſcher Wuth und Grauſamkeit ward nun der Krieg von den Bramas, welche das unglückliche Siam auf das ungerechteſte anfielen, geführt, und die Siamer rächten mit Grund dieſe Schändung der Menſchheit. Zwar hörte er pausenweiſe auf. Er ward durch die Empörungen der Peguer gegen die Bramas unterbrochen. Allein bald erhob ſich ein neuer, auf völligen Wahnſinn gegründeter Kampf.

Der König von Pegu wünſchte einen seltnen weißen Elephanten, der ſich in den Ställen des Königs von Siam befand, zu beſitzen. Er bot dafür erſtaunliche Summen; da ſich aber jener auf keine Weiſe zum Verkauf bewegen ließ, ſo ſuchte er ſich deſſen gewaltſam zu bemächtigen, und auf die Weiſe brach ein blutiger Krieg aus. Indeß endigte er bald. Der Peguer ſchloß den König von Siam in ſeine Hauptſtadt ein: beſtach den Gouverneur; drang hinein; machte den König von Siam zu ſeinem Gefangenen; führte die Urſache des Kriegs nach Pegu; nannte ſich von nun an: Herr des weißen Ele-

phanten, und Siam blieb ſeit der Zeit Tributair an Pegu.

Dieſer Sklavenſtand der Siamer dauerte indeß nur bis zum Tode jenes ungerechten Ueberwältigers. Als ſein Thronfolger den entehrenden Tribut einforderte, ward er verſagt, und da der König von Pegu deßhalb einen neuen Einfall in Siam wagte, fand er an dem Kronprinzen von Siam einen tapfern Gegner. Dieſer, der ſchwarze Prinz genannt, lieferte dem feindlichen ungeheuren Heere von anderthalb Million Menſchen (ſo geben es wenigſtens die Siamer an) eine große Schlacht. Beide Heerführer ſtoßen perſönlich auf einander, und der ſchwarze Prinz iſt ſo glücklich, den Bramas zu erlegen.

Beſtürzung und Schrecken überfiel bei dem Verluſt ihres Königs die Bramas; die Siamer drangen wüthend auf ſie ein und würgten einen ganzen Monat hindurch ihre jetzt fliehenden Unterdrücker.

Dem Befreier Siams, dem ſchwarzen Prinzen, der nach dem Tode ſeines Vaters das Reich ruhig regierte, folgte ſein ihm unähnlicher Bruder, der weiße Prinz. Indem er ſich den Wollüſten und einem ehrgeizigen Favoriten gänzlich ergab, und ſich ſogar bis zur Ermordung ſeines eigenen Sohnes hinreißen ließ, ſtürzte er das Reich von neuem ins Unglück. Die Japaner, deren er eine große Anzahl in ſeinem Dienſt hatte, erregten einen Aufſtand, plünderten die Stadt, ermordeten viele der Großen, zwangen den elenden Monarchen jede ihnen beliebige Be-

dingung zu unterzeichnen, und ſchifften ſich mit unermeßlicher Beute beladen, nach ihrem Vaterlande ein.

Die benachbarten Völkerſchaften hofften aus der traurigen Lage des Reichs Vortheil zu ziehen und fielen abermals in Siam ein. Indeß zwang der König, unterſtützt von den Portugieſen, damals die Helden Indiens (1620), ſie endlich zum Rückzug. Er eroberte hiebei mehrere ihm entriſſene Länder und Häfen und überlieferte dafür jenem europäiſchen Hülfsvolke den Hafen von Martavan.

Dieß veranlaßte ein näheres Bündniß mit Portugal. Der König ließ auf ſeine Koſten eine Kirche für die Franciscaner erbauen, und überhäufte die Portugieſen mit Wohlthaten. Daneben war er aber ein ſo blutiger Tyrann, daß er oftmals ſelbſt das Amt des Henkers ausübte.

Zehn Frauen bei Hofe, welche ſeine Befehle zu langſam ausführten, hieb er ſelbſt die Beine ab. Ja ſeine Grauſamkeit erſtreckte ſich ſogar auf das unvernünftige Thier. Ein Pferd, welches ihm nicht zu gehorchen verſtand, ward enthauptet, und ein Tieger der einen ihm vorgeworfenen Unglücklichen unangerührt ließ, hatte daſſelbe Schickſal!

Uebrigens hatte dieſer Unmenſch einige gute Eigenſchaften. Er war ſeinem Worte unverbrüchlich getreu; er war freigebig, ja oftmals großmüthig.

Seinem Sohne machte ein Uſurpator einige Zeit den Thron ſtreitig, und obgleich er ihn

endlich beſtieg, ward er dennoch bald darauf ermordet, und ein ähnliches Schickſal hatte der ihm in der Regierung folgende Bruder.

Derjenige welcher ſich gleich darauf des Throns bemächtigte, (er war aus königlichem Geblüt) übertraf ſeine Vorgänger an Grauſamkeit. Er erfand neue, ſchmerzhafte Todesarten, und jeder welcher aus Mitleid den unglücklichen Schlachtopfern ſeiner Barbarei ein ſchnelleres Ende ihrer Leiden zu verſchaffen ſuchte, ward ebenfalls auf das ſchrecklichſte hingerichtet. Auf die Weiſe mordete dieß Ungeheuer dreitauſend angeſehene Staatsbürger, unter dem Vorwande, als hätten ſie den Tod ſeiner Tochter veranlaßt; ja er wollte die unglückliche Gemahlin des letzten Königs durch Marter zwingen, Stücke von ihrem eigenen, ihr ausgeſchnittenen Fleiſche zu genießen, da ſie ſich aber ſtandhaft weigerte, ließ er ſie erſäufen.

Unbegreiflich ſcheint es hiernach, daß ein Volk, deſſen Natur ſeit ſo vielen Jahren zu Rebellionen und Ermordungen der Regenten gewohnt war, die Regierung dieſes Ungeheuers dreißig Jahre hindurch ertragen konnte. Sein ungleich beſſerer Sohn und Erbe des Throns hatte ein weit geringeres Glück. Er ward bald durch den eigenen Oncle gefährlich angegriffen und auf einige Zeit der Regierung beraubt. Er rettete ſich kaum durch die Flucht, und nur durch Hülfe der Portugieſen gelangte er zu ſeinem rechtmäßigen Throne; der Uſurpator ward getödtet. Von nun an regierte dieſer Fürſt, der unter dem Na-

men Chaôu-Naraye, oder wie ihn Andere ſchreiben Chaou-Maaye, ſelbſt für Europa wichtig geworden iſt.

Unter ſeiner Regierung kamen (ſeit 1682) die franzöſiſchen Miſſionaire nach Siam. Da die Pariſer Akademie eifrig auf den Fortgang der Erd- und Himmelskunde arbeitete, und König Ludwig XIV. ebenfalls auf die Verbreitung des catholiſchen Glaubens, ſo wurden 6 vorzügliche, gelehrte Jeſuiten erwählt, ſowohl um in Siam Beobachtungen anzuſtellen, als auch die chriſtliche Religion zu verbreiten. Hiezu gab noch mehr Gelegenheit, daß Tſchaou-Naraye zuvor Miſſionaire die aus China zurück kamen, nicht nur gut aufgenommen hatte, ſondern mit le Bachet waren ſogar zwei Siamer nach Frankreich geſandt, um, wie ſie vorgaben von einer früher dorthin geſchickten Geſandtſchaft, welche aber verunglückt war, Nachricht einzuziehen.

Dieſe Umſtände zuſammengenommen veranlaßten eine genauere Verbindung zwiſchen Frankreich und Siam. Ludwig XIV. erwiederte 1685 die Geſandſchaft welche der König Tſchaou-Maaye an ihn geſchickt hatte. Er ſandte den Ritter Chaumont und den Abt Choiſi mit anſehnlichen Geſchenken dahin ab, jene 6 Mathematikverſtändige Jeſuiten, 4 andere Geiſtliche, eine Anzahl Freiwilliger vom Stande und hierunter gleichfalls der Ritter und Seeofficier Forbin, begleiteten ſie.

Die hauptſächlichſte Triebfeder dieſer engern Verbindung beider Reiche, mithin Hinter-In-

diens mit Europa, war aber der damalige Barcalon, oder der erſte Miniſter des Königs von Siam, der berühmte Phaulcon gewöhnlicher unter den Namen Conſtance bekannt.

Dieſer Abendtheurer, Conſtantin Phaulcon, ein Grieche, dem wahrheitsliebenden Chev. Forbin zufolge, der Sohn eines Gaſtwirths, auf der Inſel Cephalonien 1650 geboren, obgleich Tachard ihn von einem alten adelichen venetianiſchen Hauſe abſtammen läßt, beſaß bei einem wohlgebildeten Körper und großer Gewandheit vorzügliche Gaben des Geiſtes, und einen hohen Sinn. Schon in ſeinem zwölften Jahre ging er nach England. Hier gewann er durch ſeine Talente bald das Zutrauen bedeutender Männer, und ein angeſehener Kaufmann White nahm ihn mit ſich nach Oſtindien. Durch die thätigſte Geſcheidtheit erwarb er ſich hier in kurzer Zeit ein ſo anſehnliches Vermögen, um auf eigene Rechnung Handel treiben zu können. Er ging deßhalb ſelbſt nach Siam, hatte aber das Unglück zweimal an den dortigen Küſten zu ſcheitern. Kaum rettete er aus dem letzten Schiffbruche die geringe Summe von 2000 Thalern, fand ſich aber hiemit völlig verlaſſen auf einer öden Küſte. Aus Ermattung auf dem Rande hingeſtreckt zeigte ſich ihm im Schlafe eine Frau von hoher, edler Geſtalt. Sie befahl ihm nach Siam zurückzukehren, und verſprach ihm dort ein anſehnliches Glück.

Er nahm ſich vor dieſem Geſichte zu folgen, er achtete es als eine göttliche Weiſung. Am

Digitized by Google

folgenden Morgen beſtärkte ihn hierin das wunderbare Zuſammentreffen mit einem ſiamiſchen Geſandten. Dieſer hatte auf ſeiner Rückkehr von einer Sendung nach Perſien hier ebenfalls Schiffbruch gelitten.

Auf dieſe öde Küſte geworfen, und von allen verlaſſen, ſchätzte ſich der Siamer glücklich, den Griechen, und in ihm einen menſchenfreundlichen Mann vorgefunden zu haben. Er erbot ſich, wenn er ihm zur Rückreiſe nach Siam behülflich ſeyn wollte, ihn ſofort dort den Großen des Reichs zu empfehlen.

Phaulcon ſchaffte dem Geſandten Kleidung und Lebensmittel, kaufte zugleich ein Fahrzeug und ging mit ihm nach Siam.

Dankbar für dieſe Großmuth empfahl letzterer den Griechen auf das beſte dem erſten Miniſter Barcalon. So fand Phaulcon bald Gelegenheit ſeine Talente darzulegen, und das Zutrauen des Barcalon zu gewinnen. Glücklich genug war dieſer ein Wollüſtling, dem die Geſchäfte ſelbſt zur Laſt fielen. Er überließ ſie dem Griechen, und bald fühlte der Monarch ſelbſt, daß die nunmehrigen Angaben ſeines Barcalons dem Reiche Anſehn und Reichthum verſchafften. Phaulcon ward gleich darauf zu einer Geſandtſchaft in einem benachbarten Staate ernannt, und auch hier zeichnete er ſich auf das vortheilhafteſte aus.

Nach ſeiner Rückkunft machte er mehrere dem königlichen Schatze erſprießliche Einrichtungen, und ſetzte ſich hiedurch ſtets feſter in die Gunſt

des Monarchen. Als daher der Barcalon (erſter Miniſter) ſtarb, trug ihm der König dieſe wichtigſte Stelle ſofort an. Phaulcon war indeß zu geſcheidt ſie anzunehmen. Er fühlte bald, wie ſehr der Neid der Großen des Reichs würde erweckt werden, wenn ſie auf dieſem höchſten Poſten einen Ausländer ſähen. Er überließ daher dieſe Stelle einem andern, blieb aber, da er das Ohr des Monarchen hatte, ſtets der eigentliche alles bewirkende Mann. Auch hegte der König ein ſolches Zutrauen gegen ihn, daß, als der Barcalon, ein Malaie, ihn ſuchte verdächtig zu machen, dieſer, nach Phaulcons Rechtfertigung, ſeines hohen Amtes ſofort entſetzt wurde.

Bei dem allen fürchtete er die Scheelſucht der Großen. Er war daher ſchlau genug ſich durch Begünſtigung der Franzoſen eine Stütze ſchaffen zu wollen. Ludwig des XIVten Geſandtſchaft, die mit ihr dorthin geſchickten koſtbaren Geſchenke, und die nicht unbedeutende Mannſchaft von vorzüglichen Kriegern angeführt, und endlich die durch jene wiſſenſchaftliche Geiſtliche ſich weiter verbreitende chriſtliche Religion, dieß alles war Phaulcons Werk. Hiedurch ſuchte er ſich eine wichtige Parthei zu ſchaffen, um ſeinen vielen Feinden Trotz bieten zu können. Wirklich geſtand der König auf Phaulcons Antrieb den Franzoſen ſehr wichtige Vorzüge ein. Er übergab ihnen ſogar die beiden wichtigſten Häfen, die Schlüſſel des Reichs, Mergui und Bancoch, und erhub den tapfern Grafen Forbin zum Großadmiral und Generaliſſimus der Landmacht.

So prächtig aber auch dieſe Titel klangen, ſo war dennoch ihr innerer Werth nur gering. Der aufrichtige Forbin geſteht, das ganze Ameublement des Großadmirals habe in zwölf ſilbernen Tellern, zwei ſilbernen Bechern, und täglich zwei gelben Wachslichtern beſtandern, jedoch hielt man ihm 30 Sklaven und 2 Elephanten, dabei ſpeißte er an der Tafel des Miniſters Phaulcon, ſo lange er nämlich in Louvo war, einem Landſchloſſe des Königs.

Dieſer Aufenthalt um den König dauerte aber nicht lange. Conſtance glaubte bald Urſache zu haben auf Forbin eiferſüchtig zu werden, da er bemerkte, daß der König ihm günſtig ward und ſeine Rathſchläge gut aufnahm. Und nun zeigte er ſein Innerſtes auf eine furchtbare Art. Er ſuchte den Großadmiral durch Gift aus dem Wege zu räumen; da dieß indeß nicht glückte, ſo entfernte er ihn vom Hofe, und gab ihm den mislichen Poſten eines Gouverneurs von Bankok. Hier hatte Forbin Gelegenheit dem Reiche auf Gefahr ſeines Lebens einen wichtigen Dienſt zu leiſten.

Ein König von Macaſſar (auf Celebes) war von den Holländern ſeines Throns beraubt, und ſein Kronerbe hatte ſich nach Siam geflüchtet. Der König nahm ihn dort gütig auf, und wies ihm und ſeinen Leuten ein eigenes Gebiet nebſt Unterhalt an. Dieſe wildeſten aller indiſchen Nationen lebten indeß nicht lange, ohne durch den ſchwärzeſten Verrath gegen ihren Wohlthäter, den König, beinahe das ganze Reich ins Unglück

zu ſtürzen. Der Prinz zettelte eine Empörung gegen den Monarchen an, zu Gunſten von deſſen Bruder, den er auf den Thron zu erheben gedachte. Indeß ward die Schändlichkeit entdeckt, und der König war großmüthig genug die ſchwarze Undankbarkeit zu verzeihen.

Der treuloſe Macaſſar ſchien hierüber mehr erbittert als beſänftigt. Er wiegelte drei andere Ausländer, die Prinzen von Tſchiampa, welche Naraye ebenfalls als Vertriebene gütig aufgenommen hatte, gegen ihren gemeinſchaftlichen Wohlthäter auf. Sie ſchmiedeten aufs neue eine noch furchtbarere Verſchwörung gegen das Reich. Naraye und ſeine ganze Familie ſollte nicht nur umkommen, ſondern der königliche Schatz, ja die ganze Stadt ſollte geplündert werden. Glücklich genug mußte der jüngſte Prinz von Tſchiampa, dem der König eine Stelle am Hofe gegeben hatte, ſeine eigenen Brüder verrathen, und hiemit die ganze Verſchwörung.

Ihm war, als noch zu jung, hievon nichts bekannt gemacht worden, um ihn nun zu retten ſandten die Verſchwornen einen Kourier an ihn mit einem verſchloſſenen Briefe; da aber der Bote, ohne auf Antwort zu warten, ſich auf das eiligſte entfernte, ſo ſchöpfte der Jüngling Verdacht und übergab den Brief unerbrochen an Conſtance Phaulcon.

Mehrere Tauſend Mann wurden ſofort zur Beſetzung des Schloſſes beordert, alle übrige Mannſchaft zur Vertheidigung gehörig vertheilt,

und Forbin bekam Befehl Bancok in den beſten Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

Die Verſchwornen, da ſie nicht glaubten entdeckt zu ſeyn, brachen nun zwar los, allein ſelbſt viele ihrer Landsleute, einige Hundert Malaien, welche ſie hofften in ihr Complot zu ziehen, verwarfen dieſen ſchwarzen Verrath gegen ihren Wohlthäter mit Verachtung. Indeß hielt es dennoch ſchwer die übrigen einmal in Wuth geſetzten Menſchen dieſer furchtbaren Nation zu überwältigen. Die Malaien, um ihre an ſich heftige Natur bis zu der höchſten Wuth zu treiben, nehmen bevor ſie etwas wichtiges ausführen, eine bedeutende Quantität Opium. Hiedurch faſt zum Wahnſinn und gefühlloſer Wildheit gebracht, ergreifen ſie den Cric, das iſt ein flammichtgeſtalteter, breiter, trefflich geſtählter Dolch, rufen Amoc und ſtoßen nun völlig dem Thiere gleich jeden nieder der ſich ihnen darbietet. Keine Todesart, ſey es durch Feuer oder andere Waffen, wird von ihnen geachtet, ja völlig zu Boden geſchlagen oder geſchoſſen, ſtrengen ſie wüthend ihre Kräfte an, noch im letzten Hauch des Lebens zu morden. Daher iſt es in den holländiſch indiſchen Beſitzungen, welche von den Malaien bewohnt werden, ein Geſetz, jeden Malaien ſo bald er Amoc zu laufen verſucht, ſo fort auf irgend eine mögliche Art zu erlegen.

Dieſe entſetzliche Wildheit bewährten dann auch dießmal die verſchwornen Macaſſaren, und Forbin, ſo tapfer und rüſtig er auch war, wäre beinahe ein Opfer davon geweſen. Einen dieſer

Wüteriche, der mit dem gezogenen Cric auf ihn zuſtürzte, durchbohrte Forbin durch und durch mit einer Lanze. Ohne Anſchein irgend einiges Gefühls von Todesſchmerzen, drängte ſich der Malaie die ihn durchbohrende Lanze der Länge nach hinauf zu dem General; eben ſo unglaublich als dem Auge ſchrecklich war die Anſtrengung, mit welcher der Wahnſinnige ſelbſt den Schaft der Lanze ſich in den Leib trieb, und hätte ihm nicht ein anderer Lanzenträger zuvor das Garaus gemacht ehe er den General erreichte, ſo wäre dieſer unfehlbar unter den letzten Todeskrämpfen des Malaien gefallen.

Endlich gelang es dem Miniſter Phaulcon, da er mit anſehnlicher Mannſchaft gegen dieſe bosshaften Verräther auftrat, und durch die tapfern Franzoſen unterſtützt wurde, der Rebellion ein Ende zu machen. Der Malaien Fürſt ward ſelbſt getödtet, ſeine jüngern Brüder gefangen, und die meiſten ihrer Leute niedergehauen.

So hatte jetzt Phaulcon allerdings das ſehr große Verdienſt, den ganzen Staat von dem blutigſten Umſturz gerettet zu haben. Allein die daraus zu erwartende Ruhe dauerte nur eine kurze Zeit.

Der König, welcher an der Waſſerſucht darnieder lag, ſank täglich an Kräften herab. Er hatte einen Liebling, nach Einigen Prapi, nach Andern Monpi Totſo genannt, an Kindes Statt angenommen. Dieſer, obgleich von niedriger Geburt war wie Kämpfer bezeugt, zugleich des Königs Schwiegerſohn. Ein ſo unerhörtes

Glück konnte ihn leicht ſchwindeln machen, um dem verderblichen Rath, den ihm ein ſehr gefährlicher, mächtiger und ſchlauer Mann einflößte, ſich auf den Thron ſelbſt zu ſchwingen, Gehör zu geben. Dieſer Rathgeber, ein Mandarin mit Namen Pitracha, war mit allem zu einer künftigen großen Rolle ausgerüſtet. Von ſehr vornehmen Stamme war er der Milchbruder des Königs, und mehrere Jahre mit ihm zuſammen erzogen, gewann er die innigſte Vertrautheit des Monarchen. Er hatte bei einer ſchönen Geſtalt, unter vielen andern Talenten große Beredſamkeit und hohen Sinn, aber zugleich die tiefſte Verſtellungskunſt. Gegen das Volk war er äußerſt zuvorkommend, vornämlich ſchmeichelte er der Geiſtlichkeit, den Talapoinen; dem Könige wußte er aber mit einer angenehmen Offenheit alle übrige Große verdächtig zu machen.

Dieſem Manne, welcher die rechtmäßigen Thronerben, die Brüder des Königs zu verdrängen, ſich ſelbſt aber die Krone aufzuſetzen ſtrebte, ſollte jener unerfahrne Monpit nur als Mittel dienen, ſein ſtrafbares Unternehmen dadurch zu erleichtern, daß dieſer eine Parthei gegen die Brüder des Königs ergriff.

Er hielt ſich ſicher einen ſo ſchwachen jungen Menſchen mit leichter Mühe zu überwältigen, und das nun durch ihn einmal in Verwirrung geſetzte Reich zu ſeinem eigenen Vortheil zu benutzen. Sobald Pitracha dieſen Zweck erreicht hatte, wußte er den Miniſter Phaulcon, da er dem Monpit ſehr zugethan war, als Theilneh-

mer der Rebellion mit für ſchuldig zu erklären.

Und dieß mußte ſtets ſeine Hauptabſicht ſeyn, denn er hatte den Griechen weit mehr zu fürchten, als jenen adoptirten Sohn, vorzüglich da Phaulcon um ſeine Parthei zu beſtärken, die tapfern Franzoſen auf ſeiner Seite hatte. Er überliſtete indeß den ſonſt ſchlauen Griechen ſelbſt, und hielt ihn ſo lange durch verſtellte Freundſchaft hin, bis endlich, da der König bei einem harten Anfall ſeiner Krankheit den Monpit zum Thronerben erklären wollte, und Phaulcon dieſen Vorſatz begünſtigte, Pitracha öffentlich losbrach. Dem Volke ſpiegelte er die redliche Abſicht vor, den nur allein gültigen Kronerben, den Bruder des Königs auf den Thron zu ſetzen, machte ſich einen mächtigen Anhang, und ließ ſelbſt im Zimmer des ſterbenden Monarchen, und obgleich dieſer dem Aufrührer zurief, ſie ſollten ſeinen Sohn ſchonen, den Monpit gefangen nehmen und gleich darauf ermorden.

Zwar hatte der König, da er ſeine Brüder beide haßte, bereits ſeine einzige Tochter zur Regentin erklärt, allein Pitracha ſchritt dennoch in ſeiner boshaften Laufbahn unaufhaltſam fort. Seine Richtung ging jetzt hauptſächlich gegen Conſtance und gegen die nach Siam gebrachten Franzoſen. Conſtance rief auch ſofort dieſe, welche unter dem Commando des Des Farges in Bancok ſtanden nach Louvo, um den König und ihn ſelbſt zu ſchützen, und der franzöſiſche General eilte auch ſogleich dorthin. Ehe er aber

Digitized by Google

weiter fortging erholte er ſich in der Hauptſtadt Raths bei der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, und da dieſe, vielleicht zu furchtſam zu kühnen Unternehmungen, ihm riethen, ſich nicht in dieſe gefährlichen Händel zu miſchen, ſo zog ſich Des Farges mit ſeinen Truppen zurück, und überließ hiedurch den unglücklichen Freund der Franzoſen, den Miniſter, ja ſelbſt den König und ſeine Familie, ſo günſtig er ſich auch ſtets gegen die Franzoſen bewieſen, dem boshaften Uſurpator Pitracha.

Mit Recht tadelt Forbin dieſen Schritt der Frankreich entehrte; wäre er damals noch im Reiche geweſen (er verließ Siam zwei Jahr früher 1687) dann wäre der König und ſein Miniſter gerettet, und das unglückliche Reich einer blutigen Umwälzung entgangen *).

Es führte zu weit das Einzelne der ſich darauf ereignenden Vorfälle hier anzeigen zu wollen. Es ſey hinreichend zu bemerken, daß der unglückliche Phaulcon, nachdem er unſägliche Martern durch die Henker des Pitracha erlitten hatte, endlich zerhauen ward, und ſeine Witwe, die vormals reichſte und angeſehenſte Dame des Königreichs, als Sklavin verkauft ward, und

*) Selbſt die, wenn gleich ſehr ſchlecht geſinnten Söhne des Des Farges, ſprachen bei ihrer Ankunft in Weſtindien über dieſes Betragen ihres bald darauf geſtorbenen Vaters mit beiſpielloſer Bitterkeit.

endlich in der Hauptſtadt umherbettelte; ferner, daß dem franzöſiſchen Militair nur erſt nach großen Schwierigkeiten erlaubt ward, nach Frankreich von Bankok, worin es von den Siamern belagert gehalten ward, nach ihrer Heimath abzuſegeln; daß endlich alle dortige Chriſten, und ganz vorzüglich die franzöſiſchen Biſchöffe und Miſſionaire nicht nur aufs ſchimpflichſte behandelt, ſondern ſelbſt großen Martern ausgeſetzt wurden, und nur hauptſächlich der Großmuth der Engländer die Linderung ihres unverdienten Unglücks zu verdanken hatten*).

Pitracha bemeiſterte ſich nun nach unglaublicher Bosheit und Grauſamkeit völlig des Reichs. Er ſetzte ſich auf den Thron; ließ kurz vor dem Tode des Königs deſſen beide Brüder, in ſamtne Säcke geſteckt, mit Keulen todtſchlagen, da es gegen die Geſetze des Reichs iſt, königliches Blut zu vergießen; und zwang die Tochter des verſtorbenen Königs, ſich mit ihm zu vermählen; alle Anhänger der alten, rechtmäßigen Regierung wurden niedergehauen.

So hub dann unter Greueln und Blutvergießen eine neue Dynaſtie an. Lange genoß Pitracha ſelbſt die Früchte ſeiner Infamie nicht; bereits zwei Jahre nachher (1700) herrſchte ſein

---

*) Brigot, damaliger Biſchoff von Tabraca war Augenzeuge, wie großmüthig die dortigen Engländer dieſe unglücklichen Geiſtlichen retteten. Turpin Hiſt. de Siam T. 2, p. 189.

Digitized by Google

Sohn. Dieſer ward nur dadurch berüchtigt, daß er ſeines Vaters Witwe zwang, ihm ihre Hand zu geben, und daß er ſich auf die elendeſte Weiſe ſeinen heidniſchen Pfaffen Preis gab. Ein Einfall, den er ohne gerechten Grund in Camboye machte, mislang gänzlich, die Armee kam elendiglich um, und das Reich litt gedoppelt, indem zuvor eine ungewöhnliche Dürre dort Hunger und Peſt hervorgebracht hatte.

Die Nachkommen dieſes elenden Monarchen wütheten gegen einander in mehreren Kriegen. Bald war der Sohn, bald der Bruder des Königs Sieger, und faſt jedesmal behandelte letzterer dann ſeine eigenen beſiegten Blutsfreunde mit der ſchrecklichſten Grauſamkeit.

Dieſe traurigen Auftritte der Familienmörderei dauerten fort bis zu dem Einbruche der Birmanen in Siam, deſſen bereits zuvor Erwähnung geſchehen iſt *).

Seit dem Frieden, welchen der König von Siam Pietikſing im Jahre 1793 mit den Birmanen ſchloß, iſt mir das weitere Schickſal dieſes Reichs unbekannt, doch ſcheint es den kurz vorhergehenden Nachrichten zufolge, daß ſich auch damals noch franzöſiſche Miſſionaire in Siam fanden, und überhaupt die chriſtliche Religion viele Anhänger hatte; wenigſtens ward in den Krie-

*) M. ſ. in dem vorhergehenden Taſchenbuche bei der Geſchichte des Alompra.

gen, welche kurz vor dem Einbruch der Birmanen das Reich verheerten, der Muth der dortigen Chriſten ſehr gerühmt.

So weit uns alſo auch die Geſchichte von Siam einer der Hauptnationen von Hinter-Indien bekannt worden iſt, ſo bietet ſie ebenfalls ein aneinanderhangendes Gewebe von Greueln und Schändlichkeiten dar, und bewährt nur zu ſehr die zuvor geäußerte Meinung über die traurige Lage des Menſchen, der ohne Conſtitution ſich durchaus dem Impuls ſeiner durch das Klima gereizten Genußgierigkeit Preis giebt.

Laos und Cambodia.

Durch Gebirgsketten, zwiſchen welchen ſich die großen Ströme des ſüdlichſten Aſiens ihre Bahnen geſchnitten hatten, theilte die Natur Hinter-Indien in fünf große breite Thäler. Jedes derſelben enthielt ein Reich von Bedeutung. Siam den großen Menam in der Mitte, war, ſobald man von Weſten nach Oſten rechnet, hierunter das dritte.

Jetzt kommen wir zu einem der Weite nach zu rechnen noch breiteren Thale, welches von dem größten aller Flüſſe Hinter-Indiens, von dem Fluſſe Maykoung, auch Cambodia *) ge-

*) M. ſ. von ihm S. 6.

nannt, bewäſſert wird. Mehrere Meilen oberwärts ſeiner Mündung theilt er ſich in zwei Kanäle, der öſtliche führt den Namen des Japaniſchen Fluſſes, den weſtlichen benannten die Holländer den Unbequemen, (onbequame *) da er wegen der mehreren darin gelegenen Felſen und Untiefen mühſam zu befahren iſt.

Dieſe vierte Thalregion enthält zwei Reiche, welche uns unter dem Namen Laos und Cambodia bekannt ſind.

Den nördlichen Theil dieſer abhängenden Fläche heißt man Laos oder Layn Sayn Shan, kürzer Lanjan, und dieſer Name ſoll ſo viel als Tauſend Elephanten bedeuten, da auch hier, wie im ganzen Hinter-Indien, dieſes größte und geſcheidteſte Landthier ſeinen Hauptſitz hat.

Ich wage es nicht die Gränzen von Laos zu beſtimmen. Selbſt nicht einmal die natürlichen ſind uns in Norden hinreichend bekannt. Laos mag bald über dem 15ten Breitengrad anfangen, und gegen das Gebirge der chineſiſchen Provinz Yunnan zum 22ten hinaufgehen. Dann hat es Siam in Weſten, und Tunquin in Oſten. Von letztern ſcheidet es ein bedeutendes Kettengebirge, ein großer öder Felſenrücken, der von Yunnan aus, über 15 Grade der Breite in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt geſchweift

*) So zeigen es auch die ältern Karten, z. B. die von Coronelli, Royaume de Siam etc. Paris 1742.

Digitized by Google

fortläuft, und beim Herabſteigen nach Süden Cambodia von Cochinchina trennt.

In Süden gränzt nun ohne natürliche Scheidung, ſo weit wir wiſſen, Cambodia an Laos.

Die neuern Karten ſtimmen noch mit denen von Danville überein, und laſſen dieſe politiſche Scheidung des ganzen Thals, alſo der beiden Reiche, vom 15ten Breitengrad ſchief gegen den 16ten hinauflaufen.

In jenen Hauptſtrom den Maykom ergieſſen ſich viele zum Theil anſehnliche Flüſſe, welche in Oſten aus dem groſſen Kettengebirge, welches dies Thal von Cochinchina trennt, herabſtürzen. Von Weſten aus nimmt er ebenfalls Flüſſe auf, die ihren Urſprung nehmen in den nördlichen, uns kaum bekannten Theilen von Siam laufenden Gebirgen; einige Karten nennen dieſe Länder, welche vielleicht zu dem Reiche der Birmanen zu rechnen ſeyn könnten, Yun-Shan, und höher gegen China hinauf, Lowa-Shan. Einer dieſer weſtlichen Nebenſtröme heißt Anan, und es iſt der Natur gemäßer ihn aus ſolchen Gebirgen entſpringen zu ſehen, als ihn für einen Kanal gelten zu laſſen, der den Menam mit dem Maikom verbindet.

Die aus beiderſeitigen Gebirgen herabſtrömenden Flüſſe brächten noch bedeutendere Waſſerfälle und reiſſende Stürzungen hervor, wäre nicht, Marini's Zeugniſſe zufolge, das ganze Land mit dichten Waldungen eingefaßt, die die Gewalt dieſer Gewäſſer brechen. Ein anderer Miſſionair beſchreibt daher Laos als das ſchönſte

und fruchtbarſte Thal der Erde, als ein wirkliches Paradies.

In dieſem etwas erhoben gelegenen Thale, von allen Seiten durch hohes, mannigfaltiges Urgebirge begränzt, eingefaßt von den ſchönſten Waldungen, fließt ein kryſtallheller, mächtiger Strom; nimmt von beiden Seiten viele der ſchönſten Flüſſe auf, die dann dem Lande reiche Bewäſſerung gewähren, aller ſtehenden Sümpfe überheben, und ſonach ſtets eine reine geſunde Atmoſphäre erzeugen. Hiebei treibt die Macht des faſt lothrechten Strals eine unendlich genußreiche und herrliche Vegetation hervor, belebt von den zahlloſen Arten der ſchönſten Thiere der heißen Zone; müßte hiernach nicht das Ganze dem Menſchen ein Eden ſeyn?

Die Lage des Landes, der faſt gleiche Himmel mit Siam, ja ſelbſt die ähnliche Bildung machen es überflüſſig auseinander zu ſetzen, daß die Naturerzeugniſſe, wenigſtens im Ganzen genommen, nicht ſehr verſchieden ſeyn können. Oertlicher Unterſchied des Bodens, theils ſeiner Subſtanz, theils ſeiner Erhöhung, Vertiefung und Bewäſſerung nach, mögen indeß manche Verſchiedenheiten unter den Produkten veranlaſſen.

So zeigt ſich z. B. Marini zufolge, in Laos ein Phänomen, welches eben ſo merkwürdig als wohl unerklärlich ſcheint.

Da auch hier das Jahr begreiflich ſich in die naſſe und trockne Zeit eintheilt, ſo werden die Aecker ſofort nach der Regenzeit von neuem mit

Reiß angebauet. Sodann ſollen die Südwinde, welche nach dieſer Regenzeit eintreten, einen weißen Schaum über dieſe Aecker verbreiten, der ſobald ihn die Sonne getrocknet hat, ein ſehr ſchönes weißes Kochſalz giebt, und dieß zwar in ſo bedeutender Menge, daß nicht nur das ganze Reich dadurch ſattſam verſehen wird, ſondern ihm noch hinreichend zur Ausfuhr in die benachbarten Länder übrig bleibt. Tritt nach dieſer Erndte von neuem der Regen ein, der nun die Erde reinigt, ſo erhält der Reiß eine Vorzüglichkeit im Geſchmack vor jedem andern; er hat daneben einen angenehmen Geruch und eine hochgelbe Farbe. Wo und wie kommt dieſes Salz in ein Land, das in Süden ſo weit vom Meere entfernt, und in Weſten durch ein hohes Kettengebirge dagegen geſchützt wird?

Aber auch im Boden des Landes zeigt ſich eine merkwürdige Verſchiedenheit. Die Gegenden in Oſten des großen Fluſſes haben ein ſo auffallend fruchtbareres Erdreich als die weſtlichen, daß ſelbſt die großen Thierarten, z. B. die Büffel, Elephanten und Naſehörner anſehnlich größer ſind als in der weſtlichen Hälfte.

Der Natur nach beſteht der Boden wie Kämpfer bezeugt, aus einem ſo fetten Thon, daß er in der trocknen Jahrszeit ſelbſt zur Tenne dient, um ſo fort den Reiß darauf auszudreſchen.

Vorzüglich berühmt iſt aber außer dem Reiß unter den dortigen Produkten der Benzoin.

Dieſes Harz gewinnt man in großer Menge von einem Baume, welcher anfänglich unter die

Lorbeerarten gerechnet ward, (Laurus Benzoin Linn.) Nachmals glaubte indeß Linné ſelbſt ſeine Meinung ändern zu müſſen, und hielt ihn für ein Croton; ſein Sohn wich hievon abermals ab, er ſetzte ihn unter die Terminalia; aber auch dieß ward in neueſten Zeiten unrichtig befunden. Dryander fand es ſey ein Storax, (Styrax Benzoin, foliis oblongis, acuminatis ſubtus tomentoſis, racemis compoſitis longitudine foliorum).

Er iſt alſo kein Gewächs der neuen Welt, wie jener vormals fälſchlich dafür angenommene Baum. Er wächſt nicht nur auf dem feſten Lande von Hinter-Indien, ſondern auf den dörtigen großen Inſeln, z. B. auf Sumatra.

In Laos iſt er ſo häufig, daß das daraus geſammelte Harz einen bedeutenden Theil der Einnahme des Königs ausmacht; daher denn auch die Benzoin-Bäume regelmäßig angepflanzt werden.

Der Baum kann nur erſt nach dem ſechsten Jahre auf Harz benutzt werden, dann hält er gegen 8 Zoll im Durchmeſſer. Die Harzleſe geſchieht aber nur von zehn zu zehn Jahren. Das Holz ſelbſt iſt von anſehnlicher Stärke.

Um den Saft, denn dieſer verdichtet iſt das uns bekannte Harz, zu gewinnen, werden am obern Theile des Baums, da wo die erſten Aeſte hervorwachſen, Einſchnitte gemacht; hieraus fließt ein milchweißer Saft, welcher an der Luft zuerſt gelblich, dann röthlich und endlich dunkel wird. Dieſer zuerſt ausfließende Saft, der am

Digitized by Google

vorzüglichſten iſt, hat einen durchdringenden Geruch, kommt aber nie zu uns nach Europa. Unſere Apotheken erhalten ihn nur in großen Bruchſtücken und Körnern, theils von weißlicher, theils von dunkeler Farbe, die weißeſten werden am meiſten geſchätzt, und Mandel-Benzoe benannt. Dieſe beſte Sorte iſt wahrſcheinlich die, welche bei den Franzoſen Benjoin en larmes heißt, da die unreinere nur Benjoin en ſortes genannt wird.

Dieß Harz verurſacht auf der Zunge nichts als den Geſchmack einer geringen Süßigkeit. Auch der Geruch iſt ſchwach, aber auf Kohlen geworfen, ſehr angenehm. Nur in rectificirtem Weingeiſt löſet es ſich gänzlich in eine dunkel gelbrothe Tinctur auf. Dieſe, welche das Waſſer milchigt macht, iſt dann unſern Damen von hohem Werth; ſie benimmt die widrige Röthe, die Flecken und Blätterchen der Haut, kurz ſie ſpielt unter den Namen Jungfern-Milch (Lait virginal) eine Hauptrolle unter den Verſchönerungsmitteln unter den Schminkwaſſern. Aber auch innerlich ſoll dieß Harz bei Bruſtbeſchwerden von Nutzen ſeyn, es ſoll bei der Lungenſucht zur Heilung der Geſchwüre vieles beitragen, und im Aſthma gute Dienſte thun; überhaupt iſt es auflöſend und zertheilend, und auch gegen Zahnſchmerzen wirkſam. Der ſtärkſte Verbrauch mag indeß wohl äußerlich, beſonders kosmetiſch ſeyn. Endlich dient ſie bei vielen wohlriechenden Sachen, z. B. Rauchkerzen und Pulvern, Seifenkugeln u. dergl. Unſtreitig muß der Verbrauch

ins Große gehen, wie würde dieß Harz ſonſt unter die Haupteinnahme des Königs gerechnet werden? Dieß erhellet auch daraus, daß man es in England Centnerweiſe einführt, denn Steevens ſetzt den Werth von gutem, hellem, röthlich mit weißgeflecktem Benzoe, oder wie es dort heißt Benjamin, auf 25 Pf. Sterling, und hievon den Zoll auf 7 L. St. 8 Sh. Dieſe beſte Sorte kommt aus Malacca und umliegenden Ländern, worunter unſtreitig Laos und Cambodia mitgenommen werden muß, da Laos ſogar nach Cambodia dieß Produkt ausführt.

Laos liefert dann gleichfalls Gummilak und Moſchus, höchſt wahrſcheinlich lebt das Moſchusthier in den hohen Scheidegebirgen, welche ſich an die von China und der Tartarei anreihen.

Aus dieſen Gebirgen und ihren Nebenzweigen werden dann auch hier die vorzüglichſten farbigen Edelſteine gewonnen, welche ſich in Pegu finden, vorzüglich Rubine, Smaragde, Topaſen, ſo wie gleichfalls Gold.

Von jagdbaren Thieren iſt der Elephant beſonders wegen des Elfenbeins wichtig, da letzteres wegen der Menge dieſer Thiere einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht.

Der große Strom und die übrigen Gewäſſer bieten eine anſehnliche Fiſcherei dar, auch ſind Ackerbau und Fiſcherei die Hauptbeſchäftigungen. Marini erwähnt hiebei eines außerordentlich großen Fiſches, welcher nicht nur friſch zur Speiſe dient, ſondern gleichfalls wie Hering eingeſalzen wird, um ihn mit dem Reiße zu verzehren.

Dieſer Fiſch, ſagt er, iſt ſo ſchwer, daß oft zwei Menſchen hinreichend daran zu tragen haben; iſt dieß anders kein uns unbekannter Fiſch, ſo wäre es vielleicht eine Stockfiſch= (Gadus) Art, oder ein Thunfiſch.

Der Einwohner von Laos iſt wohlgebaut und ſtark, kommt dem Aeußern nach dem Chineſen nahe, hat aber, eben jenem Miſſionair zufolge, eine grünliche (wahrſcheinlich oliven oder braune) Farbe. Sie ſind wenig Krankheiten unterworfen, und erreichen ein hoh'es Alter; rüſtige Menſchen von 100 Jahren ſollen nicht ſelten ſeyn. Auch iſt die Bevölkerung groß. Bei einem allgemeinen Aufgebot zum Kriege fand man eine halbe Million waffenfähige Leute. Die natürliche Beſchützung ihres Landes vorzüglich durch Gebirge und Waldungen läßt ſie aber das Kriegshandwerk vernachläſſigen. Als daher der König von Tunkin 1650 einen Einfall in das Reich machte, vergiftete man die Brunnen, und zwang die Tunkineſen dadurch zum Rückzug.

So wie faſt überall in der heißen Zone iſt der Menſch auch hier von Natur träge und unreinlich. So genießt man hier z. B. die Hühner, nachdem man ſie ungerupft und unausgeweidet in dem Feuer, unter ſcheußlichem Geruche, gebraten hat. Uebrigens ſind die Laoſer gutartig, und gegen einander getreu.

Künſte und Wiſſenſchaften ſind hier nicht zu Hauſe, da man jede Anſtrengung ſcheuet.

Die Religion des Xaca und der Lamaismus ſind auch hieher gedrungen. Indeß genießen den=

noch die Einwohner Fleiſch; jedoch enthalten ſie ſich gewöhnlich des Rindfleiſches; und wenn es nöthig iſt für Fremde eine Kuh zu tödten, ſo erſchlagen ſie ſie mit Knüppeln, um nur nicht ihr Blut zu vergießen. Die Prieſter, die Talapoinen, ſtehen hier ebenfalls im höchſten Anſehn; die Feſte und Feiertage dauern faſt ununterbrochen fort, und alle Mittel, das unwiſſende, aus Trägheit nicht denkende Volk zu gängeln, und von ihm alle Bedürfniſſe und Annehmlichkeiten des Lebens zu locken, werden von der Geiſtlichkeit aufgeboten. Denn ſelbſt in den Pagoden (Tempeln) ſtellt man Schauſpiele, Tänze und andere in die Augen fallende, blendende Ceremonien an; auch iſt Zauberei und Wahrſagerei an der Tagesordnung.

Dieß von der Natur ſo äußerſt glücklich ausgeſteuerte Volk erliegt, ſo wie ſeine Nachbaren, ebenfalls dem eiſernen Deſpotismus. Als ſollte unter dem heißen Himmel Aſiens kein vernünftiger Volksverein gedeihen können! Denn die Bewohner von Laos bildeten, nachdem ſie ſich der Herrſchaft der Chineſen entzogen hatten, anfangs eine Republik.

Bis zum ſechsten Jahrhundert beſtand, dem Marini zufolge, dieſe vernünftige Staatsform. Da fiel es den Aelteſten des Volks ein, einen König aus den Ihrigen zu erwählen; Mangel an Einigkeit über dieſe Wahl veranlaßte ſie, die Oberherrſchaft einem Prinzen von Siam anzutragen, jedoch zugleich mit Beibehaltung ihrer eigenen Sitten, Sprache und Kleidung.

Auf die Weiſe ward nun der Deſpotismus auch in dieſes ſchöne Land verpflanzt, und hat hier ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß er faſt ſeinen Urſtamm übertrifft.

Es iſt nämlich den Bewohnern von Laos kaum ein Schatten der Freiheit mehr übrig. Höchſtens das bewegliche Eigenthum gehört ſeinem Erwerber; jedes Stück Land, ja die Wohnungen ſelbſt ſind Eigenthum des Königs, und alle Unterthanen ſind von ihrer Geburt an ſeine Leibeigene. Erbſchaftsrecht unbeweglicher Güter giebt es daher nicht, und ſogar das Gold und Silber fällt nach dem Tode des Beſitzers dem Monarchen anheim.

Er überläßt die Ländereien durch ſeine Mandarinen auf drei Jahre gewiſſen Pächtern, dasjenige Land jedoch ausgenommen, was für die Geiſtlichkeit oder Talapoinen aufgehoben bleibt, denn auch hier ſpielen ſie nach dem Könige eine Hauptrolle, obgleich dieſer auch in geiſtlichen Dingen entſcheidet.

Der König ſelbſt zeigt ſich, ſo wie überhaupt Aſiens Deſpoten, dem Volke nur äußerſt ſelten, nur zweimal im Jahre, jedesmal 3 Tage. Sein Anzug iſt übrigens nicht ſehr auszeichnend, ſtatt der Krone trägt er nur ein goldenes Diadem, oder eine von Gold gewebte Kopfbinde, allein was ihn bemerkbar macht, ſind die ungeheuren Ohren. Niemand darf dieſe bis auf die Schultern herabhangend haben als der Monarch. Dieſe uns widrige Mode wird bei den Pegnern und andern Völkern, vermittelſt Gewichte oder Ohr-

gehänge, metallener oft goldener Cylinder, hervorgebracht, welche man nach und nach ſchwerer zu machen pflegt, um endlich die Ohrlappen bis zu jener ſcheußlichen Länge herabzuzerren.

Läßt ſich der Deſpot an den beſtimmten Tagen vor dem Volke ſehen, ſo bezeugt ihm dieß ſeine Ergebenheit und Freude auf mannigfaltige Weiſe. Man giebt ihm zu Ehren Fechter- und Ringerſpiele, vorzüglich aber Kämpfe zwiſchen dazu abgerichteten Elephanten. Hiebei ſollen dieſe Thiere eine kaum glaubliche Gewandtheit zeigen.

Die Holländer ſchickten im Jahre 1641 von Batavia aus eine Geſandſchaft an den König von Laos. Hiedurch haben wir folgende nicht unwichtige Nachrichten über dieß wenig bekannte Land erhalten, und da ſich im Orient in Rückſicht der Sitten und Einrichtungen, ſelbſt in langen Zeiträumen nur wenig zu ändern pflegt, ſo verdient manches hievon beigebracht zu werden.

Der Geſandte van Wuſthof ſchiffte ſich auf dem großen Mayakoum an den Küſten von Camboya ein. Man mußte ſich hiezu nur kleiner Piroguen bedienen, weil der große Strom nicht nur voller Inſeln und Klippen iſt, ſondern auch furchtbare Waſſerfälle hat, (die Arrowſmithiſche Karte zeigt einen davon über dem 16ten Grade der Breite an). Bei letzterm ſahe ſich die Geſandſchaft genöthigt ihre Fahrzeuge zu verlaſſen, und dieſe nebſt dem Gepäcke von Trägern weiter führen zu laſſen.

Auch iſt es für die Erdkunde nicht unwichtig, hier bemerkt zu finden, daß man auf anſehnli-

che Gebirge ſtieß, da doch unſere Karten dieſe nur als Kettengebirge, in einiger Entfernung dem Strome zur Seite laufend, angeben.

Der Ortſchaften, welche ſie längſt dem Fluſſe beſonders bemerkten, (man fand ſie gut gebauet, ſtanden aber großentheils noch unter Camboji-ſcher Hoheit) waren 17; unſere Karten zeigen aber davon nur wenige an, z. B. Sambock, Sombabour und Batſiong, dennoch hätte wohl die bedeutende Stadt Meunhoc im Reiche Laos eine nähere Anzeige verdient, denn dieſe wird als ein wichtiger Handelsort beſchrieben, wohin die Einwohner hauptſächlich ihre Waaren bringen. Neuere Karten führen noch Sandepora als einen wichtigen Ort auf; Kämpfer nennt einen andern Tſiamaja.

Bald darauf gelangten ſie zur Hauptſtadt von Laos. Sie nennen ſie Winkiou, doch alle übrige Nachrichten nennen ſie bald Lanjang, oder Langchang, auch wohl Mohang-Long, wo Mohang in dortiger Sprache, eine Stadt bedeutet.

Die Stadt war mit hohen Mauern von rothen Steinen umgeben, und hatte von außen noch einen breiten wiewohl trocknen Graben, der mit Geſträuch dicht verwachſen war. Den Pallaſt des Königs ſchildert Marini als ſehr groß, von unverweslichem Holze erbauet, und mit vielem Golde geziert; die Häuſer der Großen geräumig; die des Volks nennt er nur Hütten.

Das Creditiv-Schreiben der Holländer ward zuerſt in einem eigenen Fahrzeuge auf ein goldenes Gefäß gelegt, und ſie fuhren damit in zwei

andern prächtig gezierten Piroguen zum König. Die ihnen zum Empfang hier entgegengeſandten Laoſer waren Vicekönige, dort Tevinia's genannt.

Als der Geſandte Audienz erhielt, ward das Creditiv auf einem goldenen Becken von einem eigenen Elephanten getragen, und fünf andere Elephanten führten den Geſandten und ſeine Leute.

Der Zug ging durch eine große Menge Soldaten, theils mit Muſketen, theils mit Piken bewaffnet, man ſchätzte ihre Zahl auf funfzig Tauſend.

Für den Geſandten war auf einer ſchönen Ebene vor der Stadt ein Zelt errichtet. Hieher kam der König in feierlicher Proceſſion. Er ſaß auf einem prächtig angeſchirrten Elephanten, und ſeine Frauen folgten auf 16 andern.

Zur Audienz ward der Geſandte über einen viereckigen, mit einer Mauer eingefaßten Platz geführt, in deſſen Mitte eine große Spitzſäule ſtand, welche zu oberſt mit ſo vielem Goldbleche bedeckt war, daß man das Gold auf 1000 Pfund ſchätzte; dieß Denkmahl wird göttlich verehrt. Die Audienz ſelbſt erhielt er in einem Tempel (Pagode). Der König, er war nur einige 20 Jahr alt, ſaß auf einem Thron, (Mariny ſagt, die Edelſteine des Königs bei ſolcher Gelegenheit überſtiegen den Werth eines ganzen Königreichs) und alle Vicekönige und Mandarinen, auf das prächtigſte gekleidet, umgaben ihn. Nachdem die Geſchenke der Holländer aufgeſtellt waren, mußte der Geſandte, in jeder Hand eine Wachskerze hal-

tend, dreimal mit dem Kopfe die Erde berühren. Der König nahm ſodann das Creditiv an, beſchenkte den Geſandten mit einem goldenen Becken, ließ ihm ein prächtiges Mahl geben, das durch Muſik und Schauſpiele vieler Art erhöhet wurde.

Man ſieht wie überhaupt hier manches mit Siam zutrifft. Die holländiſchen Nachrichten ſagen übrigens noch, daß die Siamer, obgleich Nachbarn, wenn ſie zum Eintauſchen ihrer geſtreiften Zeuge gegen hieſiges Gold und Benzoin, auf kleinen, mit Büffeln beſpannten Karren zu Hunderten ankommen, oftmals über 4 Monate unterweges bleiben; an dieſer großen Verzögerung kann vielleicht das hohe zwiſchen beiden Ländern laufende Kettengebirge ſchuld ſeyn. Die Chineſen bringen nur alle zwei Jahre ihre Seidenwaaren hier nach einem Handelsorte Meunſua, an den Gränzen von Pegu auf Fahrzeugen.

Die Einnahme des Königs, welche hauptſächlich in Gold, Benzoin, Gummilak und Elfenbein beſteht, wird nach den Familien beſtimmt. Hundert derſelben liefern jährlich nur ein Viertel Pfund Gold, dennoch ſoll dieß keine unbedeutende Summe betragen. Der König erhält aber auch dafür die Pagoden, wozu viel gebraucht wird.

Es giebt nur drei Hauptbedienungen oder Aemter; diejenigen welche damit bekleidet ſind, heißen Vicekönige Tevinia. Mariny theilt das ganze Land in 7 Provinzen, welche von dieſen durch Statthalter mit vieler Ordnung regiert wurden.

Der erſte Terinia hat große Vorzüge vor den übrigen. Unter dieſen Provinzen iſt die, welche Namnoy genannt, und der Ordnung nach den zweiten Rang nach der der Hauptſtadt hat, beſonders reich an Goldbergwerken.

Die Laoſer ſind zwar übrigens für ein ruhiges harmloſes Volk bekannt, nur ſind beide Geſchlechter der Ausſchweifung ſehr ergeben. Hiezu finden ſie vorzüglich bei den Wochenbetten, und bei Leichenbegängniſſen Gelegenheit. Die Feierlichkeiten, Schmauſereien und Tänze dauern hiebei einen ganzen Monat, beſonders da ſodann ſo viele Familien verſammlet ſind.

Bei dem Begräbniſſe ſelbſt wird die Leiche in einen mit wohlriechendem Harze verklebten Sarg gelegt, und dieſer nach beendigten Feierlichkeiten mit dem Körper verbrannt. Die Aſche hebt man auf, um ſie zu den Pagoden zu bringen, da dann dem Verſtorbenen, je nach ſeinem Vermögen, ein Mauſoläum errichtet wird. Dieſe Völker nehmen ebenfalls die Seelenwanderung an, feiern aber weiter keine Feſte zu Ehren ihrer Vorfahren.

Nach dieſen Bruchſtücken über ein Land, welches übrigens in vielen Stücken mit den benachbarten, die wir ſo eben verlaſſen haben, Aehnlichkeit hat, können wir ſogleich zu dem ihm ſüdlich angränzenden

Cambodia oder Camboya

fortgehen.

Schon oben ſahen wir zwar, daß es keine

natürliche Gränze zwiſchen beiden Reichen zu geben ſchien, wenn anders die ſo eben in dem holländiſchen Berichte angeführten, auf keiner Karte angegebenen Gebirge, nicht etwa in Norden Cambova von Laos trennen. So wie wir es kennen, iſt es nur der ſüdliche Theil der großen Thalregion von Laos, die ſich dann bis zum Meere erſtreckt. Sie hat daher wohl noch ein heißeres Klima als Laos, doch wäre es möglich, daß die Seewinde ihm Kühlung gäben.

Cambodia hat übrigens den großen Vortheil vor dem nördlichern Laos voraus, daß es die Meeresküſte beſitzt, und den mächtigen Strom in ſeiner größten Fülle, und zwar mit allen ſeinen Mündungen benutzen kann.

Dieſe Küſte hat mehrere gute Häfen, auch iſt ſie mit einer zahlreichen Menge faſt aneinander gereiheter Inſeln beſetzt, wovon verſchiedene einen bedeutenden Werth haben, theils wegen der dortigen guten Ankerplätze, theils wegen des fruchtbaren Erdreichs. So nennt Hamilton, der dieſe Küſte ſelbſt beſucht hat, im Weſten von dem Golfe von Siam, den Hafen Cupongſoap, den man freilich nur auf ſeiner nicht ſehr gut entworfenen Karte findet, wenn er anders nicht mit Danvillens Küſtenorte Merote, eins iſt. Ferner rühmt er aus eigener Erfahrung die etwas ſüdlicher gelegene Hafenſtadt Pontiamas, dieſe findet ſich auch auf mehreren Karten *), und

*) Beim Arrowſmith iſt dafür jetzt der Hafen Cancao angemerkt.

wir kommen zu dieſem merkwürdigen Fleck der Erde ſogleich wieder zurück.

Von den Inſeln, welche hier gleichfalls eine eigene Straße ausmachen, verdienen Quarol, über welche die neuern Karten die Siams Paſſage ſetzen, gegen den 19ten Breiten Grad einer Erwähnung; ferner gleichfalls Pulo-Way, und ſüdlicher Pulo-Panjang ein Klumpen von 8 Inſeln, mit einem guten Hafen, wie auch tiefer in S. S. Oſten Pulo-Ubi wegen ſeiner nutzbaren Maſten.

Bedeutender, oder wenigſtens anſehnlicher, höher und bekannter iſt indeß wohl der Inſelhaufen ganz in Süden, Pulo-Condor. Er liegt zwiſchen dem 22ten Breitengrade, den Mündungen des großen Stroms gegenüber, etwa 15 Seemeilen davon entfernt, und beſteht aus 4 bis 5 Inſeln. Hier war es, woſelbſt der Engländer Allan Ketchpole im Jahre 1702 eine Kolonie anzupflanzen verſuchte. Hamilton tadelt die Wahl des Orts, da dieſe Inſeln nur Holz, friſch Waſſer und Fiſche hervorbringen. Auch endigte dieſe Anlage bald ſehr traurig für ihren Stifter. Er hatte nämlich zum Erbauen einer Feſtung mehrere Macaſſaren in Dienſt genommen, unter der feſten ſchriftlichen Bedingung, ihnen nach Ablauf eines Jahres ihr ganzes Jahrgeld auszuzahlen. Er hielt aber ſeinen Contract nicht, behielt aber die furchtbaren Menſchen, welche bei aller Wildheit ſehr genau ihre feſtgeſetzten Bedingungen erfüllten, aber dieß auch von der andern Seite genau wollten gehalten

wiſſen. Da er nun dieſen rachſüchtigen Menſchen ſogar die Wache in dem Fort und um ſeine Perſon fortdauernd anvertrauete, ſo überfielen ſie ihn und die übrigen Engländer in der Nacht, und ermordeten ſie auf die unmenſchlichſte Weiſe faſt alle mit ihren Criks. Nur ein Paar Engländer, welche außerhalb des Forts ſchliefen, geweckt durch das Todesgeſchrei der Ihrigen, liefen an die Küſte, fanden zum Glück ein Boot in Bereitſchaft, und entkamen glücklich ihren Mördern, obgleich dieſe bereits in die See wadeten, um ſie gleichfalls ihrer Wuth zu opfern.

Pulo-Condor hat zwei Ankerplätze, allein Hamilton zieht ihnen die auf Quadrol, der Sicherheit und der Fruchtbarkeit wegen, vor. Neuere Nachrichten ſcheinen indeß der Idee eines dort zu errichtenden Etabliſſements günſtiger zu ſeyn. Selbſt der Name die Calebaſſen- odre Flaſchen-Kürbis-Inſel, (da Pulo überhaupt Inſel bedeutet) beweiſet, daß dort mehrere Früchte zu haben ſind, und die Chinafahrer verſehen ſich auch wirklich hier mit Lebensmitteln.

Die Städte des Reichs liegen, die an den Küſten ausgenommen, hauptſächlich längſt den gabelförmigen Armen des großen Stroms, der in ſich mehrere anſehnliche Inſeln bildet.

Das Land ſelbſt bringt nun einmal alle die ſchätzbaren Produkte hervor, die wir ſo eben in Laos kennen lernten, und wenn es an Benzoin ärmer als jenes iſt, ſo erſetzt ihm dieß das treff-

Digitized by Google

liche Adler= oder Calambaholz, das wir bereits durch Kämpfern genauer kennen lernten.

Ein ſonderbares Erzeugniß des Pflanzenreichs findet ſich hier unter den vielen ſowohl für den Schiffsbau als die Farben, und für die feine Tiſcherarbeit nutzbaren Baumarten der dichten Waldungen, welche daneben von allen Thierarten dieſer Zone belebt ſind. Hamilton bezeugt nämlich, daß die dortigen Elephanten=Jäger, aus gewiſſen (leider uns unbekannten) Bäumen, ein höchſt ſchnelles tödtendes Gift auf folgende Art benutzen. Sie ſchlagen ein kleines, länglicht geformtes ſpitzes Eiſen in dieſen Baum, der eine dicke Rinde hat, welche das tödtliche Gift enthält, und laſſen es einige Zeit darin ſtecken. Nachdem ſie es dann herausgezogen, laden ſie es ſtatt einer Kugel in die Flinte, und feuern es auf das Thier ab. Der verwundete Elephant entflieht zwar ſchnell, allein er ſtürzt binnen kurzem todt nieder. Aehnliche Wirkung hat es für jedes andere Thier, ſo wie auch ſelbſt für den Menſchen, ſobald dieſer Saft ſich mit dem Blute miſcht. Dagegen dient eben dieſer gefährliche Saft, auf die Zunge getröpfelt, als das trefflichſte Erquickungs= und Stärkungsmittel bei großem Durſte oder ſtarker Anſtrengung.

Der Bewohner von Cambodja iſt von einer lichtbraunen Farbe, dunkler als die Laoſer, welche überhaupt weiſſer ſind als ihre Nachbarn.

Die Camboyer ſind ſehr wohl gebauet, haben langes Haar, jedoch nur einen dünnen Bart.

Das andere Geſchlecht iſt ſchön, aber nicht ſehr ſittſam. Die Tracht der Männer beſtelt in einer Art Schlafrock; Kopf und Füße ſind unbedeckt. Die Weiber tragen einen langen Rock der bis über die Knöchel hinabreicht, zugleich eine Art enge anſchließenden Frack. Sowohl Männer als Weiber legen das Haar in Ordnung.

Das Volk iſt nicht ohne Talente, ſelbſt regſamer als die nördlichen Nachbaren. Sie hatten mehrere Fabriken in Baumwolle und Seide, beſonders für eine vorzügliche Art von Barchent. Da das reiche Land ſo trefflich zum Handel gelegen iſt, ſo haben einige europäiſche Nationen geſucht mit ihnen zu handeln, und dort Comtoire anzulegen; indeß gaben ſie ſie bald wieder, wegen des trugvollen Betragens der Camboyer, auf.

Die Hauptſtadt Cauweck oder Lowweck, auch Cambodia genannt, iſt an dem weſtlichen Ufer des großen Stromes 60 Meilen von ſeiner Mündung gelegen, und dort mit Hügeln umgeben. Da der Strom mehrere Arme hat, auch kleinere Flüſſe von Weſten her dorthin gehen, ſo wird ſie gleichſam in viele Inſeln durch fahrbare Kanäle getheilt.

Dieſe Kanäle ſind dann mit ſchönen Alleen von Palm- und andern Bäumen beſetzt. Die Häuſer ſtehen regelmäßig neben einander. Der Pallaſt des Königs am Ende der Stadt, ebenfalls aus Holz gebauet, zeichnet ſich hauptſäch-

ſich durch den großen Umfang und dadurch aus, daß er mit 6 Fuß hohen Pallisaden eingefaßt iſt. Er begreift gleichfalls die Elephantenſtälle, und wird mit vielen ſchweren Kanonen beſchützt. Das Inwendige, woran man viel Gold und Silber verſchwendet hat, iſt indeß ſauber gearbeitet.

Ein zweites merkwürdiges Gebäude iſt eine große Pagode von beſonderer Bauart. Sie ruhet auf hölzernen, ſchwarz überfirnißten Pfeilern mit goldenem Laubwerke und halberhabener Arbeit. Der Boden ſelbſt iſt koſtbar und mit prächtigen Fußdecken belegt.

Die Stadt wird nicht nur von Eingebornen, ſondern auch von Topaſſen (dort verheiratheten und gebornen Portugieſen) bewohnt, wovon mehrere bei dem Könige im Dienſt ſtehen.

Das Königreich Cambodja war vormals unabhängig; da aber die Siamer mit einer großen Armee einfielen, ſo ſahe ſich der König genöthigt, die Cochinchineſer zu Hülfe zu rufen, wofür er dann tributair ward. Die Siamer verfehlten aber gänzlich ihren Zweck. Der König von Cambodja hatte, gleich dem berühmten A. Monmorency bei dem Einfall Carls V. in Südfrankreich, auf eine ſehr kluge Art ſich gänzlich ins Innere des Landes zurückgezogen, nachdem er zuvor die geſammten Außengegenden in eine Wüſtenei hatte verwandeln laſſen. Die große ſiamiſche Armee ſahe ſich daher bald nach der Landung dem Hunger ausgeſetzt. Sie ward gezwungen von ihren geſchlachteten Pferden und Elephanten zu leben. Dieſe ungewohnte Koſt,

Digitized by Google

verbunden mit der groſzen Hitze des Klimas, brachten Ruhren und Faulfieber hervor, welche in kurzem die Hälfte der Armee aufrieben; die andere Hälfte entging beim Rückzuge kaum einem ähnlichen Schickſal. Die groſze Flotte hatte indeſſen zwar die Hafenſtadt Ponthlamas geplündert, und dort über 200 Tonnen (Gewichte) an Elfenbein verbrannt, allein ſie ward von den verbundnen Camboyern und Cochinchineſen dermaßen beunruhigt, daß auch ſie, bei dem Unglück ihrer Landmacht, auf eine ſchnelle Rückfahrt denken mußte. Seit dieſer Zeit blieb Camboya an Cochinchina zinsbar.

Die Regierung iſt hier ſogar noch deſpotiſcher als in Laos. Dort erſtreckte ſich das Eigenthumsrecht des Königs nur auf die unbeweglichen Güter, hier hingegen ſelbſt zugleich auf alles bewegliche. Dagegen iſt der Regent zugänglicher als dort; jedermann hat Zutritt zu ihm.

Die Vorſteher der Städte und Dörfer führen hier den Titel Okneas oder Okinas, der erſte Okina hat den Vortrag bei dem König. Will der König einen Großen auszeichnen, ſo beehrt er ihn mit zwei Schwerdtern; dieſe werden ſtets vor ihm hergetragen, und jedermann weicht ſodann aus. Uebrigens wird die Rangordnung, ſo wie bei den Birmahs, durch die Betelkäſtgen angedeutet. Nur der oberſten Klaſſe kommen goldne, der andern aber ſilberne Betelkäſtgen zu, und die Größe derſelben macht dann eine weitere Unterabtheilung.

Die geringern Beamten heißen Tonimin.

Die Religion kommt mit der von Siam überein, und die Anzahl der Talapoinen iſt, ſo wie ihr Einfluß auf das Volk, ſelbſt größer als in Laos, auch haben ſie den erſten Rang im Reiche, und gehen ſogar den Oknas vor. Ihr Oberſter oder Vorſteher führt den Titel Raja Pourſon, d. iſt König der Prieſter. Er hat einen eigenen Tevinia (Miniſter) und andere Bediente zu ſeinem Befehl, er ſchlichtet viele Privathändel. Seine Reſidenz iſt die Stadt Sombrapur, an der Gränze von Laos; und alle Fahrzeuge, welche dorthin kommen, müſſen ein Verzeichniß ihrer geladenen Waaren liefern, und dieß mit Geſchenken begleiten.

Die Sprache ſoll hier ſtark mit Malayiſchen, Japaniſchen und Portugieſiſchen Wörtern vermiſcht ſeyn. Die von Laos hält Kämpfer für eine Mundart des Siamiſchen.

Daß auch dieſer, jetzt weder ſtark bevölkerte noch ſehr kultivirte Theil von Hinter-Indien in der grauen, unbekannten Vorzeit einen weit höheren Grad der Ausbildung müſſe gehabt haben, dieß erhellet aus folgenden Nachrichten, welche von mehr als einem Schriftſteller mitgetheilt und beſtätigt ſind.

„Dazumal, ſagt Argenſola, (etwa gegen das „Ende des 16ten Jahrhunderts) ward in einer „unbewohnten Gegend, nicht weit von dem Kö„nigreiche Laos, hinter dicken Wäldern, durch die „kaum durchzukommen war, eine Stadt von „mehr als 6000 Häuſern, welche man anjetzt „Angon nennet, entdeckt. Die Häuſer waren

„von Marmor, und die Straßen damit gepfla„ſtert. Alles war ſehr wohl und hübſch, auch „noch ſo gut und ganz, als wenn es vor nicht „langer Zeit ſey verfertigt worden. Die Stadt„mauern waren ſehr dicke, und man konnte von „innen bis zu oberſt auf die Mauer gelangen, „woſelbſt man die Bilder von allerhand Thie„ren, als Löwen, Elephanten, Tieger u. a. mit „angenehmer Abwechſelung vorgeſtellt fand. Der „Graben war mit Steinen ausgeſetzt, und ſo „tief, daß Fahrzeuge darin gehen konnten. Auch „war eine prächtige Brücke vorhanden, an der „die Pfeiler, welche die Bogen trugen, wie „Rieſen ausgehauen waren (Caryatiden¹). Man „ſahe Waſſerleitungen von einer trefflichen Ar„beit, worin aber kein Waſſer mehr floß; wie „auch Anzeigungen der ſchönſten Gärten und „Wieſen, die zu Ende der Waſſerleitungen vor„handen geweſen waren. Auf einer Seite der „Stadt befand ſich ein See, über 30 Meilen im „Umfange. Hin und wieder ſahe man auch Auf„ſchriften mit Buchſtaben und Charakteren, die „man bis dieſe Stunde nicht hat leſen können. „So fanden ſich auch ſehr viele Häuſer die koſt„barer als andere, aus Alabaſter und Marmor „erbauet waren. Als die Indianer dieſe große „Stadt entdeckten, war kein Menſch noch eini„ges Thier, Gewürm ausgenommen, darinnen.“

Wahrſcheinlich hat die Einbildungskraft, die Sucht etwas Außerordentliches zu erzählen, die Schönheit dieſer alten Stadt beträchtlich vergrößert; allein ſie gänzlich zu leugnen, ſcheint

durchaus nicht billig. Der Miſſionair Navarette, welcher nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts China und Hinter-Indien durchwanderte, giebt ebenfalls von dieſen bedeutenden Ruinen Nachricht. Er legt ſie 60 Seemeilen (leagues) oberhalb der Hauptſtadt von Cambodia, und ſagt, ſie hätten damals alle Reiſende von Goa in Erſtaunen geſetzt.

Auch ſeiner Angabe zufolge, ſahe man dort viele anſehnliche Gebäude, er nennt ſie Klöſter und viereckige Höfe, und faſt alle ihre Theile waren mit erhabener Arbeit und Schnitzwerk bedeckt.

Hiemit ſtimmt in ſofern auch Toſi überein; denn nach ihm war die vormalige Hauptſtadt von Cambodia aus feſtem Geſtein erbauet, und hatte hohe Mauern, welche noch zu ſeiner Zeit zu ſehen waren.

Von Neueren erwähnt ihrer beſonders der würdige Poivre (Voy. d'un Philoſophe) und ſchließt daher mit Grund, daß in ältern Zeiten Ackerbau und Künſte in Hinter-Indien müſſen geblühet haben. Meiners hält dafür, die Mauren oder Araber, welche bereits von dem 9ten Jahrhundert, alſo über ſechs Hundert Jahr vor den Portugieſen den Handel von Indien in Händen hatten, und nur erſt nach vielen harten Kämpfen durch die Portugieſen von dort vertrieben wurden, hatten dieſe alte Stadt erbauet. Poivre behauptet, ihre Bauart habe mit der europäiſchen Aehnlichkeit gehabt. Daß aber in alten Zeiten auch andere Theile Hinter-Indiens

in höherer Cultur ſtanden, ergiebt ſich aus Ruinen einer großen Mauer welche man noch in Cochinchina antrifft.

Sollte jene Erzählung des Argenſola in Rückſicht der Unerklärbarkeit der dortigen Inſchriften wahr ſeyn, ſo ſcheint dieß noch auf ein höheres Alter zu deuten, da es wahrſcheinlich iſt, daß die Portugieſen damaliger Zeit, bei ihrem vielem Verkehr nach Indien, und vielen Fehden mit den Mauren, arabiſche Inſchriften leicht hätten zu entziffern verſtanden.

Doch wir werden weiterhin ungleich merkwürdigere, noch jetzt beſtimmt vorhandene Beweiſe einer höhern Kultur in Indien kennen lernen, welche unwiderleglich einer weit ältern Vorzeit angehören.

Das im Norden vom Königreich Cambodia gelegene Tſiampa oder Tſchampa iſt ſchon durch die Gebirgskette von ihm geſchieden, und in ſofern von der Natur ſelbſt zu Cochinchina gerechnet. Dieſem iſt es dann auch bereits ſeit langer Zeit unterworfen.

Hamilton giebt ihm die Produkte von Cambodia, nennt aber das Binnenland eine Wüſtenei. Dampiere fand die Küſtenbewohner als vorzügliche Nautiker.

Bevor wir zu der großen Erdzunge von Aſien kommen, dürfen wir ein kleines Ländchen nicht unerwähnt laſſen, das mitten unter dieſen, die Menſchheit ſchändenden Regierungen faſt aller

bisher genannten großen Reiche, dem Wohlwünſcher der Menſchheit einen tröſtenden Anblick gewährt.

Im ſüdlichen Theile von Cambodia und vormals ihm angehörend, an dem Golf von Siam, liegt ein kleines Gebiet, Ponthiamas genannt. Der Ort gleiches Namens, unter $11\frac{1}{2}°$ Breite, war zu Hamiltons Zeiten (Anfang des 18ten Jahrhunderts) eine gute Handelsſtadt, ward aber bald darauf gänzlich vernachläſſigt, und lag ſodann durch die dauernden Fehden der Malaien und Cambodier, als eine verheerte Wüſte völlig unbenutzt.

Kiang-tſe, ein chineſiſcher Kaufmann von großem Vermögen, aber von noch größerer Klugheit, Betriebſamkeit und vielem Edelſinn, handelte ſeit mehreren Jahren nach den Philippinen, nach Batavia und Hinter-Indien. Vielfach und dauernd ſahe er das Unglück ſeines Vaterlandes, und die oftmals bei der ungeheuern Bevölkerung einzelner Provinzen darbende Menſchenmaſſe. Er ſah, wie viele der fruchtbarſten Länder Indiens unangebauet liegen, während daß China, bei der höchſten Anſtrengung ſeiner Bewohner, unter Elend und Hunger ſeufzt. Der Anblick des ſchönſten, völlig verödeten Landes zwiſchen Cambodia und Siam, um den Hafen Cancao oder Cancar, denn ſo nennen die neueren Karten die Gegend von Ponthiamas, erhob ſie ihn zu dem Gedanken, hier eine Kolonie ſeiner dürftigen, fleißigen Landsleute auf eigene Koſten anzulegen, um ſie glücklich zu machen.

Er ſetzte deshalb hier eine kleine Anzahl armer Chineſen nieder, und durch ſein Gold vermochte er die benachbarten Fürſten, ihm dieſen kleinen Fleck der Erde ruhig zu überlaſſen. Sofort umzog er ihn mit Wall und Graben, und vertheilte ſodann den Boden unter ſeine fleißigen Landsleute, ohne iedoch ſich davon Abgaben vorzubehalten. Er ſelbſt gab ihnen, nebſt dem Vorſchuß zu ihren Unternehmungen, zugleich ein treffliches Beiſpiel hoher Thätigkeit und guter Oekonomie. Für alle Nationen erklärte er den Hafen von Cancao völlig frei, verlangte weder Zoll noch irgend eine Einſchränkung.

Der Ruf dieſer Großmuth und Klugheit drang bald zu den Nachbarn, ia ſelbſt über das Meer. Von allen Seiten ſtrömten Menſchen herbei, die, ſey es durch Zufall, ſey es durch harten Druck, ſich im Unglück fanden; beſonders aus Hinter-Indien vereinigten ſich hier, als in einem herrlichen Zufluchtsorte, Menſchen, denen die Tyrannei bisher den freien ſichern Genuß ihres Fleißes verſagt hat. Die dichten Waldungen wurden niedergehauen; die Erde von Mordſten und Diſteln gereinigt, ward in urbares Feld umgeſchaffen; und da wo der Tieger, der wilde Elephant und das Naſehorn bisher hauſeten, blüheten bald die ſchönſten Reißfelder und die übrige nahrreiche Vegetation der heißen Zone.

Kiang-tſe hatte aber auf ſeinen Reiſen in Indien den Werth der Feſtungen, ſo wie den Trug der dortigen Beherrſcher, nur zu gut kennen gelernt. Er legte daher zur Sicherheit ſeines

neuen Reichs, Feſtungen an, und verſah ſie mit Vertheidigungsſtücken.

Bei dieſer Sicherheit des Eigenthums, bei dieſer auf Freiheit und Ordnung gegründeten väterlichen Regierung ſah ſich Kiang-tſe bald zu zu einem angebeteten Herrſcher von einer großen Anzahl dankbarer Familien erhoben. Sie hatten ihm willig alles dargeboten, aber er beſchränkte ſich gänzlich auf die von eigenem Vermögen angebaueten Landſtriche, auf ſeine Domainen, und genoß des erhabenen Lohns eines wahren Regenten, Menſchen glücklich gemacht zu haben! Selbſt die ihm angränzenden barbariſchen Fürſten verehrten dieſen, dem wilden Eroberer ſonſt kaum fühlbare Ehre, ſie mußten ihn ſchätzen, und ſeine innere Stärke zwang ſie, ihn in Ruhe zu laſſen.

Mit Wolluſt ſahe er nun ein ganzes Volk durch ſich wohlhabend und glücklich, und ſtarb in einem hohen Alter unter den heißen Thränen dankbarer Kinder.

Sein Sohn hatte, ein kaum erhörtes Beiſpiel bei Regenten, die Klugheit, ſeines edlen Vaters Fußſtapfen getreu zu folgen; eben das Einfache in ſeinen Sitten, eben die Arbeitſamkeit, eben die rechtſchaffne Milde, im Ganzen blieb auch er, obgleich wirklicher König, ſtets nur der erſte Bürger und Proprietär. Er erndtete dafür auch den vollen Segen, wovon ihm ſein edler Vater den Saamen ſo reichlich und ſo tief geſäet hatte. Seine kindlichen Unterthanen beteten ihn an,

und bei den tumultuariſchen Fürſten, welche ihn umgaben, ſtand er in hohem Anſehn.

Das kleine Reich Ponthiamas gewährt aber ſeit dieſer Zeit der Menſchheit ſelbſt die wichtigſten Vortheile. Es dient den übrigen Ländern des reichen Hinter-Indiens zur Fruchtkammer, wenn Wahnſinn ihrer Regenten ſie verödet, und zum Zufluchtsort für die dadurch unglücklich Vertriebenen. Erhabenes Beiſpiel, jene Tyrannen aus ihrer Beſoffenheit zu ernüchtern!

Mag oft in dieſem reizenden Gemälde eines kleinen glücklichen Staats der edle Poivre die Farben zu ſchön aufgetragen haben, ſtets bleibt es ein für die geſammte Menſchheit merkwürdiges Bild. Man ſieht wie Vernunft ſelbſt die Macht des Klimas bändigt, und wie ſogar unter der faſt lothrechten Sonne der Menſch eines glücklichen Daſeyns froh werden könne.

Wie verbittert uns aber dieſe wohlthätige Ausſicht ein Land, das von ganz Hinter-Indien am reichſten ausgeſteuert, nur durch einen Arm des Meers von unſerm glücklichen Ponthiamas getrennt liegt!

Dieß iſt die lange, faſt bis zum Aequator hinabreichende Erdzunge Oſtindiens Malacca, die Krone dieſer reichſten Länder.

Die Landenge von Malacca könnte man von Bancok, dem zuvor erwähnten Hafen Siams anrechnen, da hier der Golf, wodurch in Weſten

dieſe Erdzunge ausgeſchnitten iſt, anhebt; von dort läuft ſie gegen 300 Meilen bis zur Straße Malacca oder Sincapura gegen Süden hinab. Cap Romanien, kaum anderthalb Grad, alſo nur gegen 20 deutſche Meilen vom Aequator entfernt, (Nach Robertſons Karte unter 1° 26′ nördl. Br. und 103° 54′ öſtl. Länge von Greenwich) begränzt es in Süden die Richtung des geſammten Landes, geht von Norden nach S. S. Oſt hin. Seine Weite iſt ſehr abwechſelnd. Oben am Golf, (zwiſchen dem 11ten und 12ten Breiten Grade) begreift ſie mehr als drei Grade, alſo auf 45 deutſche Meilen. Dagegen erſtreckt ſich das Land bei der öſtlichen Inſel Tantalem oberwärts des 7ten Breitengrades nur etwas über einen Grad der Länge, alſo etwa 15 deutſche Meilen. Weiter nach Süden wächſt die Weite des Landes von Oſten nach Weſten beträchtlich, nimmt aber darauf gegen den Aequator ſchnell ab, und endigt, wie die große Robertſonſche Karte zeigt, doppelſpitzig in dem Cap Romania.

Die beiden langen Küſten, ſowohl die öſtliche als die weſtliche ſind zwar voll von Einſchnitten und mit Inſeln beſetzt, allein im Ganzen iſt die öſtliche Küſte gerundeter, weniger ausgehackt, beſonders im nördlichen Theile, und die Anzahl der Küſten-Inſeln iſt ungleich geringer als in Weſten. Man wird kaum in Oſten ein zehntel der Inſelzahl von Weſten finden.

Auch ſind unter den öſtlichen weit wenigere von Bedeutung. Nur die Inſel Tantalem iſt groß; ſie übertrifft alle übrige, einzeln, an Größe.

Bemerkenswerth ſieht man hier noch die Inſel Cornom (Pulo Cornom) wie auch Bardia ſüdlich aber Ridang und Tincom.

In Oſten iſt aber der Reichthum von zum Theil merkwürdigen Inſeln ſo beträchtlich, daß ſie in Norden einen eigenen Archipel bilden, der in mehrerer Rückſicht einer beſondern Betrachtung werth iſt, und verſchiedene einzelne ſüdliche Inſeln dieſer Küſte verdienen ebenfalls einer eigenen Erwähnung.

Die Spitze der großen Landzunge ſelbſt, zeigt aber durch die Mehrheit nicht unbeträchtlicher Inſeln, wie hier die Gewäſſer das Land zertrümmert haben.

Als der mächtige Meereszug von Südoſten her Hinter-Indien zerſtückelte, da bahnte er ſich gleichfalls gewaltſam einen Weg zwiſchen dem heutigen Sumatra und Aſien, und bildete die Straße von Malacca oder Sincapura. Hätte nicht ein feſter Damm, die hohe Granitkette, welche das Continent noch jetzt bis zu jener Straße hinabtheilt, dieſer Erdzunge Kraft zum Widerſtand gegeben, dann ſähen wir jetzt wahrſcheinlich nur ein weit nördlicher rund abgeſpühltes Aſien.

Hier in Süden ſcheint damals der Kampf der Elemente am heftigſten geweſen zu ſeyn; das Land liegt gleichſam in Trümmern, dadurch denn die Menge großer und kleiner Inſeln, und hiedurch wiederum die verſchiedenen Straßen, welche heutiges Tages dem Nautiker eben ſo wichtig, als zum Theil gefahrvoll ſind.

Digitized by Google

Die lange Inſel Bitang bildet mit der Erdzunge ſelbſt die berühmteſte derſelben, die Straße Sincapura, innerhalb welcher ſich noch das kleine Inſelchen Pulo Blanco zeigt. Dieſe häufig, beſonders von Oſten her, beſuchte Straße wird von Unkundigen nur ſodann leicht verfehlt, wann ſie dieſe weiße Inſel oder vielmehr den weißen Felſen ſelbſt verfehlen, daher iſt auch dieſer der Schifffarth ſehr wichtig. Sodann, dieſer ſüdlicher, die Straße Dryon vermittelſt der noch größern Inſel Galas, neben dieſer ſtehen gleich in Weſten eine ſehr große Anzahl kleiner Inſeln und Felſen. Weſtlicher, aber höher nach Norden, folgt die große Straße Malacca. Sie verdient dieſen Namen wohl mehr wie die übrigen wegen der einige zwanzig Meilen höher hinauf daran gelegenen Hauptſtadt Malacca.

Innerhalb der großen, ziemlich breiten Straße von Malacca ſelbſt, iſt das Meer gewöhnlich eben und ruhig, wenn anders nicht ein Sturm, der ſich ſelten ohne Gewitter zeigt, es in Bewegung ſetzt; ſelten dauert dieß indeß länger als eine Stunde.

Die lange Halbinſel iſt, wie ſchon beiläufig erwähnt worden, von der großen Bergkette ihrer ganzen Länge nach getheilt, welche weit über dem Reiche der Birmanen anhebt, und wahrſcheinlich nur als ein Aſt des größten aſiatiſchen Erdbuckels anzuſehen iſt.

Dieſer Bergrücken ſoll, wie la Croix behauptet, ſehr hoch ſeyn, und die Wolken von beiden Seiten der Straße aufhalten. Daher ſei es dort

nichts ungewöhnliches in einem Tage 10 bis 12 verſchiedene Stürme zu erleben, die ſtets mit einer völligen Windſtille endigen.

Die geringe Weite des Landes ſelbſt iſt auch wahrſcheinlich die Urſache, warum ungeachtet ſeiner Nähe am Aequator, dennoch die Hitze hier nicht unerträglich iſt; die Seewinde ſtreichen von jeder Seite darüber hin. Franzöſiſche Akademiker, welche hier ſieben Monate hindurch Beobachtungen anzuſtellen Gelegenheit hatten, fanden, daß es gemäßigter ſey als Siam. Das Thermometer, (welches?) ſtand ſtets zwiſchen 60 und 70 Grad. Auch tragen wohl die häufigen Regen viel zu dieſer Kühlung bei, denn, außer der regelmäßigen Regenzeit dieſer Länder, fällt gewöhnlich in jeder Woche ein Paar mal Regen.

Große Ströme kann dieſe Halbinſel ſchon deßhalb nicht aufzeigen, weil die Gewäſſer von dem Gebirge aus das Meer zu bald erreichen. Der noch einzige Fluß von anſehnlicher Länge und Größe, der von Teneraſſim, ſtrömt von oben, von Norden herab; von den übrigen, ſeitwärts aus den Gebirgen entſpringenden, ſind in Weſten der bei der Inſel Talang und bei Queda, denn der bei der Hauptſtadt ſelbſt iſt nur klein. In Süden ſcheint der am Cap Romania, und in Oſten die von Timoan und Tringano eine anſehnliche Mündung zu haben.

Ob das hieſige Klima geſund ſey oder nicht, hierüber herrſchten verſchiedene Meinungen. Indeß neigen ſich die neueſten Berichte auf die Seite der erſtern. Schon Poivre beſchreibt Ma-

lacca als ein ſchönes, geſundes Land, und jetzt ſtimmt la Croix hiemit überein.

Ueber die Fruchtbarkeit des Landes war dagegen faſt nur eine Stimme. Auch war es, und vielleicht wegen ſeines Goldes, den Alten unter den Namen Cherſoneſus aurea bekannt.

Jetzt ſind indeß dieſe Goldbergwerke nicht ſehr bedeutend; doch ſagt Hamilton, daß die meiſten Flüſſe des hohen Gebirges Goldſand führen.

Das Malaccaiſche Zinn war von jeher als eins der vorzüglichſten Sorten bekannt, beſonders dasjenige, welches in dem Reiche Ligor in Weſten gegraben wird; es ſoll ſich an einigen Orten faſt an der Oberfläche des Bodens zeigen. Die Holländer haben ſeit langer Zeit einen beträchtlichen Handel damit vorzüglich nach China geführt, wenn gleich das meiſte davon aus den Nebenländern, z. B. Laos und Siam kommen mochte. Die Engländer erhandeln hauptſächlich in Neu-Queda, in der Straße von Malacca, Zinn nach Bahars (ein Gewicht von 419 Pfund engliſch) und bezahlen es gewöhnlich mit Opium ihrer Oſtindiſchen Beſitzungen.

Von edlen Steinen ſollen ſich ſogar Diamanten finden, jedoch weder häufig noch von bedeutender Größe.

Der größte Reichthum dieſer Halbinſel beſteht aber in den trefflichen Vegetabilien. Alle Reiſende kommen hierin überein, daß die meiſten Früchte Indiens hier zu einer überwiegenden Größe und Vollkommenheit des Geſchmacks gedeihen.

Digitized by Google

Unter den kaum aufzuzählenden herrlichen Früchten von Malacca heben wir nur einige der merkwürdigſten aus.

Die Ananas fand Hamilton hier von beſſerm Geſchmack als in irgend einem andern Lande der heißen Zone. In den übrigen Ländern ihrer Heimath, ſagt er hiebei, bringt ſie, ſobald man etwas zu viel davon genießt, gewöhnlich Unverdaulichkeit (und daraus entſtehende Uebel) hervor, nur in Malacca hat man dieß nicht zu fürchten.

Wenn man dasjenige Land die ächte Heimath eines Naturprodukts nennen dürfte, wo es ſich am ſchönſten entwickelt, dann wäre dieß aber hier nicht nur der Fall für die Ananas, ſondern auch für die, zuvor als die erſte geſchmackvolleſte und reizendſte aller Früchte genannte Manguſtan *). Dieſe (Garcinia Manguſtan Polyandr. Monog.) iſt die Frucht eines Baums mit eirunden Blättern und einblüthigen Blumenſtielen.

Die vierblättrige Blume iſt blaßroth, orangenfarb, die Blätter haben ein ſanftes Grün. Die Frucht, welche die Größe eines kleinen Apfels erreicht, und eine angenehme bräunlich rothe Farbe hat, hat eine bittre, ſcharfe Schale. Dagegen iſt das Innre von einem kaum vergleichbar herrlichen Geſchmack. Am genaueſten würde man ihn mit dem von Sahne (Creme) mit Orangenblüthen gemiſcht, vergleichen, wenn nicht

*) M. ſ. die Figur.

Der Mongoustan

Digitized by Google

eine erfriſchende Säuerlichkeit ihn noch daneben auszeichnete. Die 6 bis 7 Kerne, welche dieſes Fleiſch umgiebt, liegen cirkelförmig neben einander, ſind aber von einem minder angenehmen, dem Knoblauch ähnlichen Geſchmack, dabei zu kühlend. Dagegen iſt jenes Fleiſch zugleich von dem vorzüglichſten Nutzen. Der Kranke genießt es zu ſeiner Erquickung, und der ſchwediſche Botaniker Solander, welcher den berühmten Banks um die Welt begleitete, verdankt zum Theil ſeine Erhaltung, in dem tödtlichen Fieber auf Batavia, dieſer erfriſchenden Frucht. Der Baum wird übrigens nur als Brennholz benutzt.

Unter den vielen ſchätzbaren Früchten wovon das Verzeichniß ermüden würde, verdient nach dem Manguſtan auch der Ramboſtan bemerkt zu werden. Es iſt eine kleine Kernfrucht, wovon das Fleiſch die trefflichſte, erquickendſte Säure gewährt, unter einer ziemlich ſtarken zottigen Hülle. Eine gleich erfriſchende Frucht nennt la Croix die Pulo-Sang. Den Durion haben wir bereits bei Siam kennen gelernt. Hamilton bemerkte, daß Malacca nicht nur die größten Cocosnüſſe hervorbringt, ſondern daß der Cocosbaum hier ſelbſt das Seewaſſer verträgt. Er wuchs tief am Geſtade; die Fluth ging über ſeinen Stamm, allein die Nuß hatte auch dadurch einen Salzgeſchmack angenommen.

Malacca hat ebenfalls wie Siam und andere Gränzländer dichte Waldungen, und dieſe wimmeln von allen Arten fleiſch- und fruchtfreſſender

Thiere der heißen Zone, deren wir ſo eben in jenen Ländern Erwähnung gethan haben.

Von merkwürdigen Vögeln nennen die Europäer hier einen den Juno-Vogel, wegen der augenähnlichen Flecken auf den Flügeldecken.

Kennen wir auch nicht die verſchiedenen Gattungen der Fiſche dieſes Landes, ſo ſtimmen dennoch alle Nachrichten dahin überein, daß die dortigen Flüſſe keinen Mangel an Fiſchen haben, und daß das Meer zu den einträglichſten Fiſchereien einladet.

Dieſe werden dann, wie Dampier bezeugt, in der Straße von Malacca auf das betriebſamſte benutzt. Die Fiſcher ſind, ſagt er, die reichſten Bewohner dieſer Küſten. Selbſt die Hauptſtadt Malacca verdankt ihren Urſprung einem Fiſchervolke, den Selaten.

Der Menſch.

Schlaff, ausgedürrt von dem brennenden Stral, unthätig, faul und feige, höchſtens pauſenweiſe bis zur thieriſchen Wildheit aufgereizt, ſo gingen faſt alle Völker von Hinter-Indien vor uns vorüber. Wie ſollte dieß nicht hier noch beſtimmter der Fall ſeyn, in einem Lande, das beinahe zum Aequator hinabreicht?

Dennoch macht, wie überall, die Natur hier merkwürdige Ausnahmen.

Der Menſch iſt zwar auch hier jenem der benachbarten Länder Hinter-Indiens nicht unähnlich, allein dieß betrifft mehr das Aeußere als den Charakter. Aber auch im Aeußern zeigen ſich ſelbſt bei den Malayen nicht unbedeutende Verſchiedenheiten, ſo bald dieß Wort nicht bloß auf die Bewohner der Straße und Halbinſel von Malacca beſchränkt bleibt.

Die Nation der Malayen iſt nämlich von einem ſo großen Umfang, iſt über einer ſo großen Menge weit auseinander liegender Länder und Inſeln ausgedehnt, daß, wenn irgend das Klima einen Einfluß auf den Menſchen hat, ſo darf man nicht erwarten, bei ſolcher Verbreitung bedeutende Abweichungen von dem Urſtamme vorkommen zu ſehen. Der Malaye iſt aber überdieß in mehreren Rückſichten ein höchſt merkwürdiges Volk; es lohnt daher der Mühe, es hier etwas genauer kennen zu lernen.

Zuerſt von den Malayen welche uns hier zunächſt angehen, von den Einwohnern der Halbinſel Malacca und der benachbarten Inſeln.

Ein wohlgebildeter Körper, kaum von mittlerer Größe, jedoch muſkulös und nervigt, dabei von ſehr dunkler, ſchwärzlich brauner Farbe; eine länglicht runde Geſichtsform, ſchwarze große blitzende Augen von ſtarken Augenbraunen und Wimpern beſchattet; eine abwärts etwas geflächte, ſich in eine runde Erhabenheit endende Naſe; ein ziemlich großer Mund mit dünnen Lefzen, und (vom Betelkauen) ſchwarzen Zähnen; die ganze Phyſiognomie voll Ausdruck und Feuer;

dieß wären etwa die Hauptzüge des Aeußern unſrer Malayen.

Das andere Geſchlecht iſt minder groß, gut gebauet, lichter von Farbe, mit feurigſtem, vielverlangendem Blicke.

Der Charakter dieſes Volks, den zum Theil das Auge ausſpricht, iſt heftig, voll von Leidenſchaft und Intrigue, ſtolz, kühn, beſonders in Rückſicht des ſchönen Geſchlechts eiferſüchtig und höchſt rachgierig, gereizt bis zur gefühlloſeſten Wildheit boshaft, und das Weib in ihren Trieben unmäßig.

Mehr oder minder iſt dieß zugleich das Bild aller malayiſchen Nationen; freilich mit der natürlichen Abänderung vom Originalſtamm, welche die erſtaunliche Verbreitung nothwendig zur Folge haben mußte.

Man überlaufe nämlich mit einiger Vorkunde über die malayiſchen Völker, die Karte unſrer Erde, wird man ſich dann noch wundern, daß mehrere Anthropologen für die Malayen eine eigene Race, oder beſſer, Spielart des Menſchengeſchlechts haben annehmen müſſen?

Hiſtoriſche Beweiſe zeigen, daß die Malayen, wenigſtens von Madagaſkar an, über alle Theile der heißen Zone der alten Welt, über die Inſeln des indiſchen Archipels, über ganz Vorder- und Hinter-Indien, ſodann über die großen Sundinſeln, wie auch über alle Molukken zum Ocean von Auſtralien fortgingen; daß ſie in dieſem unermeßlichen Meere ſelbſt bis über die nördlichen Gränzen der warmen Zone gegen die neue

Welt, bis zu den Sandwichs-Inſeln vordrangen, ja in Süden dieſe in Neu-Zeeland um mehr denn zwanzig Grade überſchritten.

Hält man aber, wie Forſter mit Grund behauptet, die Bewohner von der Oſter-Inſel ebenfalls für malayiſchen Urſprungs, dann wird jene Gränze noch in Oſten weit überſchritten. Welch ein ungeheures Gebiet! der (geogr.) Länge nach völlig 210 Grad, alſo um 30 Grade mehr als der Umkreis der halben Erde!

Die Gründe für dieſe kaum glaubliche Verbreitung umſtändlich darzuthun, darf ich bis zu einer andern Gelegenheit verſparen, genug Sitten, Gewohnheiten, Regierungsform und Sprache, alles ſtimmt für obige Behauptung, und ſetzt man die Einwirkung der verſchiedenen phyſikaliſchen Klimate, welche hienach dieß große Volk hat untergehen müſſen, zu dieſen Gründen hinzu, dann wird es nicht ſchwer, ſich die Abweichungen von dem Aeußern der Original-Nation ſelbſt zu erklären. Allein dieſe Nüanzen hier aufzuzählen, auch dieß läge zu weit außerhalb unſerm Zweck, und es ſey mir erlaubt, deßhalb auf ein größeres Werk zu verweiſen*).

Hier nur das Bemerkungswertheſte über die Malayen unſrer Landzunge und der ihr benachbarten Inſeln.

Dieſes Volk führte lange vor der Ankunft der Portugieſen in Indien, alſo vor dem Ende des

---

*) M. ſ. Auſtralien, 2r Band.

funfzehnten Jahrhunderts einen ſehr ausgebrei-
teten Handel. Die Reiſenden, kurz nach dieſer Epoque, können kaum Worte genug finden, uns den Umfang ihrer Schifffahrt, und beſonders den damaligen Reichthum von Malacca und der zunächſt gelegenen Reiche zu ſchildern. Viele der letztern ſind anjetzt entweder von größern Nachbarn verſchlungen, wie z. B. Johore, ganz in Süden an der Straße von Sincapura und Ligor an der Oſtküſte der Erdzunge. Selbſt in uns näher gelegenen Zeiten war aber der Handel dort ſehr blühend.

Ein ſicherer Hafen in der Mitte von Vorder- und Hinter-Indien, ein ununterbrochener Reichthum der herrlichſten Früchte und bedeutender Fiſchereien, eine Luft ſtets mit den feinſten Wohlgerüchen geſchwängert, bewohnt von einer lebhaften aus ſteter Unruhe zum Handel getriebenen, gewandten, unternehmenden Nation, dieß alles bildete dieſes Land zu einer daurenden Meſſe aus, auf welcher Japan, China, die Philippinen, die Molukken, aus Oſten Bengalen und das übrige Oſtindien, ferner Arabien, Perſien und Afrika aus Weſten herbeieilten, um dort ihre tauſendfachen Reichthümer gegen einander auszutauſchen.

Die Portugieſen erſchienen. Ihrem geſchärften, gierigen Blicke auf alles was Handel hieß, ſprang ein ſo reizendes Phänomen lebhaft in die Augen, und ihre thätige Kühnheit ließ ſie nicht ohne Grund hoffen, daß es bei ihrer Uebermacht an Waffen und Kriegskenntniſſen nicht ſchwer

ſeyn könne, die Urnation aus der Stelle zu ſchieben, und ſich zu Oberherren dieſer Gold-grube des Orients einzudrängen.

Aller ihrer Vorzüge vor dieſer minder gebildeten Nation ungeachtet, fanden ſie indeß dieß ungerechte Unternehmen nicht ohne bedeutende Schwierigkeit.

Zwar hatten ſie bereits manchen Kampf in Oſtindien ſiegreich beſtanden, allein ſie waren auch ſeit dieſer Zeit in dieſen Ländern ſchon ſo gefürchtet, zum Theil ſo gehaßt, und die Araber oder Mauren, welche bis dahin ohne dieſe Rivalität einen großen Theil des Handels des Orients getrieben, hatten ſie überall ſo laut, und zum Theil nicht ohne Urſache verſchrien, daß die entfernteſten Völker ſofort gegen ſie auf ihrer Huth ſtanden.

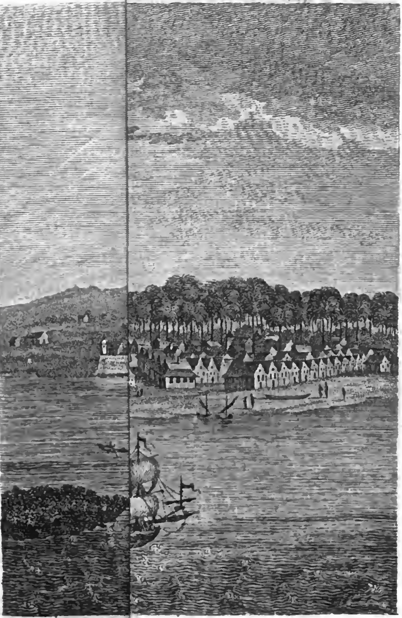
Was aber dieſe Schwierigkeiten den Portugieſen beträchtlich vergrößerte, war der Charakter der Malayen ſelbſt. Hier galt es nicht einer kraftloſen, durch den Druck des Deſpotismus eines Einzigen, noch auch durch die ſanfte Religion des Brama oder Xaca geſchwächten Nation; der an ſich furchtloſe, bis zur Wildheit kühne Malaye war Mahometaner; er war mithin natürlicher Feind des Chriſten, ſeine Religion gierte nach Chriſtenblut.

Es koſtete daher den tapfern Albuquerque viele ſeiner Leute, bevor er ſich von der Hauptſtadt Malacca ſelbſt Meiſter machte. Der ſeltene Mann ahnete es wohl nicht, daß ſeine großen Anſtrengungen und die wichtigen Werke, welche

er dort zum Schutz des portugieſiſchen Handels errichtete, dereinſt den heftigſten Gegnern ſeiner Nation, den Holländern, zum Hauptplatze ihrer indiſchen Beſitzungen dienen würden!

Nach vielen Kämpfen hatte er 1511 die rechtmäßigen Beſitzer daraus vertrieben, als bereits 5 Jahre nachher die Malayen es von neuem bedroheten, und nur durch ſchnelle Hülfe ward es damals noch für Portugall erhalten. Als aber nachmals Holland in Indien ſich erhob, richtete es ſein Augenmerk auf dieſen wichtigſten Handelsplatz. Mehrmals ward der hartnäckige Matelief gezwungen, der tapfern Gegenwehr der Portugieſen zu weichen, als endlich eine niedere Schurkerei für die Holländer den Ausſchlag gab. Sie belagerten es zum drittenmale, und die Verrätherei des geizigen Gouverneurs ſpielte es ihnen in die Hände. Wäre doch jeder Verräther des Vaterlandes ſo nach Würden belohnt, als dieſer niedrige Portugieſe! Die Holländer waren mit ihm für die Uebergabe von Malacca auf 80000 Thaler überein gekommen. Der Böſewicht ließ ſie, den übrigen Portugieſen unbewußt, herein, aber die Sieger lohnten ſeine Schandthat durch eine nicht viel mindere Schandthat. Sie ermordeten ihn, um des Zahlens überhoben zu ſeyn! Allein ſelbſt bei dieſem Einlaß in die Stadt hätte die Tapferkeit der übrigen Portugieſen die Beſitznahme der Stadt noch lange ſtreitig gemacht, wenn nicht der Malayen König von Johore ihnen mit 20000 Mann zu Hülfe kam.

Seitdem iſt bis zu unſern letztern Jahren



ka.

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Malacca und der Haupthandel der Meerenge in den Händen der Holländer geweſen.

Das Binnenland zu übermeiſtern, ja nur zu kennen, blieb ihnen aber ſtets unmöglich. Freilich ſind die großen dichten Waldungen, das hohe Gebirge, die davon herabſtrömenden Gewäſſer, und daher die Unwegſamkeit des Landes kein unbedeutendes Hinderniß hinein zu dringen. Allein die Hauptſchwierigkeit liegt in dem Charakter der Originalbewohner.

Mögen einige Züge aus ihrer neueren Geſchichte hier dieß merkwürdige Volk näher kennen lehren.

Wenn der Malaye, gleich den meiſten Völkern von Hinter-Indien, nur mit Trägheit und Widerwillen den Ackerbau ſeines treflichen Bodens betreibt, und ſich höchſtens zum Handel bequemt, ſo iſt hieran nicht der Hang zur Ruhe und Unthätigkeit ſchuld, ſondern das lächerliche Vorurtheil, als ſey die Landarbeit unter ſeiner Würde. Sein raſtloſer, tumultuariſch romantiſcher Sinn ſtrebt nach Menſchenmord! Ein Malaye gilt nichts, er wird von keinem Weibe angeſehen, hat er nicht zuvor eine Anzahl abgehauene Menſchenköpfe geliefert. Hierin iſt er völlig dem rohen amerikaniſchen Indier gleich, der nur nach der Zahl der Skalps ſeinen Adel zählt.

Allein der Malaye übertrifft ſelbſt darin die Rohheit des Weſtindiers bei weitem, daß er oftmals mordet, ohne durch Beleidigungen zur Rache oder Krieg gereizt zu ſeyn. Er lebt und

webt faſt daurend in Krieg und Blut. Verſtärkt wird dieß zugleich durch religiöſe Grundſätze. Sein Glaube lehrt ihn nämlich, alle von ihm Ermordete ſeyen dereinſt in jener Welt ſeine Sklaven.

Daher iſt denn faſt ſein ganzes Wirken auf Waffenübung abgeſehen. Jener flammenartige Dolch, der Kris oder Krit, die Lanze und Wurfpfeil ſind ihm nicht einmal genug, er ſetzt ihnen noch ein weit niedrigeres Gewehr hinzu, das Blasrohr. Hieraus tödtet er, im Schilf oder hinter Bäumen verſteckt, mit vergifteten Bolzen oder kleinen Pfeilen, den ruhig Vorübergehenden ohne Geräuſch, und ohne ſich bloß zu ſtellen.

So lebt er im ewigen Durſt nach Blut, daurender Sucht zum Mord, bei gefühlloſeſter Grauſamkeit, welch eine Misgeburt dieſes Geſchöpf!

Daher iſt ſelbſt eine geringe Anzahl ſolcher Menſchen äußerſt gefährlich.

Nach dem zuvor angezeigten Aufſtande der macaſſariſchen Malayen, hatte der Ritter Forbin Befehl erhalten, kein Schiff mit Mannſchaft beim Hafen von Bancok hinabgehen zu laſſen, um das Entweichen der Rebellen zu verhüten. Als daher ein Fahrzeug mit 47 Macaſſaren erſchien, ließ er es ſofort anhalten, und gab einem als Capitain in Siam dienenden Portugieſen, von anerkannter Tapferkeit, den Befehl, dieſe Menſchen zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Umſonſt ſtellte ihm der Capitain, da er, in In-

dien geboren, die Wuth der Malayen kannte, die Unmöglichkeit davon vor, indem nie ein Malaye den Kris als ein von ihnen untrennliches Ehrenzeichen ablegt, und er mit dieſem einzigen Gewehre ſelbſt die größte Anzahl der Feinde angreift. Forbin beſtand, aus Unkenntniß dieſer Menſchenrace, auf ſeinen Kopf, ließ indeß viel hundert Lanzenträger und Muſketier aus Vorſicht zu dieſer Expedition anrücken. Allein wie ſchrecklich fiel dieſe Scene aus!

Kaum hatte man den 47 Malayen von Ergebung und Entwafnung geſprochen, ſo umwickelten ſie ihren linken Arm mit der Scherpe, welche ihnen die Hüften bedeckt, und worin ſie den Kris tragen, bildeten daraus gleichſam eine Art Schild für den ganzen Körper, und fielen nun mit dem Kris in der Rechten über die Siamiſchen Truppen her. Wüthend ſtießen ſie, ohne auf die vielen Schüſſe und Lanzenſtiche zu achten, alles vor ſich nieder, und zerſtreueten die ganze Mannſchaft. Sie drangen ſodann in Dörfer und Pagoden, und mordeten ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters alles was ſie erreichen konnten, ſteckten hierauf ein Kloſter der Talapoinen in Brand, und ihr Ueberreſt, denn viele waren von ihnen gefallen, entkam in die Wälder. Kaum war dabei Forbin ſelbſt ihrer Wuth entgangen, ſo zog er 2000 Mann zuſammen, führte ſelbſt 100 der braveſten davon gegen dieſe Wütriche, aber nur erſt nach mehreren Tagen gelang es ihm, da keiner von ihnen Pardon annahm, ſie miteinander niederzumachen.

Und wie traurig ſahe nun das Schlachtfeld aus! Schon ehe Forbin den Reſt in die Wälder trieb, zählte er 366 Todte ſeiner Truppen, ohne einmal die vielen von den Malayen ermordeten Männer, Weiber, Kinder und Prieſter zu rechnen, während daß ihr Haufen nur 17 verloren hatte. Hätte der Hunger ſie nicht ausgemergelt, und die ſie umgebenden Gewäſſer Gelegenheit dargeboten, ſie von der Ferne durchs Feuergewehr zu tödten, wer weiß ob nicht noch Tauſend als Opfer dieſer Raſenden fielen!

Der Admiral d'Eſtaing ſahe ſich durch eine noch weit kleinere Anzahl Malayen in der größten Gefahr.

Nachdem er das engliſche Fort Bencolen auf Sumatra eingenommen hatte, fanden ſich mehrere Buggeſiſche, malayiſche, Proen (Fahrzeuge) zum Handel bei den Franzoſen ein. Der Admiral hatte den Oberſten der engliſchen Buggeſen gefangen geſetzt. Er fürchtete daher mit Recht einen Aufſtand dieſer gefährlichen Menſchen, ſobald ſie von dem Schickſal dieſes, bei ſeiner Nation ſehr geachteten Anführers Nachricht erhielten. Deßhalb ließ er nur drei zu ſich in das Fort, um mit ihnen, nachdem ſie entwafnet ſeyn würden, ſich in Unterhandlung einzulaſſen. Sobald das Thor verſchloſſen war, und man Miene machte ſie zu entwafnen, fielen die drei Buggeſen die Franzoſen wüthend an, ermordeten mehrere, und nur nach vielen Aufopferungen gelang es der Ueberlegenheit ſie niederzuſtoßen.

Digitized by Google

Dieſe Buggeſen, ein bedeutender Zweig der Malayen, ſind aber vorzüglich auf dem Meere ſehr zu fürchten. Viele derſelben ſchwärmen ſtets als Seeräuber umher, und machen auf jedes Fahrzeug Jagd, wovon ſie nur einige Wahrſcheinlichkeit ſehen, ſich ſeiner bemeiſtern zu können. Größe des Schiffs und Anzahl der Mannſchaft iſt ihnen faſt gleichgültig, wenn ſie nur erſt an Bord deſſelben gelanget ſind! Man hat viele Beiſpiele, daß ein kleines Buggeſiſches Proe von 6 Mann ſich großer Kauffahrer, mit 60 und mehr Matroſen beſetzt, bemächtigt hatte. Kaum ſind ſie nämlich an Bord durch Liſt gelanget, indem ſie handeln zu wollen vorgeben, ſo ziehen ſie den Kris und ſtoßen mit ihrer gewöhnlichen Wuth alles nieder, was ſie vor ſich finden, worauf ſie ſich des Schiffs bemächtigen. Dieſe Mordſucht und boshafte Verrätherei iſt aber ſo allgemein bekannt und gefürchtet, daß kein in indiſchen Gewäſſern handelndes Schiff unter irgend einem Vorwande einem Malayen an Bord zu ſteigen zugiebt. Wehe aber irgend einem oder mehreren Schiffen, wenn dieſe buggeſiſchen Seeräuber zu zeiten mit einigen hundert Fahrzeugen dieſe Meere bedecken!

Indeß gelingt es klugen Seekapitainen verſchiedentlich, auf einen Schlag einer ſolchen mordliſtigen Räuberflotte das Garaus zu machen. Im Jahre 1802 ward eine engliſche Fregatte von weitem 300 Segel buggeſiſcher, bewafneter Proen gewahr, welche auf ſie zuſteuerten. Der Capitain befahl ſogleich die Kanonenlucken zu

verſchließen. Die Buggeſen wurden hiedurch verleitet, die Fregatte für einen Kauffahrer zu halten, und ſegelten daher, ihrer Beute bereits ſicher, kühn darauf zu. Aber kaum hatten ſie ſich zum entern genähert, ſo öffneten ſich die Schießſcharten, und in weniger Zeit war die geſammte Flotte der Seeräuber zertrümmert.

Der Malaye iſt daneben ein ſo entſchiedener Böſewicht, daß einzelne von ihnen, ſchlafende Fremde Nachts ermorden. Er kriecht deßhalb nur unter das Bambusrohr, dem gewöhnlichen Schlaflager dieſer Gegenden, hebt dieſes leiſe in die Höhe, erſticht und beraubt den Unglücklichen.

Gegen eine ſolche Mordrace ſind freilich die Geſetze äußerſt hart, die Strafen grauſam. Allein dieſes Volk iſt mit einer uns unbegreiflichen Fühlloſigkeit dagegen ausgerüſtet. Nur ein einziges Beiſpiel ſey erlaubt hier beizubringen; es diene zugleich zum Beweiſe der wunderbaren Stärke der menſchlichen Natur.

Bei dem zuvor angeführten mörderiſchen Aufruhr der macaſſariſchen Malayen in Siam waren 4 Soldaten, Macaſſaren gefangen worden, welche die ſiamiſchen Truppen als Ueberläufer verlaſſen hatten. Um an ihnen ein Beiſpiel der härteſten Juſtiz zum Schrecken der übrigen zu geben, ſuchte man die ſchmerzhafteſten Strafen hervor. Man legte ſie auf die Folter; trieb ihnen Eiſen unter die Nägel; zermalmte ihnen die Finger; riß ihnen das Fleiſch mit glühenden Zangen aus den Armen; quetſchte die Schläfen

zwiſchen zwei Brettern, alles hielten dieſe Unmenſchen aus, ohne einen Laut oder nur Seufzer von ſich zu geben. Endlich band man die ſo zerfleiſchten Körper an aufgerichtete Balken, und ließ hungrige Tieger auf ſie los. Die Thiere zerfraßen dem einen das Bein, aber der Malaye ſuchte es nicht zurück zu ziehen, als ein zweiter Tieger dem andern die Knochen zermalmte, ließ er keinen Seufzer hören, ja da der Tieger das Blut von dem zerfleiſchten Geſichte leckte, wandte der Malaye nicht einmal ſeine Augen davon ab!

Doch wir wenden uns weg von dieſen ſchaudervollen Scenen, und der Verruchtheit dieſer Menſchenrace.

Die übrigen Sitten und Einrichtungen der Malayen verdienen unſere fernere Aufmerkſamkeit.

Die erſte und ſehr lehrreiche Bemerkung betrifft die Sprache. Gerade dieſes unmenſchlichſte Volk Oſtindiens, redet dennoch die angenehmſte, ſanfteſte aller dortigen Sprachen. Ein wichtiger Wink, den Charakter eines Volks niemals nach den Sprachen zu beurtheilen! Selbſt mit der Sprache ihrer nächſten Nachbaren verglichen, mit der der Siamer, müßte man hieraus folgern, der Siamer ſey unendlich roher als der Malaye.

Die erſten Zeilen aus dem Vater Unſer nach beiden Sprachen mögen hievon ein Beiſpiel geben.

Siamiſch

Vater uns ſein Himmel; Nahme Gott
Po. rau yu Sawang; Scheū Pra
werde preiſen als Ort Leute all bringen
ha prakot tuk Heng kon tang-lai tavai
Gott Lob Reich Gott ich bitte werde finden
Pra Pou Mevang Pra co hai dai ke
zu uns.
rau.

Malayiſch

Vater unſer der ſeyn im Himmel;
Bapa kami, jang ada di Surga;
Nahme dein heilig ſeyn
Nama mu diſutſuken,
Reich dein komme.
Karadjaan mu didatangi.

Einſylbig, dürftig zuſammen geſtellt iſt erſtere, holpericht und harſch tönt ſie dem Ohr, während die des Malayen gerundeter fortläuft, und durchaus nicht widrig klingt. Daher iſt ſie dann auch die Lieblingsſprache der Dichter in Hinter-Indien. Dennoch verſteckt jener ſanftere Klang einen wahren Tieger!

Auch iſt das Angenehme der Sprache dieſer ſchrecklichen Nation wohl eine der Urſachen, warum ſie überall in Indien der Dollmetſcher iſt; die andere Urſache liegt freilich in der allgemeinen Verbreitung der Nation ſelbſt. Ihr Handel über den größten Theil Indiens, macht

ſie jedem Fremden, der dort Handel treibt, faſt unentbehrlich.

Die zweite Merkwürdigkeit an dieſem Volke iſt ſeine Regierungsform.

So weit man die Geſchichte der Malayen kennt, und ſo weit man dieſe Nation auch verbreitet ſieht, ſtets findet man bei ihnen das Lehnsſyſtem. Ein, oder wenn das Land groß iſt, mehrere Könige beherrſchen kleinere Vaſallen als Lehnträger des ihnen von jenen zugeſtandenen Landes. Die großen Vaſallen (Orankayen) haben wiederum ihre Untervaſallen, bald Ackerbauer, bald Kaufleute, Handwerker; dahingegen die unterſte Volksklaſſe wirklicher Sklav iſt. Beim Kriege entbietet der Raja oder Fürſt ſeine Lehnsträger, und dieſe treten mit ihren Unterthanen und Sklaven zur allgemeinen Vertheidigung auf.

Der Malaye, von Natur unruhig, zieht den Handel, beſonders den zu Waſſer, vorzüglich wegen der Seeräuberei, dem Landbau vor, allein auch bei dem Handel hat der Fürſt die oberſte Macht, denn er iſt der erſte, oftmals der einzige Kaufmann. Ein eigener Miniſter, der Schabander (Chabander) beſorgt für den Fürſten das Monopol mehrerer wichtiger Waaren, z. B. an einigen Orten den des Pfeffers, und zugleich treibt er die Zölle ein durch eigene Unterbeamte; auch überläßt er oftmals im Namen des Fürſten dieſe Handelsgeſchäfte wiederum an geringere Kaufleute, kurz auch beim Handel zeigt ſich das Lehnsſyſtem. Und dieſer Fall muß deſto häufiger vorkommen, je größer der Vorzug iſt,

welchen die Neigung des raſtloſen, wilden Malayen dem Handel vor den weniger abwechſelnden Geſchäften des Ackerbaues darbietet.

Uebrigens iſt die ganze Halbinſel in mehrere Königreiche und Herrſchaften getheilt, einige derſelben ſind anjetzt zwar von größern Mächten verſchlungen. Einige zählten ſonſt 7 für ſich beſtehende Staaten; Ligor; Patana; Paha; Johar; Malacca; Pera; Queda. Pera nennt Hamilton anarchiſch.

Man ſehe nun nach dieſen drei charakteriſtiſchen Auszeichnungen der Malayen, nämlich nach der Geſtalt, der Sprache und des Lehnsſyſtems in ganz Oſtindien und im vaſten Südmeere umher, überall ſtellen ſie uns ſofort die Abkömmlinge von dem Urſtamme dieſer Menſchenrace dar. Das Einzelne der Racen hier auseinander zu ſetzen gehört, wie geſagt, einer größern Arbeit, allein man kann hienach, wie zuvor behauptet iſt, die Malayen wirklich auffinden, von Madagaſkar an bis zur Oſterinſel.

Dieſe Charaktere ſind freilich in ihrem Urſitz Malacca und den angränzenden Inſeln des indiſchen Archipels, am deutlichſten ausgeſprochen. Hier zeigt ſich ſowohl die Geſtalt als die Sitte des Malayen in den ſtärkſten, unverändertſten Zügen.

Die Heftigkeit des Geſchlechtstriebes iſt dann bei dieſem Volke eben ſo ſtark als die dortige Sonne. Bei der Wildheit aller übrigen Neigungen ſieht man deshalb Phänomene, welche man ſelbſt im ganzen Orient wohl vergeblich ſuchen

würde. Hievon zeigt uns Hamilton ein ſchreckliches Beiſpiel.

Das Königreich Ligor, deſſen wir bereits als eins der zinnreichſten Länder der Erdzunge Erwähnung thaten, um den 8ten Grad der Breite an der öſtlichen Küſte, hatte, ehe es an Siam fiel, ſeinen eigenen Monarchen. Der König von Quedah, queer gegen Ligor an der weſtlichen Küſte gelegen, überfiel letzteres. Da er ſeine Truppen ſelbſt hiezu anführte, ſo überließ er während ſeiner Abweſenheit die Regierungsverwaltung ſeiner Gemahlin. Die Königin verfiel, nach der Entfernung ihres Gemahls, in eine ſtrafbare Liebe gegen ihren eigenen Sohn, einen jungen Menſchen von zwanzig Jahren. Von dieſer ſchändlichen Verirrung blieb die traurige Wirkung nicht lange zu verhehlen. Mutter und Sohn zitterten nun vor der Rückkunft des Vaters. Die Königin gab dem Sohne den teufliſchen Anſchlag den Vater bei Seite zu ſchaffen. Die Gefahr war nicht minder groß als die Heftigkeit der Liebe zur Mutter; der Jüngling war von der laſterhaften Frau zur unnatürlichen That fortgeriſſen. Er bat den Vater ſchriftlich um Erlaubniß, ihn im Lager beſuchen zu dürfen. Bei ſeiner Ankunft empfing ihn dieſer nicht nur mit aller Zärtlichkeit, die väterliche Liebe ging ſo weit, ihn in ſeinem eigenen Gezelte ſchlafen zu laſſen. Der Böſewicht mordete den Vater im erſten Schlaf, und entfloh ſofort zu ſeiner geliebten Mutter. Gleich Morgens entdeckte man den Mord, und fühlte den Mörder. Die

That war geſchehen; der Königsſtamm mußte fort herrſchen; die Königin konnte nicht Witwe bleiben; und ſo verzieh die Armee und das Land es der Mutter, den Vatermörder zu ehelichen!

Solche blutſchändriſche Ehen, ſetzt Hamilton hinzu, ſind in der Halbinſel von Malacca noch bis auf unſere Zeit nicht ungewöhnlich.

Ebenfalls bezeugt dieſer Engländer daß das unnatürliche Laſter dort anzutreffen ſei.

Nach ſolchen Angaben kann das häusliche Leben dieſer Menſchen wohl nicht gut ausfallen. Da ſie Mahometaner zu ſeyn vorgeben, denn eigentlich achten ſie auf keine Religion, ſo ſind ſie Polygamen. Die Weiber der gemeinen Menſchenklaſſe gehen indeß nicht nur frei umher, ſondern ſie übernehmen ſogar öffentlich Handelsgeſchäfte. So treiben, wie uns Dampier berichtet, die Frauen in der Stadt Malacca einen bedeutenden Handel mit Fiſchen. Wenn nämlich eine große Fiſcherei beendigt iſt, dann werden die geſammten Fiſche, nachdem zuvor die Wache des Gouverneurs die beſten für ihren Herrn ausgewählt hat, im Ganzen verauctionirt. Dieſe Verſteigerung hat dabei das beſondere, daß man mit dem höchſten Gebote anfängt. Es iſt nämlich eine eigene Perſon dazu beſtimmt, die Fiſche ſofort mit dem höchſt möglichſt dafür zu zahlenden Preis einzuſetzen, die übrigen bieten nun immer weniger, und dem niedrigſten Gebot wofür man die Fiſche ablaſſen kann, wird das Ganze zugeſchlagen. Dieſe Bieter und daher

Käufer ſind dann ſtets die Frauen der Fiſcher, und ſie verkaufen hierauf die Fiſche einzeln.

Einen Fiſch rühmt uns eben dieſer Reiſende an der Küſte von Tringan, einer öſtlich höher hinauf gelegenen Gegend. Der Fiſch iſt dem Aeußern und der Größe nach gänzlich dem Lachſe gleich, nur iſt ſein Fleiſch nicht röthlich, ſondern völlig weiß.

Bei dem fiſchreichen Meere, den trefflichſten Früchten, ſind die Lebensmittel hier äußerſt wohlfeil, nur Schafe und Rinder ſind ſelten. Der Vernachläſſigung des Ackerbaues wird beſonders durch den Sago abgeholfen. Wir werden bei einer andern Gelegenheit dieſen höchſt ſchätzbaren Palmbaum genauer kennen lernen. Der Malaye iſt aber ſelbſt gegen dieſes treffliche Nahrungsmittel ſo undankbar, daß er ihn nur ſelten regelmäßig anpflanzt. Man ſieht ihn nur um die Wohnungen einzeln herumſtehn. Sobald das Mark gereift iſt, wird der Baum niedergehauen, der dichte Kern oder das Mark, welches bei der dünnen Rinde faſt den ganzen Stamm einnimmt, herausgehauen, in Waſſer macerirt, dadurch von den harten Faſern abgeſondert, und ſo das daraus ſich ergebende Mehl zu einem Teige oder eßbaren Kuchen bereitet. Hiemit, und mit ihren ſchönen Früchten und Fiſchen begnügt ſich das Volk hinreichend. Reiß und Korn wird ihnen hauptſächlich durch Handel von außen zugeführt.

Die malayſchen Frauen ſind begreiflich bei ihrem großen Hange zur Galanterie ſehr für Putz

und ſchönen Anzug eingenommen. Die Vornehmeren kleiden ſich in feinen Muſſelin, der ihnen bis auf die Füße reicht, um die Mitte des Leibes aber mit einem Gürtel befeſtigt iſt; darüber tragen ſie ein kurzes Oberkleid. Die Ohren ſchmücken ſie mit lang herabhängenden, mit Edelſteinen beſetzten Ohrringen, um den Hals hängen goldne Ketten. Das Haar wird auf dem Scheitel zuſammen gewunden, und mit einer goldnen Nadel geheftet. Auch die Kleidung der Mannsperſonen von Anſehen iſt wenigſtens reicher als die ſehr einfache Kleidung der Malayen überhaupt. Da der männliche Malaye jeder Klaſſe ſich ſtets zum Kampf und Mord fertig hält, ſo ſchien ihnen hiezu das weite Gewand der meiſten übrigen Orientaler unbequem. Sie tragen daher den Oberleib völlig nackt, und nur um die Mitte des Unterleibs ſchlagen ſie ein Gewand, und einen Gürtel für den furchtbaren Kris. Dieſer Gürtel iſt dann oftmals mit einer goldenen Platte geziert, auch haben ſie Edelſteine in den Ohren, und die braunen Arme ſtechen gegen die goldenen Armbänder auffallend ab.

Die Wohnungen ſind, wie in Siam, auf Pfählen errichtet, übrigens nur ſchlechte Hütten; die Wohnungen der Großen jedoch von größerm Umfange. Der Fußboden beſteht aus Bambus oder anderm Flechtwerk. Ihr Hausrath iſt nur gering; eine Matte dient ihnen als Stuhl und Bette.

Städte ſind eigentlich nur Haufen ſolcher Hüt-

ten mit einem größeren Gebäude und Hofe für den Regenten. Wo ſich bei einigen derſelben Chineſen niedergelaſſen haben, um Handel zu treiben, ſieht man chineſiſche Häuſer.

Was ſich anjezt von beſſern oder gar ſteinernen Gebäuden auf der Halbinſel zeigt, iſt europäiſchen Urſprungs; dieß iſt der Fall von den Factoreien der Holländer, Engländer und Portugieſen.

Vornämlich zeichnet ſich aber hierin die Stadt Malacca ſelbſt aus; deren Schickſale wir zuvor bereits anzeigten.

Sie hat (unter 2° 12′ Breite und 102° 10′ Länge von Greenwich) eine ſehr angenehme Lage*). Die Feſtung, welche ſeit ihres berühmten Erbauers Albuquerques Zeit noch dieſelbe geblieben iſt, beſteht nur aus einem, am Meere befeſtigten Hügel, an der andern Seite fließt der kleine Fluß Malacca. Die ledige Seite des Hügels iſt mit Kokos und Piſang beſetzt. Die Luft iſt, dem la Croix zufolge, hier ſehr geſund; man kennt keine weitere Krankheiten als ſolche, die der übermäßige Genuß der herrlichen Früchte erzeugt; nur das Waſſer iſt, wegen des zu ſehr bewaldeten Landes, nicht das beſte.

Das Fort von Malacca ſchließt alle Gebäude ein, die dem Gouverneur nöthig ſind. Im Jahre 1804 hielt es eine Garniſon von 400 Mann Sipays aus Bengalen; denn begreiflich iſt es

*) M. ſ. das Kupfer.

jeʒt in Englands Händen, und hat mithin zum drittenmale ſeinen Herrn gewechſelt.

Die Stadt, längſt der Küſte hin gebauet, hat drei Hauptſtraßen, die einander parallel laufen; die Nebenſtraßen, welche dieſe durchkreuzen, ſind nur voll ſchlechter Hütten. Hierin wohnen Malayen, Mauren, Malabaren, Chineſen, Portugieſen und von ihnen entſprungene Mulatten. Die Holländer und jeʒt Engländer, wohnen in den Hauptſtraßen.

Die Chineſen ſind auch hier die erſten Handelsleute. Die ganze Bevölkerung betrug doch nur etwa 12000 Menſchen. Hierunter waren 6000 Malayen; gegen 700 Malabaren; 5000 Chineſen; 250 Mulatten und 70 Kompagnie-Bediente.

Der Handel von Malacca iſt auch jeʒt noch nicht unbedeutend. Die Ausfuhr beſteht hauptſächlich aus Goldſand, Elfenbein, Kampfer, mehrere feine und wohlriechende Holzarten, auch treffliche Maſten, die wahrſcheinlich von einem ſehr hohen Baume, vielleicht einem Nadelholz, herrühren, das beim Forreſt Puhn (Poon) genannt wird; vorzüglich aber aus Zinn. Drei Millionen und 750000 Pfund gingen von leʒterm ſonſt allein nach China, und $\frac{1}{2}$ Million nach Europa. Dieſer Zinnhandel mag indeß jeʒt eine bedeutende Veränderung erhalten haben, da die Engländer, wie wir bereits bei China Gelegenheit gehabt haben zu erwähnen, dort ihr Zinn ſtatt des Malacciſchen, welches Holland ſonſt nach China brachte, verhandeln.

Digitized by Google

Dagegen führt man ein: Opium, chineſiſche und japaniſche lackirte Waaren und Porcellan, Arrak und Zucker. Letztern könnten die hieſigen Gegenden unſtreitig ſelbſt in großer Quantität erzeugen, allein der Widerwille gegen allen Anbau giebt den Holländern, und jetzt den Engländern die beſte Gelegenheit eine große Menge Zucker, welchen erſtere auf Java, und letztere in Bengalen bauen, auf einem weit kürzern Wege als nach Europa an den Mann zu bringen. Vormals war der Zoll von den Holländern an die Chineſen verpachtet; vielleicht hat auch dieß durch die Beſitznahme der Engländer eine Aenderung erlitten; es ergab ſich übrigens auch hieraus, wie jene Nation überall das fleißige, erwerbſame Volk bleibt, ſey's in oder außer dem Vaterlande.

Alle hier befindliche Nationen haben darin ihre Gotteshäuſer; doch iſt anjetzt nur die einzige portugieſiſche Kirche außerhalb der Stadt; die dazu gehörende Geiſtlichkeit beſteht in einem Franziskaner, der von dem Biſchof von Timor abhängt, welcher eine beträchtliche Anzahl Catholiken hier auf den Inſeln unter ſich hat. Uebrigens befindet ſich dieſe Kirche jetzt in einem traurigen Zuſtande, da vormals die Kirchen der Portugieſen ſo reich dotirt waren.

Von den übrigen Städten der Halbinſel gedenken wir nur noch Queda und Pera.

Queda liegt unter 6° 10′ ebenfalls an der Weſtküſte der Landzunge gegen 50 engliſche Meilen landeinwärts, ſtand ſelbſt noch zu Forreſts

Zeiten unter ſeinem eigenen Landesherrn, einem muhamedaniſchen Malayen, der auch, wie hier überall Sitte iſt, das Monopol hat. Auch die hieſigen Einwohner beſchreibt Hamilton als betrügeriſch und grauſam; dabei ohne Ackerbau, obgleich das ſchöne, flache Land ſich trefflich zum Anbau des Reißes ſchickte. Dagegen benutzen ſie das Meer und den Fluß Queda zum Handel.

Die Stadt ſelbſt beſteht aus etwa 400 Häuſern; ſie werden von Chineſen, Telingaen und Malayen bewohnt. Auch hier haben ſich die erſteren des Handels bemeiſtert.

Die Landesprodukte welche ſie ausführen, beſtehen in Zinn, Pfeffer, Dammer (eine Art Harz womit man die Schiffe kalfatert), Elephantenzähne und indiſches Rohr, Schwalbenneſter, Schildkrot, Wildhäute, Büffelhörner und Rindfleiſch.

Dagegen wurden eingeführt: grobes Porcellan, eiſerne Pfannen und viele andere chineſiſche Waaren.

Eigentlich iſt es nur eine chineſiſche Junke, welche den Handel verſieht.

Pera oder Pra, ſüdlicher an dieſer Küſte und ebenfalls an einem Fluſſe gelegen, iſt von ähnlichen Menſchen bewohnt; treibt auch faſt denſelben Handel, ſtand vormals unter dem König von Johor, der ſelbſt aber dem König von Siam zinsbar iſt.

Dieß Land rühmt Hamilton als das reichſte an Zinn. Die europäiſchen Niederlaſſungen ha-

ben wegen des trugvollen, grauſamen Charakters der Bewohner bisher nicht Fuß faſſen können.

Bevor wir zu verſchiedenen, dieſe Erdzunge umgebenden, eben ſo wichtigen als reizenden Inſeln kommen, müſſen wir einige Bemerkungen über die Einwohner des Binnenlandes der Landzunge machen, ſo wenig uns auch bis jetzt davon bekannt worden iſt.

Außer dem langen Kettengebirge, welches das ganze Land von Norden nach Süden theilt, iſt es mit undurchdringlichen Waldungen und großen Sümpfen bedeckt, und da das Gebirge viele kleine, ſchnellfließende Ströme herabſendet, und dieſe unbeſuchten Dickigte von vielen Raubthieren, wilden Elephanten und Schlangen bewohnt werden, ſo erſchwert dieß zuſammen genommen den Zugang zu dem Innern, und zu den Bergbewohnern. Dieſe nennt Hamilton Monacaboes. Sie ſind, ihm zufolge, weißer als die Malayen der Küſte, dabei noch wilder und völlig roh, ohne irgend einen Grad von Kultur. Da ſie völlig von andern Völkern abgeſondert leben, ſo ſehen ſie auch eine jede fremde Nation für ihre Feinde an. Selbſt ihre eigne Landsleute, die Malayen der Küſte, müſſen ſehr auf ihrer Huth ſeyn. Wo dieſe nur irgend einen Anbau unterhalten, oder Reiß zu pflanzen ſuchen, da zerſtören und verbrennen die Monacaboes, wo möglich, alles zur Nachtzeit. Daher ſieht man nur einzelne, kleine, gutverzäunte Gärten dichte neben der Stadt Malacca. Ja

ſie kamen eines Tages in bedeutender Menge von den Gebirgen herab, um die Stadt Malacca ſelbſt nieder zu brennen. Nur durch die Kanonen wurden ſie zurückgetrieben, und zugleich dadurch überführt, daß ihre Zaubereien, denen ſie, wie alle rohe Völker, ſehr ergeben ſind, dagegen vergeblich angewendet ſeyen.

Auch Sonnerat theilt uns von dieſen wilden Binnenländern ſonderbare Nachrichten mit. Er nennt ſie geradezu Menſchenfreſſer, die hauptſächlich auf den Bäumen leben, und von dort aus auf die darunter durch Gehenden Jagd machen, um ſie zu freſſen.

Der Handel der übrigen Malayen des Küſtenlandes mit ihnen ſoll faſt auf eben die Weiſe geführt werden, als der ſtumme Handel mit einigen Negervölkern des Innern Afrika's, da man auch, wie bei jenen, ihre Sprache nicht verſteht.

Dieſe Berg- und Waldbewohner bringen nämlich Zinn von den Gebirgen, und legen oder ſtellen es unter oder an die Bäume, dagegen legen nun die Küſtenbewohner Waaren und Früchte, wovon ſie wiſſen, daß ſie ihnen angenehm ſind, und ſo tauſchen und handeln ſie ſchweigend mit einander.

Sonderbar wäre es aber, wenn es mit der Wahrheit zuträfe, daß nämlich dieſe Waldmenſchen nur periodiſch dem andern Geſchlechte huldigten, und hiedurch den Menſchen überhaupt dem Thiere noch näher brächten.

Einigermaaßen wahrſcheinlicher könnte freilich

dieſe Sonderbarkeit ſeyn, als das was dieſer Reiſende gleich darauf von einer zweiten wilden Menſchenrace des Binnenlandes von Malacca erzählt, daß bei dieſen nämlich die Füße einwärts gedrehet ſtänden. Er iſt indeß ſelbſt billig genug hieran zu zweifeln, wenn er es gleich aus dem Munde des Commendanten der Stadt Malacca ſelbſt vernahm.

Stets bleibt es übrigens zu bedauern, daß da dieſes reiche Land ſicher mehrere treffliche Produkte, ſo wie auch uns unbekannte Völkerſchaften enthält, die Reiſe, welche der Holländer van der Putten im Jahre 1745 zur Unterſuchung deſſelben unternahm, vorzüglich den nördlich gelegenen Berg Ophir zu bereiſen, gänzlich mislungen iſt. Unterſtützt von dem damaligen Gouverneur, drang er auf dem Fluſſe Moar, der Stadt Malacca ſüdlich, mit 100 Begleitern vor, um weiterhin zu Fuße das unbekannte Binnenland zu unterſuchen, allein der Fluß ſelbſt zeigte bald Untiefen, und die meiſten ſeiner Begleiter verließen ihn.

Jetzt da die Britten, denen der Unterſuchungsgeiſt ſo eigen iſt, von dieſem Lande Herren ſind, laſſen ſich vielleicht auch von dieſer Seite beträchtliche Erweiterungen unſerer Erdkunde hoffen, denn von den 3000 Quadratmeilen, welche die ganze Erdzunge betragen ſoll, kennen wir ja nur einige wenige Theile des Küſtenlandes.

So läßt es ſich auch hoffen, daß wir wenigſtens etwas mehr Licht erhalten, über den ältern Zuſtand dieſer merkwürdigen Länder Hinter-In-

diens Denn ſchon dasjenige was wir zuvor von Cochinchina, von Cambodia und endlich von Malacca ſelbſt nur mit wenigen Worten angezeigt haben, deutet unwiderleglich auf einen ehemals weit größern Wohlſtand und höhere Kultur.

Wie kann man ſich aber dieſe eigentlich gedenken bei Völkern, welche unter dem unnatürlichſten Deſpotismus ſeufzten? Wie konnte der Handel z. B. in Malacca ſo blühend ſeyn vor der Ankunft der Portugieſen, in Ländern, wo der Monarch der Monopoliſt aller wichtigſten Produkte war? Oder trat dieß Mishandlen des Menſchen nur erſt um die Zeit der Ankunft der Europäer ein? Dieß ſcheint deßhalb gar nicht wahrſcheinlich, weil die Malayen damals ſchon eben ſo abhängig von ihren Fürſten waren, und dabei dem Koran folgten; auch iſt bekanntlich der ganze Orient nicht der Theil der Erde, woſelbſt man Regierung, Sitten und Moden plötzlich ändert. Sollte z. B. ein anſehnliches Volk in kurzer Zeit ſo ſehr herabſinken, daß es ſeinen Tyrannen ungeſtraft erlaubte, die Unterthanen niederzuſchießen, nur allein um die Güte eines Gewehrs zu probiren? Einen ſolchen Fall bezeugt nämlich der rechtliche Hamilton von dem Könige von Johore am ſüdlichſten Ende von Malacca. Als ein Chinafahrer im Jahre 1698 dort eine Ladung Pfeffer zum Handel brachte, überreichte der Kaufmann dem Könige ein Paar Piſtolen zum Geſchenk. Der Engländer mußte zuerſt ihre Güte gegen einen Pfoſten probiren,

da der König aber ſelbſt eine Erfahrung machen wollte, wie weit ſie trügen, lud er ſie von neuem, und ſchoß auf ziemliche Weite einen zufällig Vorübergehenden durch die Schulter!

Doch wir haben in der Folge beſſere Gelegenheit über den ehemaligen Zuſtand dieſer Länder etwas genauer zu ſeyn, wenn wir die Malayen auf den Sund-Inſeln, den Molucken und den Philippinen werden kennen gelernt haben. Jetzt zu einigen der merkwürdigſten Inſeln dieſer Gegenden.

Der Mergui-Archipel.

Der große Inſelhaufen, wovon uns hauptſächlich der engliſche Capitain Forreſt mehrere genauer hat kennen gelehrt, iſt in Norden, an der Weſtſeite der Landzunge von Malacca gelegen. Er hebt eigentlich mit der Inſel Tavay gegen den 13ten Grad der Breite und 98¾° Länge von Greenwich an, und erſtreckt ſich bis zu Ende der kleinen Aladine-Inſeln, nimmt mithin gegen vier Breiten-Grade ein. Es ſcheint ſonderbar, warum Forreſt nur diejenigen Inſeln hauptſächlich mit dieſem Namen belegt, welche mit der Inſel Clara unter 11° 15′ anheben, da doch Mergui nördlicher liegt, und die daſelbſt die Küſte ebenfalls begleitenden Inſeln ſelbſt ſchon oberwärts Mergui in großer Menge vorhanden ſind. Er ſetzt den Abſtand derjenigen

Inſeln, welche er mit der Inſel Clara anfangen läßt, auf 15 bis 30 engliſche Meilen. Dieſe Inſel ſieht Forreſt als den Schlüſſel der von hieraus bis zu den Aladins-Inſeln gebildeten Straße an, denn dieſe hat er hauptſächlich unterſucht, und daher auch Forreſts Straße benannt. Nur allein in dieſer Abtheilung des Mergui-Archipel zeigt die Originalkarte über 80 kleine und große Inſeln. Forreſt nennt davon beſtimmt einige dreißig. Hierunter ſind dann verſchiedene von anſehnlicher Größe. So zeigt die Karte die Inſel Sullivan 30 engliſche Meilen lang und 20 breit, auch Mathews-Inſel und Dommel ſind beträchtlich.

Viele dieſer Inſeln haben Schiefer und Marmor, beſtänden alſo aus den Gebirgsarten der zweiten oder gar dritten Art. Auch fand Forreſt die Ufer des feſten Landes hin und wieder von ähnlicher Bildung. Den Profilen nach, welche er uns von mehreren derſelben gegeben hat, ſcheinen einige wie vulkaniſche Kegel dazuſtehen, indeß giebt es auch viele flache Inſeln darunter. Sie ſind großentheils gut bewaldet; mehrere mit anſehnlichem, brauchbarem Nadelholze, wie auch mit Kokos, Piſang, Bambus und andern Bäumen dieſer Gegend; auf einer will man aber auch wirkliche Olivenbäume gefunden haben, daher erhielt dieſe Inſel (unter 11° 20′ nördl. Breite) den Namen Oliveninſel.

Die Inſeln ſind unter ſich durch tiefe, fahrbare Kanäle getheilt; das Meer ſelbſt iſt ſehr fiſchreich, beſonders fand man die zuvor ange-

führten eßbaren Schleimthiere (Biche del Mare) auch ſehr ſchmackhafte Auſtern und viele eßbare Seeſchwalbenneſter.

Mehrere haben gute ſichere Ankerplätze, ſo auf Mathews-Inſel, Haſtings- und Macartneys-Buſen u. a.

Den größten Vortheil den dieſe Inſeln daher für die Schifffahrt und für den Handel darbieten, beſteht darin, daß, da man durch dieſe Straße leicht, faſt in jeder Jahrszeit aus Indien durch Umſegelung der Nordſpitze von Sumatra nach Europa ſegeln kann, da man ſonſt wegen des Nordoſtmonſoons in irgend einem Hafen verziehen muß.

Hier verdient aber noch eine andere für die Nautik wichtige Nachricht aus dieſer Gegend angezeigt zu werden. Will man von Bengalen nach Hinter-Indien gehen, ſo ſtehen nur die Straßen der Sundinſeln zwiſchen Sumatra und Java, oder die Malacca Straßen offen, wenn man anders nicht einen noch weit größern Umweg ſüdlicher nehmen wollte.

Begreiflich wäre daher der Vortheil ſehr bedeutend, wenn ſich eine Durchfahrt durch die lange Erdzunge von Malacca fände. Dieſe iſt nun zwar nirgend vorhanden, indeß belehrt uns Forreſt, es finde ſich in dieſer nach ihm genannten Straße beinahe unter dem 10ten Breiten-Grade, der kleinen Inſel Haſtings gegenüber, der Küſtenfluß der Erdzunge, Kraw genannt. Dieſer führe in ein ſchönes, an Siam gehörendes Land. Von ihm laufe, nur um 6 Stunden

entfernt, der Fluß Tomſong in entgegengeſetzter Richtung von dem Scheidegebirge zum Meerbuſen von Siam hinab, woſelbſt er ſich, der Inſel Larchin gegenüber, ins Meer ergießt. Dieß gäbe mithin nur einen Trageplatz von wenigen Stunden. Würden die Waaren um die Mündung des Kraw ausgeladen, und zu Lande bis zu dem fahrbaren Punkte des Tomſong geführt, dann wären nicht nur viele hundert Meilen erſpart, ſondern man entging zum Theil den Schwierigkeiten der Paſſatwinde, und vielen malayiſchen Seeräubern. Daß eine ſolche Abkürzung ſelbſt für Handelsunternehmungen ſowohl für mehrere Theile Hinter-Indiens, als beſonders für ſchnelle Benachrichtigungen nach China, bei einem auszubrechenden Kriege, von größter Wichtigkeit werden könnte, hievon überzeugt uns ein einziger Blick auf die Karte Aſiens.

Dieß würde wahrſcheinlich uns, oder beſonders die Britten in nähere Verbindung bringen mit dem Binnenhandel dieſer Gegenden von Hinter-Indien, wovon ebenfalls Forreſt uns Nachricht giebt. Weit oberhalb Ava, zwiſchen den Reichen Pegu und China, findet ſich nämlich ein Strich Landes, der zehn Monate im Jahre unbenutzt da liegt, und hiedurch allen Gränzſtreitigkeiten zuvorkommt. In den dort ſchönen Monaten Januar und Februar hingegen kommen hier die Kaufleute dieſer Völker zuſammen, vertauſchen ihre Waaren gegen einander, und verwandeln dieſe Wüſte in eine lange volk-

reiche Meſſe. Doch wir kehren zu dem Mergui-archipel wieder zurück.¹

Der zahlreichſte Inſelhaufen dieſes Archipels zeigt ſich den Karten nach nördlicher als die Inſel Clara, der Stadt Mergui ſelbſt gegenüber. Hier iſt die Summe der Inſeln zugleich von Oſten nach Weſten weiter verbreitet.

Die beſtimmteſten Nachrichten haben wir indeß nur von ein-Paar ſüdlichen Inſeln; ihre Beſchreibung reiche daher hin, uns von dem Werthe der übrigen einen richtigen Begriff zu geben.

Die Inſel Y'unk-Seilon, Dſjonk-Seylon auch Salanga genannt, hat dieſen Namen erhalten durch den verdorbenen Ausdruck Udſjong-Seilang, welches ſo viel ſagt, als das Vorgebirge Seilang.

Vermöge dieſes Namens beſtätigt Forreſt mit Recht die Wahrſcheinlichkeit, welche auch die Karte angiebt, daß die Inſel vormals einen Theil des feſten Landes ausgemacht habe. Denn wäre ſie ſtets eine Inſel geweſen, ſo würde ſie ſicher Pulo-Seilon, die Inſel (Pulo) Seilon benannt worden ſeyn. Der Kanal, oder vielmehr die Sandenge, die ſie von dem feſten Lande der Erdzunge trennt, iſt nur ½ engliſche Meile breit, und doppelt ſo lang, ſie iſt nur zur Fluthzeit vom Waſſer bedeckt.

Sie erſtreckt ſich von 7° 50′ bis auf 8° 27′ nördl. Breite unter 98° 40′ Länge von Greenwich, hält etwa 40 engliſche Meilen in die Länge und 15 in die Breite.

Es liegen mehrere kleine Inſeln in ihrer Nähe, und 16 Meilen nach Oſten, die anſehnliche Inſel Pulo-Paudsjang (die lange Inſel).

Yunk-Seilan bietet den Vortheil dar, ganz umher guten Ankergrund zu haben. Der treffliche Hafen Popra auf ihrer Nordſeite am feſten Lande, iſt eben durch ſie mit geſchützt, aber auch auf der Inſel ſelbſt findet ſich noch ein andrer Hafen an der Südweſtſeite. Die Schiffe legen ſich indeß auf einer guten Rheede vor Anker unter 8° 10′ Breite. Hier gegenüber findet ſich das Dorf Terva von etwa 80 Häuſern.! Hohes Gebirge hat Yunk-Seilan zwar nicht, und auch eben daher keinen großen Fluß; dagegen gewähren die anſehnlichen Hügel mehrere ſchöne Bäche; die Baien, worin ſich dieſe ergießen, ſind mit Mangelbäumen beſetzt, ſie dienen zugleich, um einen feindlichen Anfall zu erſchweren.

Die Witterung iſt hier ſehr angenehm; die Hitze nie übermäßig; der Regen hebt im Julius an, und dauert abſatzweiſe bis zum November. Hierauf folgt ſchönes Wetter mit kühlem Nordoſtwinde, der den Pflanzen ſehr zuträglich iſt.

Von Thieren enthält Yunk-Seilan, wilde Schweine, Rehe, (vielleicht Gazellen?) aber keine wilde Elephanten, wohl aber zahme, außerdem alle unſere Hausthiere, nur keine Pferde. An Geflügel iſt kein Mangel.

Das Hauptprodukt der Inſel, wodurch faſt der Handel gänzlich betrieben wird, iſt Zinn. Die Ausfuhr des Zinns betrug noch zu Forreſts

Zeiten (1784) gegen 500 Tonnen, vormals war ſie aber weit ſtärker. Die Haupturſache dieſer nachtheiligen Verminderung liegt an der Regierung ſelbſt. Dieſe, die Siamiſche, hat nämlich den auch hier gewerbſamen Chineſen das Vorrecht verpachtet, daß alles Zinn, welches die Einwohner graben, den chineſiſchen Schmelzern eingeliefert werden muß, da ſie dann für das Schmelzen 12 vom Hundert erhalten, außerdem muß der Zinngräber für ein gewiſſes Gewicht in Schlacken ein gewiſſes Gewicht in Erz liefern. Dieſe Auflagen nebſt den 25 vom Hundert, welches überdieß die Regierung von allem auszuführenden Zinn den Grubenleuten abnimmt, ſind ſo unvernünftig hart, daß die Einwohner ſtark darauf ausgehen, ſich der tyranniſchen Herrſchaft von Siam zu entziehen. Selbſt der damalige ſiamiſche Gouverneur war darauf bedacht, den Hof zu vernünftigen, mildern Maaßregeln zu beſtimmen.

Ein großer Theil des Zinns wird von den Engländern eingehandelt, das übrige geht nach Queda. Sonſt ward dafür viel Opium eingetauſcht, jetzt da dieß verboten iſt, hauptſächlich indoſtaniſche Güter, und von europäiſchen Waaren Eiſen, Stahlwaaren und breite Tücher.

Das Zinn dient hier gleichfalls ſtatt der Münze. Hiezu bedient man ſich kegelförmiger Zinnſtückchen, welche man Pühr nennt, Stücke von 3 bis zu ¼ Pfund. Man darf ſie aber nicht ohne Abgaben ausführen, hiedurch entſteht ein bedeutender Schleichhandel. Das Pekul Zinn

zu 133 Pfund gilt zwiſchen 12 bis 13 ſpaniſche Thaler. Uebrigens ſind hier auch alle ſonſtige indiſche Münzen gangbar.

Die Bewohner von Junk-Seilan ſind von ſchönem ſchlanken Wuchs; ihre Geſichtszüge ſind malayiſch, allein der Blick, (alſo wohl das Auge) chineſiſch.

Sie ſprechen und ſchreiben ſiamiſch; ſchreiben wie die Europäer von der Linken zur Rechten, und ſchreiben ohne Linien ſehr gerade. Faſt alle verſtehen malayiſch.

Ihre Religion iſt ebenfalls die ihrer Oberherrn, der Siamer, daher auch hier Talapoinen, Pagoden und Klöſter.

Sie ſind Polygamen, doch führt die erſte Frau die Haushaltung. Keine Frau darf das Land verlaſſen.

Die Geſammtanzahl der Einwohner der Inſel ſetzt Forreſt auf 12000. Dieſe ſind in mehr als 17 Ortſchaften vertheilt. Hierunter iſt Popra und Terowa wegen der Bay, Brintſching, Kaköning, Patris, Tallong und Patong aber wegen ihrer Zinngruben bemerkenswerth. Popra gehört eigentlich dem feſten Lande.

Die zweite für uns wichtige Inſel wäre dann Pulo-Pinang, d. iſt, die Betelnuß-Inſel. Sie iſt unter $5\frac{1}{2}°$ nördl. Breite und 98° 40′, öſtlich von Greenwich gelegen, den Flüſſen Prey und Qualo-Modo des feſten Landes gegenüber. Ihr Umfang beträgt zwiſchen 30 und 40 engliſche Meilen. Der Boden iſt fruchtbar, hat Ebenen und ſanfte Anhöhen. Sie hat hin-

reichendes Quellwaſſer, mehrere Bäche und ſichere Ankerplätze. Das Meer liefert die eßbaren Fiſche reichlich, größtentheils Plattfiſche (Pleuronectes), und die felſigten Küſten ſind mit den ſchmackhafteſten Auſtern beſetzt.

Dieſe Inſel iſt für uns nur erſt ſeit der Zeit merkwürdig worden, da der König von Queda, ihr vormaliger Oberherr, ſie an den Capitain Light, und dadurch an England abgetreten hat.

Capitain Light ſtand in Seedienſten der engl. oſtindiſchen Compagnie, hatte ſich lange unter den Malayen aufgehalten, ſprach das Malayiſche in Vollkommenheit, und war ſchon deßhalb dieſer Nation ſehr beliebt. Um den König von Queda hatte er aber noch ein beſonderes Verdienſt. Bei dem Ausbruch eines Aufruhrs in ſeinem Lande, ward dieſer hauptſächlich von dem engliſchen Capitain geſtillt. Dadurch ward der König ihm ſo gewogen, daß er ihm eine ſeiner Prinzeſſinnen zur Gemahlin gab, und zur Mitgabe die Inſel Pulo-Pinang.

Der Capitain Light ward nach der Weiſe der Malayen mit der Prinzeſſin verheirathet. Hiedurch haben wir zugleich eine umſtändliche Nachricht von den Ehen und Verheirathungsfeierlichkeiten der Malayen erhalten, und dieſe verdient, wegen der Sonderbarkeit der Gebräuche, als Beitrag zu den Sitten dieſes merkwürdigen, bei weitem nicht hinreichend bekannten Volks, hier unſtreitig einen Platz.

Die Malayen weichen darin von den meiſten übrigen Völkern des öſtlichen Aſiens ab, daß bei

ihren Ehen ein wirklicher Contrakt ſtatt findet, und zwar auf den Fuß einer völligen Gleichheit beider Partheien; ein Zeugnis mehr für eine ſeit langen Zeiten förmlich eingerichtete Societät. Indeß erhalten doch die Anverwandte der Braut ein beſonderes Geſchenk; bei gewöhnlichen Ehen etwa 12 Thaler an Werth.

In dem Heirathscontrakt wird ſodann feſtgeſetzt, daß jede Art von Vermögen, und jeder Gewinn oder Einnahme beiden Theilen in gleichem Maaße angehört; ebenfalls wird daher, bei einer mit beiderſeitiger Uebereinſtimmung eintretenden Eheſcheidung, die Maſſe des ganzen Vermögens, wie aber auch der etwa vorhandenen Schulden gleichförmig getheilt.

Beſteht hingegen der Mann einſeitig auf die Scheidung, ſo muß er der Frau nicht nur die Hälfte des Vermögens herausgeben, ſondern ebenfalls jene 12 Thaler zurückzahlen.

Fordert die Frau die Scheidung, dann iſt ſie der Hälfte des Vermögens verluſtig bis auf ihre Paraphernalien (Sachen zu ihrem eigenen Gebrauch und Diſpoſition); allein die 12 Thaler müſſen ihre Verwandte dem Manne auf ſein Verlangen rückzahlen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten ſind nun folgende. Die Freunde, Verwandte, Sklaven und übriges Hausgeſinde des Bräutigams und der Braut kleiden ſich auf das prächtigſte, und ſtellen, unter Abfeuerung einiger Gewehre, vor den Wohnungen von beiden viele Stangen auf, die mit Franzen von weißer und rother Baumwolle geziert ſind.

Nachmittags geht der Bräutigam aus ſeiner Wohnung zu der Braut in folgender feierlichen Prozeſſion.

Vier Männer eröffnen den Zug; ſie tragen Stangen woran Stöcke befeſtigt ſind, worauf Andere mit kleinen Stöcken trommeln. Dieſen folgen wiederum Andere, welche lange Trommeln rühren. Hierauf viele, zuweilen 60 bis 100 Männer, die da auf Stöcken ſchlagen, welche ihnen um den Hals hängen. Dann zeigen ſich zwei mit Pfauenfedern oder Pferdeſchweifen; und dieſen folgen 30 bis 40 mit Schwerdtern, Pfeilen und Schildern bewaffnet. Sie machen mehreremale auf der Straße Halt; tanzen oder führen zur Beluſtigung der Zuſchauer Gefechte auf. Hierauf kommen abermals Trommelſchläger, ſodann reichgekleidete Frauen; einige mit Blumen, andere mit Gemälden oder auch güldenen Gefäßen und Kleidungsſtücken als Geſchenke für die Braut; wiederum andere bringen Hausgeräthe.

Sodann zeigt ſich endlich der Bräutigam ſelbſt auf einem prächtig angeſchirrten Pferde, neben ihm reiten zwei ſeiner genaueſten Freunde, und eine lange Reihe von ihm zur Hochzeit geladener Gäſte. Sind ſie beim Hauſe der Braut angelangt, dann ſtellen ſich alle Trommelſchläger um den Bräutigam, und die Männer, die die Waffen tragen, bilden einen Gang für die Weiber mit dem Hausrathe. Sobald hierauf der Bräutigam abgeſtiegen iſt, tritt die Braut mit einem Gefäß voll Waſſer hervor; ſie kniet nie-

Digitized by Google

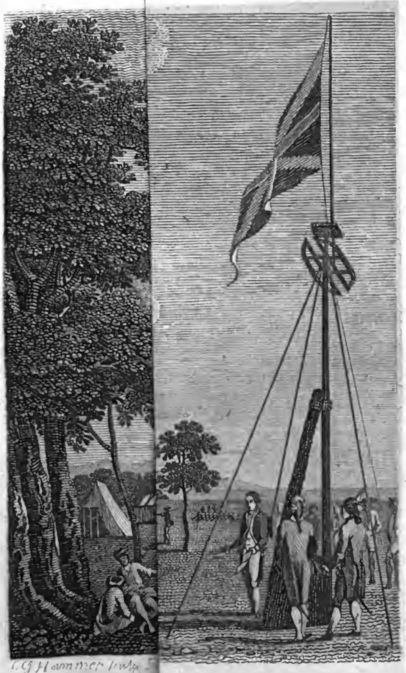
der und wäſcht dem Bräutigam die Füße, faßt ihn dann bei der Hand, und führt ihn in ihre Wohnung; hier bleiben ſie eine Zeitlang bei einander. Nun kommt er mit ihr an der Hand aus dem Hauſe, und führt ſie, begleitet von dem ganzen Zuge in voriger Ordnung nach ſeiner eigenen Wohnung. Er tritt zuerſt hinein, alle Gäſte folgen ihm, und feiern dort drei Tage hindurch die Hochzeit.

Der Capitain Light trat nun bald nach ſeiner Heirath die Inſel als ſeine Mitgabe dem Könige von England ab. Dieß geſchah am 11ten Aug. 1786, am Geburtstage des Prinzen von Wallis, mit mehreren Feierlichkeiten, wobei ſich 100 Sipays aus Bengalen unter dem Commando des Lieut. Gray befanden*). Die Inſel erhielt den neuen Namen: Prinz Wallis Inſel.

Der Capitain wußte bald einige Tauſend Menſchen, Malayen, Chineſen, Mauren und Andere herüber zu bringen, und hinreichende Lebensmittel aller Art. Die Niederlaſſung hatte guten Fortgang. Im Jahre 1790 koſtete ein Stier nur 8 bis 10 Thaler. Die Malayen ſiedelten ſich hier gerne an, und es ſoll dem Könige dieſe Abtretung bereits ſo ſehr gereuet ſeyn, daß man vermuthet, der kurz zuvor von den Seeräubern aus Mindanao auf die Inſel gemachte Angriff ſey auf ſein Anſtiften geſchehen.

---

*) M. ſ. das Kupfer.



C. G. Hammer sculp.

Bey Pulo Pinang.

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

So mag dieſe vormals öde Inſel, ſelbſt wenn ſie auch kein Zinn und andere Mineralien, wie man doch glaubt, enthält, wegen der Güte des Bodens, vorzüglich aber wegen der Nähe der großen Etabliſſements der Engländer, und wegen des Schutzes den ihre Schiffe hier in jeder Jahreszeit genießen, eine wichtige Station in dieſem Ocean bilden.

Die Andaman- und Nicobar-Inſeln.

Rückt man gegen 4 Längen-Grade in den großen Meerbuſen von Bengalen weiter nach Weſten hin, ſo zeigen ſich zwei Inſelgruppen von größerer Bedeutung.

Die erſte, die der Andaman-Inſeln, verdient nicht nur wegen ihrer höhern Lage nach Norden, ſondern auch wegen der Größe der Inſeln ſelbſt den erſten Platz. Zuvor aber folgende allgemeine Anſicht.

Die genaue Anſicht dieſes Meerbuſens mit einer guten Karte in der Hand, zeigt, von dem Siamiſchen oder Birmanſchen Vorgebirge Negrais aus, ein durch eine lange Inſelkette geformtes langes Becken, das bis zu der großen Sund-Inſel Sumatra hinabgeht.

Ganz nahe am Cap Negrais iſt nämlich die Inſel Diamond, hierauf die Inſel Preparis, ſodann die Cocos, hierauf die Andaman-Inſeln, und weiter in Süden Carnicobar, ſchon zu den folgenden Nicobar-Inſeln gezählt, nach dieſen Pulo-Rondo, der dann Pulo-Way und Braſ-

Digitized by Google

ſen folgt, und ſo die ganze Inſelkette an Sumatra anſchließt.

Das Ganze wäre mithin nur die in Norden ſtets weiter auseinanderlaufende Straße von Malacca; ein ſehr großes Meerbecken, das aber in ſeinem Innern beſonders gegen Norden hin, faſt ganz ohne Inſeln geblieben iſt, bis auf das wüſte Eiland (Barren Isl.), und nördlicher die hohe Felſeninſel Narcondam, dem Hafen Cornwallis auf Andaman gegenüber.

Mehrere Theile oder Inſeln von dieſer Reihe, beſonders wohl die Andaman- und Nicobar-Inſeln ſollen indeß bereits dem Ptolomäus bekannt, und von ihm unter dem Namen der Inſeln des Guten Glücks bezeichnet worden ſeyn.

Genauere Beſtimmungen von ihnen und ihren ſonderbaren Bewohnern verdanken wir aber zuerſt ein Paar Arabern vom neunten Jahrhundert, deren Anzeigen Renaudot überſetzt geliefert hat, ferner den Franzoſen und hierauf den Britten.

Die Andaman-Inſeln werden gewöhnlich in die große und kleine dieſes Namens getheilt. Indeß wird es ſich gleich zeigen, daß dieſe Eintheilung eigentlich nicht hinreichend iſt.

Die ganze Inſelgruppe erſtreckt ſich von 10° 32′ nördl. Breite bis 14° 3′, größtentheils unter 93° öſtl. Länge von Greenwich; doch liegt der ſüdliche Theil, und beſonders die kleine Andaman-Inſel gegen ½ Grad weſtlicher.

Die große, nördlichſte Andaman-Inſel läuft bis gegen 11½ Grad der Breite hinab. Die

kleine Inſel dieſes Namens ſindet ſich durch meh-
rere Inſelchen von jener abgeſondert, und liegt
unter 10° 30′ nördl. Breite.

Aber jene große Andaman-Inſel iſt ſelbſt wiederum in mehrere Theile, oder wenn man will, Inſeln zerſchnitten. Dieſe Entdeckung verdankt man einem Zufall, da im Jahre 1791 ein Boot, welches von einem engliſchen Frachtſchiffe ausgeſandt ward, um einen dortigen Hafen zu unterſuchen, Abends von einer Strömung unweit der Inſel in einen engen Kanal hineingeriſſen wurde, der die Inſel in zwei Theile theilt, ſie liegen indeß ſo enge neben einander, daß nur ein kleines Boot zwiſchen ſie durchfahren kann. Dieſes Boot ward hierauf in das bengaliſche Meer fortgetrieben, und die wenige Mannſchaft wäre unſtreitig gänzlich vom Hunger aufgerieben worden, wenn nicht ein glücklicher Zufall ſie, nach einer Fahrt von 18 Tagen, einem franzöſiſchen Fahrzeuge zugeführt hätte. Wirklich war die Noth dieſer Unglücklichen ſo hoch geſtiegen, daß von den 7 Matroſen bereits drei nach einander den übrigen hatten zur Nahrung dienen müſſen. Man fand nur noch vier ausgemergelte Menſchen, wahre Gerippe! Die Franzoſen retteten ſie durch die beſte Unterſtützung vom Tode.

Aber nicht bloß dieſen Durchgang zeigen die neuen engliſchen Karten, ſondern ſogar einen zweiten noch weiter in Süden, ſo daß dann dieſe lange Inſel aus drei dicht nebeneinander gedräng-

Digitized by Google

ten, wahrſcheinlich vom Meere getheilten, Stücken zuſammengeſetzt iſt.

Schon im Jahre 1765 ſuchte Herr Chevalier, ein ſehr richtig ſehender Mann, Gouverneur von Chandernagor, nicht nur die franzöſiſche Regierung auf die Wichtigkeit des Beſitzes dieſer Inſeln aufmerkſam zu machen, ſondern ſie auch zu der Beſitznahme zu beſtimmen. Er unternahm auch deßhalb eine eigene Unterſuchungsreiſe zu den Andaman-Inſeln. Er ſtellte ſeiner Regierung ſehr bündig vor, daß bei der furchtbaren Vergrößerung des Länderbeſitzes Englands in Oſtindien es um die Sicherheit von Pondichery äußerſt mislich ſtehe. Man müſſe daher die Andamans-Inſeln, da ſie in einer geringen Diſtanz von Pondichery gelegen, gute Häfen beſitzen, dabei fruchtbar ſeyen, und treffliches Schiffsbauholz liefern, und durch ihre Lage gleichſam die Schlüſſel von Bengalen wären, zum Schutz der franzöſiſchen Niederlaſſungen Indiens und des franzöſiſchen Handels in Beſitz nehmen. Auch ſey keine Zeit zu verlieren. Man werde bald ſehen, daß die Engländer, auf alles aufmerkſam, wodurch ihre Macht in Oſtindien geſichert werde, ſich dieſer Inſeln bemächtigen würden.

Dieſer brave, warnende Patriot ward, wie dieß bei den Großen nur zu oft der Fall iſt, nicht gehört. Was er vorher ſah, geſchah; die Engländer ließen ſich im Jahre 1791 an der Südſpitze der großen Inſel nieder, legten aber drei Jahre nachher, auf Anrathen des Lord Cornwallis ihre Colonie nach Norden, an einem

guten Hafen, der noch jetzt den Namen Cornwallis trägt. Hiedurch erhielten ſie für ihre Kriegsſchiffe beim herrſchenden Nordoſtwinde, einen ſichern Hafen, und für die Verbrecher von Bengalen errichteten ſie einen Verbannungsort und Kolonie, der dem von Botany-Bay ähnlich. Dieſe Kolonie belief ſich im Jahre 1795 auf 700 Köpfe. Hierunter war die Compagnie der Sipays mit begriffen, welche zur Bewachung der Verbrecher diente. Die Lage jenes Hafens und der kleinen Inſel Chatham iſt ſehr mahleriſch. Man ſieht ein großes Waſſerbecken voll kleiner Inſelchen, das von allen Seiten vom Lande eingeſchloſſen iſt, und von hohen Gebirgen umgeben, die mit undurchdringlichen Wäldern beſchattet werden.

Die Kolonie ſelbſt iſt an dem Abhange eines Hügels, unweit des Meeres angelegt, und die Wohnungen ſind feſt und bequem erbauet. Begreiflich hatten die erſten Koloniſten viele Schwierigkeiten zu überwältigen, Wälder umzuhauen, Land urbar zu machen u. dergl. Hauptſächlich war aber die Atmoſphäre ſelbſt zu bekämpfen. Die anhaltenden Regen des Südweſtwindes, faſt von 8 Monaten, gaben nach dort angeſtellten Beobachtungen auf 98 Zoll Waſſer. Nur die Nordoſtwinde bringen dagegen dauernd gutes Wetter.

Von Baumarten beſitzt die Inſel den Pagodenbaum (Ficus religioſa), den Mandel- und einen Oelbaum. Man ſoll auch gutes Terpentinöl daraus ziehen, wenn man den Stamm des

Baums aushöhlt, und inwendig Feuer anlegt, nachdem man zuvor tiefe Einſchnitte in die Rinde des Baums gemacht hat.

Ferner wächſt hier der zum Krumm= (Schiffs) Holz ſehr nützliche Penalgre=Baum (?) und der Eiſenbaum, der ſelbſt der Art Trotz bietet; das Rothholz, es giebt Meublen von eben ſo großer Schönheit, als die von Mahagonyholz. Höchſt wahrſcheinlich wächſt hier ebenfalls der Tihkbaum, und vielleicht jenes zu Maſten benutzbare Nadelholz, welches Forreſt Puhn nannte. Viele Bäume ſind indeß noch unbekannt, da das Innere, ſo viel wir wiſſen, noch undurchdrungen geblieben iſt.

Von vierfüßigen Thieren fanden ſich hier dem Coolebrock zufolge, Affen; das Ichneumon; ferner Schweine und Ratten; die Engländer haben unſtreitig unſer übriges Hausvieh herübergebracht.

Von den Vögeln zeigen ſich Tauben, Papagayen und indiſche Krähen, da ſie aber ſcheu ſind, ſo läßt ſich vermuthen, daß ſie von den Einwohnern gejagt werden. Auch finden ſich zuweilen Falken; von Waſſervögeln aber der Taucherkönig (?) eine Art Brachvögel, und die kleine Mewe. In den Felſenklüften niſtet die berühmte Schwalbe, deren Neſt eßbar iſt.

An Fiſchen iſt großer Reichthum, nur während der ſtürmiſchen Jahrszeit iſt ihr Fang beſchwerlich. Die vorzüglichſten darunter ſind: die graue Barbe, der Kabeljau, die Glattroche, die Meerſole (Pleuronect.). Die Küſte liefert

Digitized by Google

Auſtern, ſchöne Meermuſcheln und Stachel-ſchnecken, Seeſtauden, Corallen; und ein engli-ſcher Seekapitain hatte ſchon damals eine vor-zügliche Sammlung davon gemacht.

Auch den Iguon (Lacerta Igu.) trifft man hier nebſt verſchiedenen Schlangen und Skorpionen; ihr Biß iſt indeß nicht ſehr gefährlich, ſobald man Eau de Luce oder Opium dagegen gebraucht.

Die Bewohner dieſer Inſelgruppe ſind es aber vornämlich, welche ſeit langer Zeit ein Gegen-ſtand der Aufmerkſamkeit des Anthropologen wa-ren. Sie waren als ein ſonderbar geſtaltetes Volk bekannt, und man nannte ſie nie ohne Entſetzen; man ſahe in ihnen ſtets vorzugs-weiſe Menſchenfreſſer; und wußte es ſich auf keine Weiſe zu erklären, wie gerade hier, un-weit Bengalens und Siams, alſo in der Nähe geſitteter, wenn gleich aſiatiſcher Staaten, ein Volk unter dem ſchönſten Himmel, umgeben vom fiſchreichen Oceane, auf einer nicht un-fruchtbaren Inſel, ſo gänzlich von jenen Nach-baren ſowohl an Geſtalt als Sitten abweichen ſollte.

Was man von dieſem ſonderbaren Völkgen jetzt nun näher weiß, beſteht in folgendem.

Die Bewohner der Andaman-Inſeln erreichen ſelten eine Größe von fünf Fuß. Ihre Glied-maaßen ſind unverhältnißmäßig dünn. Ihr Un-terleib ragt hervor, dabei haben ſie hohe Schul-tern und große Köpfe; was aber in dieſem Theile der Erde noch ſeltſamer ſcheint, ſie ſind ein wirk-liches Neger-Volk, mit wolligtem Haar,

Digitized by Google

platten Naſen und aufgeworfenen Lippen. Ihre Augen ſind klein und roth; die Haut von tiefer rußartiger Schwärze, und es verdient, ſagt Symes, daher mit Recht einer Unterſuchung, woher dieſes, allen Nachbarn des feſten Landes, ja ſogar den ſehr nahe gelegenen Nicobar-Inſulanern ſo durchaus unähnliche Volk ſeinen Urſprung mag genommen haben. Einige vermuthen, ein portugieſiſches Sklavenſchiff ſey, aus Moſambique kommend, hieher getrieben, und habe dieſe Inſeln mit Negern bevölkert.

Ueberſieht man den großen Ocean genauer, ſo wird es ſich zeigen, daß die Negerrace nicht auf ſo wenige Theile Aſiens beſchränkt iſt, als gewöhnlich geglaubt wird; ja ich werde bald Gelegenheit haben, dieſe Zweifel und Zwiſtigkeiten über das Vorhanden ſeyn dieſer Neger, wie ich hoffe, hinreichend zu heben *).

Dieſe Neger gehen völlig nackend, ſelbſt das andere Geſchlecht bezeigt hierin keine Schamhaftigkeit.

Die Engländer hatten durch ein Gericht Fiſche, zwei junge Mädchen an Bord eines im Hafen gelegenen Schiffes gelockt. Da man ſie mit vieler Milde behandelte, ſo ließen ſie bald alle Furcht fahren, indeß wachten ſie mit größter Sorgfalt für ihre Unſchuld. Man hatte ihnen ein eigenes Zimmerchen im Schiffe zum Schlafen angewieſen; dem ungeachtet blieb die eine ſtets

*) M. ſ. Auſtralien, 2r Band.

Digitized by Google

wach. Sie ließen ſich zwar bekleiden, allein bei der erſten Gelegenheit warfen ſie die Kleider, als eine unnütze Bürde, wieder von ſich. Sobald ihr erſter Schrecken vorüber war, wurden ſie zutraulich und munter, ſchwatzten mit Freimüthigkeit fort, und fühlten ein unausſprechliches Vergnügen, ihre eigene Geſtalt im Spiegel zu ſehen. Sie ſangen gerne, bald in einem traurigen, bald in einem lebhaften Tone. Oftmals tanzten ſie mit großer Behendigkeit auf dem Verdeck, und ſchlugen dabei mit ihren Hacken an den Hintertheil des Körpers.

Ihr Geſang beſtand in einer wilden Melodie, und ihre Geberden waren während deſſelben voller Leidenſchaft.

Die Sprache verräth nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit irgend einer Mundart Indiens; dieß zeigen wenigſtens die 41 Wörter, welche der Engländer Colebrock mitgetheilt hat. Die Erde heißt bei ihnen Totongnandſchih.

Weder Wein noch irgend ein anderes geiſtiges Getränke wollten jene Mädchen genießen. Nur Reiß, Zucker und Fiſche waren ihnen angenehm. Man hatte ſie in einem verhungerten Zuſtande gefangen, und ſie betrugen ſich anfangs ruhig; ſo bald ſie ſich aber durch gute Nahrung erholt hatten, ward ihnen die Beſchränkung auf dem Schiffe läſtig. Als daher einſt um Mitternacht alles bis auf den Wächter im Schiffe ſchlief, ſchlichen ſie leiſe durch das Zimmer des Capitains, ſprangen zu den Fenſtern des Hintertheils hinaus, und ſchwammen nach einem Eilande,

welches eine halbe engliſche Meile vom Schiffe entfernt lag. Der Verſuch, ſie mit Güte wieder herbei zu locken, gelang nicht, und auf der Inſel ſie aufzuſuchen, wäre ebenfalls nicht leicht ausführbar geweſen.

Die Wohnungen der Adamaner ſind äußerſt ſchlecht und einfach. Vier Stangen, welche in die Erde geſtoßen ſind, werden oben zuſammen gebunden, und durch andere, in die Queer gelegte, befeſtigt. Auf einer Seite iſt eine Oeffnung gelaſſen, genau ſo groß, daß ein Menſch hineingehen kann. Das Bette iſt blos ein Lager von Baumblättern.

Sie werden ſtark vom Ungeziefer geplagt, daher übertünchen ſie jeden Morgen den Körper mit Schlamm, der an der Sonne gedürrt, einen undurchdringlichen Panzer bildet, zugleich bemahlen ſie ihren wolligten Kopf mit Ocker; ſo geputzt iſt ihr Anſehn ſcheußlich.

Ihre Waffen beſtehn aus Bogen und Pfeil. Der fünf Fuß lange Bogen iſt, ſo wie die Pfeile, von Rohr; die Saite von Bambusſtreifen oder Baumfaſern. Die Pfeile ſind entweder nur zugeſpitzt, oder mit ſcharfen Fiſchknochen verſehen. Ueberdieß führen ſie ein Speer von ſchwerem, ſcharfgeſpitztem Holze, und einen Schild von Baumrinde.

Mit dieſen Speeren gehen ſie gleichfalls auf den Fiſchfang aus, und ſie ſollen die Fiſche in den fiſchreichen Buchten ſehr geſchickt zu ſchießen verſtehen. Jedoch haben ſie auch Netze für kleinere Fiſche, welche aus den Fibern der Baum-

rinden gemacht ſind, und Körbe von Weiden geflochten, um ſie darin fortzutragen. Sie eſſen die Fiſche auf Kohlen geröſtet.

Ihre Kähne beſtehen in einem ausgehöhlten Baumſtamm, und ihre Flößen aus Bambusrohr, die ſie mit Rudern lenken.

Haben ſie das Glück, eins von den wenigen Schweinen zu tödten, welche ſich am Rande der Waldungen auf ihren Inſeln zeigen, ſo heben ſie die Hirnſchaale und die Zähne ſorgfältig auf, um ihre Hütten damit zu zieren. Sie eſſen übrigens auch begierig Eidechſen, Ratten und Schlangen.

Aus dem Pflanzenreiche ziehen ſie wenig Nutzen. Nur die Früchte der Manglebäume ſcheinen bei ihnen am meiſten im Gebrauch; man fand ſie in denen von ihnen verlaſſenen Wohnungen in Waſſer eingeweicht. Die Kokosnüſſe liebten ſie ſehr, wenn ſie deren habhaft werden konnten, denn auf dieſer Inſel wuchs die Kokospalme bis jezt nicht. Da es ihnen an feuerfeſtem Geſchirr fehlt, ſo muß ihnen die Benutzung vieler Pflanzen entgehen. Chevalier behauptet indeß, er habe bei ſeiner Fahrt um die Weſtküſte der großen Inſel guten Anbau geſehen. Indeß bezeugen die dort angeſiedelten Engländer, daß der Hunger oftmals bei dieſen Negern herrſche.

Ihre Religion beſteht in Anbetung der beiden großen Lichter der Erde, der Sonne und des Mondes. Die erſte halten ſie indeß höher; auch verehren ſie Wald- und Waſſergeiſter, jedoch

als untergeordnete Weſen. Die Gewitter ſchreiben ſie einem böſen Geiſte zu. Wenn die ſüdweſtlichen Paſſatwinde ſtürmen, ſo ſuchen ſie durch wilde Chöre, die ganze Verſammlungen von ihnen abſingen, ſie zu beſänftigen. Ob ſie ein höchſtes Weſen und einen Zuſtand nach dem Tode annehmen, hat man bis jezt noch nicht ausfindig gemacht.

Das, wodurch aber die Andamaner noch merkwürdiger ſind, iſt der Ruf in welchem ſie ſeit langer Zeit ſtanden, Menſchenfreſſer zu ſeyn. Beſtimmte Angaben für dieſe ſcheußliche Gewohnheit ſind indeß wohl nicht vorhanden; auch ſieht man nicht, wie man dieſe Sitte bei einem Volke könnte beobachtet haben, das ſich bisher allen Fremden ſo ſehr entzog, daß es nicht einmal einem Boote erlaubte, an ſeinen Küſten zu landen. Als der Capitain Monneron während des Kriegs der Engländer mit Kaſham-Aly-Kan von Bombay aus mit Hülfstruppen nach Bengalen geſandt ward, und ſich in dieſen Gegenden in Waſſersnoth befand, glaubte er ſich auf Andaman damit verſehen zu können. Er ſandte zu dem Ende ein Boot ans Land; allein die Mannſchaft wurde ſogleich ohne die mindeſte Veranlaſſung von ihrer Seite, mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen dergeſtalt begrüßt, daß ſie nicht zu landen wagen durfte, einer wurde getödtet, und mehrere verwundet. Freilich war dieß vor der Beſitznahme der Inſel durch die Engländer.

Digitized by Google

Indeß zeigen ſie ſich noch eben ſo wild, beſonders ſobald ſie gereizt werden.

Einige Fiſcher der neuen engliſchen Kolonie lockten eine Frauensperſon durch Eßwaaren an ſich; da ſie ihr Gewalt anthun wollten, brach auf ihr Geſchrei eine große Anzahl Neger aus den Waldungen hervor, und ſchlugen zwei dieſer Fiſcher ſofort zu Boden. Man fand nachmals ihre Körper auf eine grauſame Weiſe verſtümmelt, durchſtochen, und die Gebeine ſelbſt zerſchmettert; allein das Fleiſch war nicht abgelöſet, auch kein einzig Glied abgenommen. Dießmal waren mithin die Andamaner keine Menſchenfreſſer. Indeß geben ihnen ihre nächſten Nachbarn, die Bewohner der gleich folgenden Nicobar-Inſeln dennoch dieſe Gewohnheit ſchuld; wenigſtens ſind ſie bösartig, denn ſie überfielen dieſe ungereizt, und tödteten mehrere derſelben.

Uebrigens wäre es nicht unmöglich, daß die große Dürftigkeit, worin ſie wegen Mangel des Anbaues leben, ſie zu einer ſo widernatürlichen Sitte herabgebracht hätte, da wir wiſſen, daß mehrere Völker des Südmeers, ſelbſt ſolche, denen es weit weniger an Lebensmitteln gebricht, ſich der Anthropophagie ſchuldig machen. Auch mag das ſcheußliche und dürftige Aeußere der Andamanen zu der Vermuthung beigetragen haben, daß bereits ſeit dem neunten Jahrhunderte dieſe rohen Neger ſo böſer Nachrede ausgeſetzt geweſen ſind.

Wahrſcheinlich verdanken ſie es ebenfalls ihrer Unkultur, daß ihre Volkszahl unter dieſem ſchö-

nen Himmel und fruchtbaren Boden ſo geringe iſt. Der Capitain Stedhoe ſchätzt ſie überhaupt nur auf 2500 Menſchen. Dieſe ziehen dann in kleinen Horden längſt den Küſten umher, nähren ſich kümmerlich, und fliehen jeden andern Menſchen aufs äußerſte. Dieſer Abſcheu, und die Furcht gegen Fremde iſt ſo groß, daß wenn die Engländer ſich nur ihren Hütten näherten, ſelbſt um ihnen einige Nahrung zu bringen, ſie ſofort aus den Hütten entflohen, ja ſie gänzlich verließen. Da die ſtürmiſche Jahrszeit ihnen die Fiſcherei äußerſt erſchwert, ſo begreift man leicht ihr trauriges verhungertes Anſehn. Sie ſcheinen auch in dieſer Rückſicht mit den Neuholländern übereinzukommen. Das Beiſpiel der neuen Anſiedler mag vielleicht für ſie von den glücklichſten Folgen ſeyn.

Im Ganzen haben dieſe Inſulaner, ſowohl nach hrem Aeußern als nach ihren Sitten, ſehr viel Aehnlichkeit mit den Neuholländern, oder wenn man will, Diemensländern. Ein Hauptunterſchied wären etwa die kleinen rothen Augen der Andamanen.

Die Nicobar-Inſeln ſind in gerader Richtung, ſüdlich unter den Andaman-Inſeln gelegen; und es iſt merkwürdig genug, daſſ dieſe, obgleich von einer verſchiedenen Menſchenvarietät bewohnt, dennoch ebenfalls ſeit langer Zeit wegen einer Seltſamkeit berühmt ſind.

Rechnet man die Inſel Car-Nicobar mit dazu, und dieß läßt ſich allerdings annehmen, dann fangen dieſe Inſeln bereits über dem 9ten Grade

der Breite an, und gehen bis zum 7ten Grade nach Süden hinab.

Carnicobar liegt unter dem 9ten Grade der Breite, und 93° 20′ Länge von Greenwich, von den übrigen Inſeln ſind die größern Camorta, Noncowery und groß Sambelong; Dampier legt Nicobar, wo er ſelbſt landete, unter 7° 30′ der Breite. Die ganze Erſtreckung betrüge mithin von Norden nach Süden etwa zwei Grad. Der Länge nach ziehen ſie ſich etwa von Weſten nach Oſten.

Dieſe Inſelgruppe iſt beſonders durch zwei hinreichend berühmte Kanäle getheilt; den Sombrero-Kanal, zwiſchen der Inſel Katihall und der Inſel klein Sambelong; der zweite, der Georgs-Kanal, theilt die beiden Nicobar- oder Sambelong-Inſeln ſelbſt. Uebrigens iſt im Norden der Meeresarm zwiſchen Carnicobar und den eigentlichen Nicobar-Inſeln noch beträchtlicher.

Dampier, welcher in einer Bay der Nordweſtſeite, von dem eigentlichen Nicobar oder groß Sambelong landete, beſchreibt die Küſten als felſigt, das übrige Land als flach und eben, das ſchwarze, tiefe Erdreich als gut bewäſſert, und mit großen nutzbaren Bäumen beſchattet. Beſonders erhöhen die Kokospalmen die Schönheit der Inſel, welche überall die Bayen gruppenweiſe umgeben. Hinter dieſen ſieht man eine andere Art Bäume, von der Größe unſerer Aepfelbäume; die Rinde iſt ſchwärzlich, die Blätter ſind ziemlich groß. Der Beſchreibung

der Frucht nach zu urtheilen, ſcheint dieß höchſtwahrſcheinlich eine Art des Brodfruchtbaums (Artocarpus) zu ſeyn. Auch ſagt Dampier, ſie komme mit jener Frucht überein, er habe indeß dieſen Baum nirgendwo ſonſt geſehen, und er wachſe hier wild; die Einwohner nannten den Baum Melori. Die Frucht, welche, wie die Brodfrucht die Größe eines Kinderkopfes hat, inwendig mit vielen langen Faſern, wird in ſehr großen irdenen Töpfen in Waſſer gekocht, ſodann geſchält, das Fleiſch von den Faſern mit einem eigenen hölzernen Meſſer abgeſondert. Hieraus bilden die Einwohner große Kuchen, in Form holländiſcher Käſe, und bewahren ſie auf. Dieſe Maſſe iſt gelb und von gutem Geſchmack. Dieß iſt ihre hauptſächlichſte Nahrung, da ſie weder Yams noch Pataten oder Piſang beſitzen.

Auf einigen andern dieſer Nicobar-Inſeln, beſonders auf Carnicobar, finden ſich indeß ſowohl Piſang oder Bananen, als auch Papajen, Arecapalmen, Ananas, Ignamen und eine eßbare Wurzel Cachou genannt, überhaupt ſieht man hier die meiſten der herrlichen Früchte der heißen Zone. Auch trifft man auf letzterer Inſel ſehr ſchätzbare Arten von feſten Hölzern zum Schiffbau.

Carnicobar, und dieſe kennen wir jetzt durch die neueren Berichte der Engländer, iſt eine runde, niedrige Inſel von moraſtigem Boden.

Auf der großen Inſel Comorte ſoll es doch Tieger geben. Sonſt leben hier von vierfüßigen Thieren nur Schweine, Hunde, große Ratten;

die erſtern ſagt Hamilton ſind nicht von gewöhnlicher Art, vielleicht die Siamiſche Race, ſie werden mit Kokosnüſſen, Mandeln (?) und Seewaſſer gemäſtet. Dampier fand die Schweine auf der Inſel Nicobar klein. Eben dieſe Nahrung bekommen auch die Hunde und Hühner.

Eine große Eidechſe, von den Inſulanern Tolonqui genannt, (vielleicht ein Leguan?) ſtellt ſehr begierig den Hühnern und Vögeln nach.

Schlangen von mehreren Arten, worunter verſchiedene ſehr gefährlich ſind, kommen häufig vor. Ebenfalls der giftige Tauſendfuß. Hamilton ſahe die Heilung eines Biſſes dieſes Inſekts an den Zähen eines Mädchens. Einer der Inſulaner nahm den langen Unterkinnbacken eines kleinen Fiſches der mit zwei Reihen Zähnen beſetzt war, und trieb dieſe drei bis viermal, vermittelſt eines Hammers in den durch den Biß des Inſekts angeſchwollenen Zähen ſo tief hinein, daß dieſer ſtark blutete. Hierauf verband er den Zähen mit gewiſſen Blättern, und das Mädchen lief am folgenden Tage völlig geheilt, wieder umher.

Das Meer iſt fiſchreich, und die Nicobaren verſtehen es, ſelbſt kleine Fiſche mit Lanzen zu ſchießen.

Die Bewohner ſowohl von Nicobar oder Sambelong, als auch die von Carnicobar ſind gut gebauet. Die der erſtern Inſel beſchreibt aber Dampier als große Menſchen, dahin-

Digitized by Google

gegen Hamilton*) die von Carnicobar klein nennt. Beide haben aber langes, ſchwarzes Haar, darin ſcheinen ſie indeß ſehr verſchieden zu ſeyn, daß Dampier die von Nicobar für ſchön erklärt. Ihre Phyſiognomie, ſagt dieſer ausgezeichnete, wahrheitsliebende Nautiker, iſt durchaus ſymmetriſch; das Geſicht iſt länglicht, und die Naſe klein. Das ſchöne Geſchlecht hat ſich die Haare der Augenwimpern ausgeriſſen, denn den Männern fehlen ſie nicht.

Dagegen beſchreibt Hamilton die Einwohner von Carnicobar als häßlich und den Malayen ähnlich, beſonders ſey dieß der Fall bei dem andern Geſchlecht. Uebrigens iſt die Leibesfarbe auf beiden Inſeln dieſelbe, nämlich wie die der Malayen ſehr braungelb. Vielleicht wurden dieſe Inſeln von Bewohnern verſchiedener Stämme der Malayen beſetzt, da es unter dieſen ebenfalls Varietäten giebt; denn die Reiſenden kommen darin mit einander überein, daß alle Nicobar-Inſeln von dem gegenüberliegenden Continente bevölkert ſeyen. Hiefür bürgt auch die Sprache. Dasjenige, was uns Hamilton durch Zoffany davon mitgetheilt hat, ſoll, Kennern zufolge, mit dem Peguaniſchen Aehnlichkeit haben. Dagegen ſagt Dampier von der Sprache der Sam-

*) Dieſer Hamilton iſt wohl zu unterſcheiden von dem, deſſen bei Siam und Malacca oft gedacht; letzterer lebte viel früher.

belonger oder Groß-Nicobar Bewohner, ſie ſey von allen Sprachen verſchieden, die er kenne, dennoch kannte ſicher Dampier die Sprache von Pegu, Malacca, ja von ganz Hinter-Indien ſowohl als von Vorder-Indien, wenigſtens der Länge nach.

Es iſt mithin für die Geſchichte der Menſchheit eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, die zugleich die Hiſtoriker lehrt, ſehr beſcheiden zu ſeyn, wenn man auf den Gliedern einer ſehr nahe aneinander gereiheten Inſelkette drei verſchiedene Menſchenſtämme vorfindet, welche unter ſich ſo außerordentlich von einander abweichen.

Die Verſchiedenheit zwiſchen den Sambelongern und den Bewohnern von Carnicobar ſcheint übrigens bei weitem nicht ſo groß als die zwiſchen dieſen und den Neger-ähnlichen Andamanen.

Dagegen liegt noch ein höchſt ſonderbarer Verdacht auf unſern Nicobaren, der hier ſchon einer genauern Erwähnung werth iſt. Sie ſollen nämlich von Natur mit Thierſchwänzen verſehen ſeyn; die ſie wie die Katzen hin und her bewegen. Dieß erzählt von ihnen der reiſende Schwede Köping, Lieutenant eines holländiſchen Schiffes, nicht etwa nach einem einzigen dortigen Menſchen, ſondern er will auf Nicobar von einer ganzen Anzahl ſolcher Schwanzträger umgeben worden ſeyn. Sie ſollen ſich in das Schiff zu drängen geſucht haben; den Holländern ſey bei dem Zudrängen dieſer geſchwänzten Menſchen bange geworden, ſie hätten deßhalb die Kanonen

abgefeuert, da denn der Schreck endlich dieſe widrigen Gäſte verſcheucht habe.

Am folgenden Morgen ſandte, erzählt Köping weiter, der Capitain ein Boot mit 5 Matroſen an die Inſel, und da dieſe abends nicht zurück kamen, ward am andern Morgen ein größeres, ſtärker bemanntes Boot hingeſandt. Die Mannſchaft fand die Knochen der 5 erſtern (wahrſcheinlich) von den Wilden Verzehrten.

Hienach wären dieſe Schwanzträger zugleich Menſchenfreſſer. Dieß geben ihnen freilich mehrere ältere Reiſende ſchuld, wie z. B. Strauß, in ſeiner indiſchen Reiſebeſchreibung. Lieſet man indeß die dahin deutenden Worte genauer, ſo zeigt es ſich, daß Strauß dieß von den Andamanen behauptet. Daß aber die Nicobaren anjetzt keine Anthropophagen ſind, dieß wiſſen wir nun gewiß.

Aber es bleibt ſtets merkwürdig, daß überhaupt Hinter-Indien, den Zeugniſſen mehrerer Reiſenden zufolge, in verſchiedenen Ländern wirklich geſchwänzte Menſchen ernährt.

Zwar ſind anjetzt, wie ein neuer Beobachter Fontana behauptet, unſere Bewohner der Nicobar-Inſeln nach genauerer Unterſuchung von ihren Schwänzen befreiet. Dieſer Schwanz beſteht nämlich bei dieſen Völkern nur in einem Theil ihrer Kleidung. Ein langes ſchmales Stück Tuch, aus der Rinde eines Baums verfertigt, geht um ihren Unterleib und zwiſchen ihren Schenkeln durch, und hievon hängt das eine Ende hinten herab. Hiemit wäre Nicobar ohne

dergleichen Monſter; allein dieß iſt nicht der Fall mit mehreren andern Inſeln von Hinter=Indien.

Der Zeugniſſe für das Daſeyn ſolcher geſchwänzten Menſchen ſind zu viele und zu gültige. Freilich betreffen ſie größtentheils nur einzelne Menſchen, aber es bleibt ſtets eine Merkwürdigkeit, daß gerade dieſer Theil der Erde dafür am berühmteſten iſt.

Zwei deutſche Reiſende, wovon der erſte beſonders durch dasjenige achtungswerth iſt, was er zuerſt über die Beutelthiere Oſtindiens geſchrieben hat, welche ſelbſt Buffon leugnete, die aber jetzt allen neueren Zeugniſſen zufolge dort gefunden werden, Barchewitz bezeugt (im 6ten Capitel ſeiner Reiſe) von einem Mädchen auf den Molukken als Augenzeuge folgendes.

„Als ich noch auf Banda (die wegen der „Muſkatnüſſe berühmteſte der Molukken) war, „habe ich nachfolgende Curioſitäten geſehen. Es „war eine Sklavin von Ceram gebürtig, aus „dem Geſchlechte der Papua und Menſchenfreſ=„ſer, auf unſerm Eilande, die einen Schwanz „wie ein Hirſch hatte, und wenn man ſie böſe „machte, dergleichen öfters von loſen Vögeln „geſchahe, wurde der Schwanz ganz ſteif, alſo „daß man ihn durch das Kleidgen, welches dieſe „Leute um ihre Lenden zu tragen pflegen, (Pagne) „ganz eigentlich ſehen konnte.“

Dieſe Sklavin war alſo eine Negerin, deren es im Innern der Molukken viele giebt.

Keine Inſel Hinter=Indiens iſt aber ſo ſehr

wegen ſeiner geſchwänzten Menſchen im Ruf als Formoſa. Unſer Landsmann Elias Heſſe, welcher mit dem Bergrath Olitſcheu 1680 nach Sumatra ging, um die, an der Weſtküſte dieſer großen Inſel nördlich von Indapura gelegenen Goldbergwerke von Sillida (Saleda) beſſer zu bearbeiten: „Hier, ſagt er, hatten wir unter un„ſern Sklaven bei den Bergwerken auch eine „Sklavin, welche gleich einer ſchändlichen Beſtie „mit einen kurzen Stiel oder Ziegenſchwanze „über den Hintern ausgeſchändet war. Dieſe „Art wilder Menſchen werden von der Inſel „Formoſa gebracht."

Ein dritter Augenzeuge iſt dann der Holländer Strauß. Andreas Müllers Ueberſetzung ſeiner im Jahre 1647 gethanen Reiſe, giebt eine zu umſtändliche Nachricht von einem ſolchen formoſaniſchen Schwanzträger, als daß man ihr die Wahrhaftigkeit verſagen dürfte.

Strauß kam 1650 auf Formoſa, und hat uns mit zuerſt eine ziemlich treffende Beſchreibung von jenem merkwürdigen Schuppenthiere, dem Pangoling, gegeben*), gleich darauf erzählt er, wie man hienach vermuthen darf, mit ähnlicher Aufrichtigkeit folgendes.

„Dieweil ich auf Formoſa war, hatte ich öf„ters reden hören von Menſchen mit Schwän„zen; ich aber ſchlug es in den Wind. Doch

*) M. ſ. davon die Figur im vorhergehenden Taſchenbuche.

„muß ich dem Leſer allhier mit der gróßten „Verſicherung, welche ich jemals an mich zu „thun wünſchte, erzählen, welches ich mit mei„nen Augen geſehen habe, zu wiſſen: Ein For„moſaner von der Südſeite (der Inſel) mit ei„nem Schwanz, einen guten Fuß lang, und „rauch mit Haaren bewachſen. Ich ſahe ſolches „klar und wohl, auch öfters, dieweil dieſer „Mann einen Predikanten auf eine ſehr üble und „grauſame Weiſe ermordet hatte, und deswegen „verbrannt wurde. Er war an einer langen „Kette um die Mitte an den Pfahl feſtgemacht, „um welchen das Feuer lag. Alſo briet dieſer „unglückliche Schwanzmann vor ſeinem Tode, „daß das Fett von ihm ablief. Viele Menſchen „haben dieß mit mir geſehen, und etliche bei „ihm geweſen und mit ihm geſprochen, da ſie „dann über ſeine Geſtalt verwundert; aus ihm „daneben verſtunden, daß in ſeiner Landſchaft „das meiſte Volk alſo beſchwänzt ſey. Doch was „hieran iſt, kann ich nicht wiſſen; daß aber die„ſer Mann einen Schwanz hatte, habe ich ſo „deutlich geſehen, als daß er ein Haupt hatte."

Daß man gleichfalls auf den Philippinen dergleichen Ausartungen des menſchlichen Geſchlechts antreffe, bezeugen beſonders von der Inſel Mindoro ſowohl Gemelli Carreri als le Gentil, freilich beide nur vom Hörenſagen.

Auch auf Borneo ſollen dergleichen Menſchen innerhalb der Gebirge des Binnenlandes leben. Dem berühmten Harvey bezeugte ein aus Oſtindien zurückgekommener Wundarzt, den er als

einen ſehr rechtſchaffnen Mann kannte, er habe ſelbſt ein ſo geſchwänztes Mädchen, daß man eingefangen habe, geſehen*).

Doch es ſind der Thatſachen ſchon zu viel von dieſer Sonderbarkeit des menſchlichen Geſchlechts beigebracht. Es ſcheint nicht zu leugnen, daß es dergleichen Individuen giebt, und daß man ihrer mehr in Hinter-Indien, als irgendwo ſonſt antrifft, obgleich in unſern Zeiten ſowohl Falk als Rytſchkov erzählen, es ſollen in Turkeſtan ebenfalls dergleichen Kuirukli (Schwanzmenſchen) geben, an welchen man dieſe Verlängerung, wenn ſie bekleidet wären, nicht ſähe, nur beim Reiten werde es durch die von ihnen deßhalb vorwärts oder ſeitwärts zu nehmende Lage bemerkbar.

Es ſcheint aber gar nicht unwahrſcheinlich, daß eine ſolche Misgeſtalt die erſte Veranlaſſung zu den Satyren der Alten mag gegeben haben; beſonders da ſich auch dergleichen in dem uns näher gelegenen Aſien finden.

Wäre dann aber, ohne Vorurtheil darauf hingeſehen, ein ſolches Schwänzchen eine ſo außerordentlich anzuſtaunende Monſtroſität? Iſt der Menſch denn nicht ebenfalls, wie die meiſten Quadrupeden, mit einem, aus mehreren Knö-

*) Aegre captam virginem, ipſe vidit, cum cauda ſpithamae longitudine intra clunes reflexa etc. Harvey Exercitat. de Generat. Animal. Amſt. 1651. p. 13.

chelchen beſtehenden Steisbeine geboren? Gewöhnlich rechnet man nur 3 bis 4 ſolcher durch Knorpel verbundenen, und daher etwas biegſamen, kleinen Knochen, und dieſe biegen ſich bei uns im natürlichen Zuſtande einwärts, bei dem Thiere hingegen auswärts. Die Monſtroſität, dieſe Anzahl dieſer Knochen vermehrt, und ſie einmal nach außen gebogen zu ſehen, iſt doch wahrlich bei weitem nicht ſo ſehr von der Natur abweichend, als daß ganze Familien an jeder Hand ſechs Finger trugen, und deren ſind doch mehrere bekannt. So ſonderbar es uns auch anfangs ſcheinen möchte, bei einem feinen Herrn, oder gar einer Dame, einen ſolchen wandelnden Wandhaken, woran ſich im Fall der Noth der Huth anhangen ließe, vorzufinden, ſo ſcheint dennoch die Natur nur einen faſt unbedeutenden Misſtand hervorgebracht zu haben; ſelbſt die auswärts gedreheten Füße, deren wir doch ſo viele kennen, müßten im Grunde dem Auge unangenehmer und auch unbequemer ſeyn, als dieſe kleinen Anhängſel.

Stets bleibt es aber merkwürdig, daß die heiße Zone beſonders in Aſien dergleichen Misgeſtalten häufiger erzeugt.

Unſern Nicobaren ſcheint, wie geſagt, dieſer Fehler nur durch ihre Kleidung angedichtet zu ſeyn. Zu dem was davon bereits zuvor vorgekommen iſt, verdient beſonders hier beigefügt zu werden, daß man ſchon aus Dampier lernen kann, wie die guten Nicobaren zu ihren vermeinten Schwänzen gekommen ſind. Dieſe Men-

ſchen, ſagt er, gehen völlig nackend, bis auf ein langes und ſchmales Stück Zeug oder Gürtel, der ihnen um die Hüften geht, und nachdem er zwiſchen die Schenkel hinabgelaufen iſt, hinten wieder hinaufacht, und ſich am Hintertheile in die Höhe ſchürzt. Dieß ſtimmt offenbar mit jener Bemerkung des Fontana überein.

Die Frauen tragen übrigens einen kurzen Rock, vom Unterleibe an bis zu den Knien. Auf Carnicobar beſteht dieſer Weiberrock aus Binſen oder trocknem Graſe. Dieß Gras iſt aber nicht geflochten, ſondern hängt nur um den Körper wie das Strohdach eines Hauſes. Schenken oder verhandeln ihnen die Fremden tuchene Röcke, dann ziehen ſie dieſe gewöhnlich bis unter die Arme hinauf, ſo daß der ganze Körper darin ſteckt.

Beiden Geſchlechtern werden in der Jugend die Ohrlappen durchbohrt. In die Oeffnungen ſtecken ſie große hölzerne Pflöcke, oder auch Muſcheln und andere Gewichte, wodurch ſie widrig erweitert werden.

Die Carnicobarer nennt Hamilton aufgeweckt und fröhlich. Sie vertanzen und verſchmauſen einen großen Theil ihres Lebens. Bei Europäern ſitzen ſie gern, und eſſen alles was man ihnen vorſetzt, und laſſen es ſich gut ſchmecken.

Gaſtfreiheit iſt bei ihnen zu Hauſe. Ohne Ceremonien geht jedermann zu einem Feſte was irgendwo gegeben wird, und hiebei wird Schwei-

nefleiſch, als ihre liebſte Speiſe in Menge verzehrt. Hiezu iſt ihr Getränk nur Milch von der Kokosnuß, und Sura, eine Flüſſigkeit die durch Einſchneiden der jungen Reiſer und Blüthen der Kokospalme gezapft wird. Waſſer trinken ſie nie; auch ſind ſie keine Liebhaber von Wein. Dagegen leeren ſie ganze Gläſer voll Arrak aus. Sie ſcheinen überhaupt berauſchende Getränke zu lieben; ſo ſaugen ſie den Sura, wenn er durch Gährung zuvor berauſchend geworden iſt, vermittelſt eines Strohhalms langſam in ſich.

Während nun die Alten den Sura ſchlurfen und Taback rauchen, begiebt ſich die junge Welt, auf das beſte mit Laub geſchmückt, zum Tanz. Beim Tanze ſelbſt ſingen ſie gar nicht unharmoniſch, und halten dabei das Zeitmaaß auf das genaueſte.

Ihre Inſtrumentalmuſik iſt aber höchſt einfach. Ein einziges Inſtrument, ein hohles Bambusrohr von etwa drittehalb Fuß Länge und drei Zoll im Durchſchnitt, iſt mit einer Schnur von geſpaltenem Rohr gedreht, überſpannt. Auf dieſer Saite ſpielt der Muſiker wie auf einer Guitarre, und begleitet die wenigen Töne, welche ſie nur angiebt, mit ſeiner Stimme.

Daß dieſe Inſulaner von irgend einem Theile des umliegenden feſten Landes ihren Urſprung haben mögen, ſcheint auch die Aehnlichkeit ihres Häuſerbaues anzudeuten. So wie dort ſind auf Carnicobar die Wohnungen auf zehn Fuß hohen Pfeilern errichtet, dabei aber rund, und da ſie keine Fenſter haben, ſo gleichen ſie einem Bie-

nenkorbe. Man ſteigt vermittelſt einer Leiter in eine Art von Fallthür. Nachts wird die Leiter hereingezogen. Da es hier keine reißende Thiere giebt wie auf Malacca oder Siam, ſo muß dieß wahrſcheinlich nur noch alte Gewohnheit ſeyn, da man ſich auf Carnicobar einer dem andern ſo ſehr trauet, daß die Leiter nie am Tage weggenommen wird. Die Vorſicht deren man ſich dabei gegen Schlangen und Ratten bedient, die Pfeiler ſelbſt mit ſehr glatten Blättern zu umgeben, ſcheint doch nicht jenes Hinaufziehen der Leiter hervorgebracht zu haben. Das Dach dieſer Wohnungen beſteht aus Stroh, der Fußboden aus Streifen von Bambusrohr, ſo weit auseinander liegend, daß Luft und Licht durchgehen kann. Die Wände ſind fein ausgearbeitet und mit Fiſchergeräthſchaften verziert, Welch ein außerordentlicher Unterſchied zwiſchen dieſen Wohnungen und denen der ſo nahen Andamanen!

Obgleich nun auch die Bewohner von Carnicobar großentheils unbedeckt gehen, und daher auch keine Kleidungsſtücke zu verfertigen verſtehen, ſo erhandeln ſie dergleichen dennoch gern von den Schiffern, beſonders Tücher von verſchiedenen Farben, wie auch Beile und Meſſer. Sie vertauſchen ſie gegen ihre Kokosnüſſe, welche für die beſten in ganz Hinter-Indien gehalten werden. Ebenfalls ſind ſie ſehr begierig auf Taback und Arrak. Ihre höhere Kultur gegen die der Andamanen, zeigt ſich aber auch hierin, daß ſie einen wirklichen Handel treiben. Sie kaufen nämlich mehr Tuch als zum eigenen Ge-

brauch nöthig iſt, fahren damit nach dem Markt auf einer kleinen Inſel, Tſchaury (Chowry) genannt, welche ihnen in Süden gelegen, bereits zu den übrigen Nicobar-Inſeln gehört, und erhandeln dafür Canoes oder Fahrzeuge, da ſie dieſe nicht gut zu bauen verſtehen. Dieſe Fahrt machen ſie ohne Compas, durch Hülfe der Sonne und der Geſtirne.

Münzen haben ſie zwar nicht, allein ſie kennen und lieben dennoch Gold und Silbergeld, um ſich damit zu putzen. Man ſieht Frauen, welche lange Halsbänder von aufgereiheten Dollars tragen. Betrügen wird man ſie aber nicht leicht; ſie unterſcheiden die edlen Metalle ſehr gewiß.

Jene Fahrzeuge der eigentlichen Nicobar-Inſeln welche eingetauſcht werden, und welche beſonders zum Fiſchfang dienen, beſchreibt Dampier als den Proen gleich, welche die Einwohner der Ladronen bauen. Sie ſind ſehr dünn und leicht, paſſen daher beſſer zum Rudern als zum Segeln; indeß ſegelt man ebenfalls damit, wobei ein Stück Holz, das da lothrecht ins Waſſer herabhängt, zum Steuer dient. Ein ſolches Fahrzeug hält gewöhnlich zwiſchen 20 bis 30 Mann, ſelten ſieht man weniger als zehn. Die Ruderbänke ſind nur geſpaltene Bambus, quer übergelegt, dabei beweglich; will jemand ins Fahrzeug hereintreten, ſo nimmt man ſo lange dieſe Bank hinweg. Dampier fand faſt für jedes Haus zwei bis drei Fahrzeuge, indem die Männer ſich ſtark mit der Fiſcherei beſchäftigen.

Digitized by Google

Sie fiſchen zugleich oftmals grauen Ambra auf, und treiben damit einen Handel. Dampier verſichert, dieſe rohen Menſchen verſtänden ihn aber auch ſo geſchickt zu verfälſchen, daß ein nicht ſehr kundiger Käufer oft dadurch betrogen werde; der falſche hat aber ſehr wenig Geruch. Uebrigens beweiſet das Daſeyn des grauen Ambra, daß die dortigen Meere auch vom Kachelot, Pottfiſche (Phyſeter macrocephalos) beſucht werden, da man weiß, daß der graue, wohlriechende Ambra eine Materie iſt, die ſich in dem Unterleibe dieſer Wallfiſchart erzeugt.

Die Ortſchaften der Nicobaren ſtehen eigentlich nur an den Küſten, in jeder Bay etwa 4 bis 5 Häuſer zuſammen. Auch die Pflanzungen, welche einzig aus Kokosbäumen beſtehen, ſind nur längſt den Küſten gelegen; nirgends fand Dampier eine Spur, oder einen Fußweg der ins Innere der Inſel führte, er vermuthet daher nicht ohne Grund, daß das Innere gar nicht angebauet ſey.

Auf beiden Inſeln, nämlich dem eigentlichen Nicobar und Carnicobar, ſcheint kein Unterſchied der Stände oder auch Oberherrſchaft zu herrſchen; auf der letztern genoſſen nur einige Greiſe wegen ihres Alters mehr Anſehn.

Von der Religion der Nicobar-Inſeln hatte uns Dampier nichts beſtimmtes zu ſagen; er bezeugt indeß, daß die Einwohner rechtſchaffne Leute ſeyn; Diebſtahl, Mord und andere Laſter wären wenig bekannt. Dabei lebten ſie als Monogamen einander ſehr treu. Die Carnicobarer

beſtrafen den Ehebruch ſcharf. Einige Mönche, welche zu den Nicobar-Inſeln geſandt waren, um ſie zum Chriſtenthum zu bekehren, gaben ihnen dieſes Lob, bezeugten zugleich, daß ſie gar nicht abgeneigt ſchienen, die chriſtliche Religion anzunehmen.

Von den Carnicobaren behauptet Hamilton, ſie hätten keinen Begriff von Gott, wohl aber große Ehrfurcht für den Teufel. Dieſen beten ſie an, und ſtellen um jede Dorfſchaft dünne Stangen mit Kokosnü'en, Toback- und andern Blätterbehängen, die den böſen Gott verjagen ſollen. Vorzüglich iſt dieß Sitte, ſobald ſie Zeichen eines herannahenden Sturms bemerken; denn dieſen ſetzen ſie auf Rechnung eines böſen Geiſtes. Aber ſelbſt bei ruhigem Wetter ſteht ein Pfahl in jedem Dorfe aufgerichtet, und mit Schnüren von dünnem Erdrohr behangen, zur Abwendung des Böſen.

Den Trauer- und Begräbnißceremonien hatte Hamilton ſelbſt Gelegenheit beizuwohnen. Sie ſind ſehr umſtändlich, und ſonderbar genug finden ſich mehrere Gebräuche dabei, welche verſchiedenen ſehr weit von hier entlegenen Völkerſchaften gemein ſind.

Dahin gehört auch beſonders der Gebrauch, daß die Frau des Verſtorbenen ſich ſofort ein Glied des Fingers muß abnehmen laſſen; im Fall ſie ſich hiezu aber nicht verſtehen will, dann muß ſie es zugeben, daß ein tiefer Einſchnitt in einem der Pfeiler des Hauſes gemacht werde;

vielleicht als ein daurender Vorwurf der unterlaſſenen Pflicht oder der Zaghaftigkeit?

Wer erinnert ſich nicht hiebei der ſchönen Südſeebewohner auf den freundſchaftlichen Inſeln? Hier erſtreckt ſich dieſer widrige Zeuge der Trauer faſt auf alle Bewohner; nur das Oberhaupt oder der König iſt nicht verbunden, ſich ein oder zwei Finger abſchlagen zu laſſen. Ja es gab dort Inſeln, woſelbſt man den unnatürlichen Mangel eines Fingers bei ganz jungen Kindern bemerkte. Wiederum herrſcht in Afrika bei einigen Negervölkern dieſes Verſtümmeln der Hand.

Ebenfalls hat die ganze Begräbnißweiſe vieles mit der verſchiedener Völker des großen Oceans und mehrerer Aſiaten gemein.

Dieß ergiebt ſich deutlicher aus dem Berichte Hamiltons, welcher der Leichenbeſtattung einer alten Frauen beiwohnte. Er fand das Haus des Verſtorbenen mit ihren weiblichen Verwandten angefüllt, wovon einige den todten Körper in Blätter und Tuch wickelten, während daß andere alle Kleidungsſtücke der Verſtorbenen zerſchnitten. Die Männer ſaßen dagegen in einem andern Hauſe der Dorfſchaft, rauchten ruhig Toback und tranken Sura. Zwei junge ſtarke Männer gruben indeß eine Grube in den Sand.

Sobald die Weiber mit der Leiche alles in Ordnung gebracht hatten erhuben ſie ein furchtbares Geſchrei, und das Volk verſammelte ſich um das Grab.

Vier Männer gingen nun in das Haus um

die Leiche zu holen, allein da ſtand ein junger Mann auf, der Sohn der Verſtorbenen, und widerſetzte ſich ihnen nach beſten Kräften. Da er aber überwältigt ward, ſo ſchlang er ſich um die Leiche, und ward mit ihr zum Grabe getragen. Nur erſt nach einem heftigen Kampfe brachte man ihn davon ab, und führte ihn zu Hauſe.

Der Leichnam ward ſodann ins Grab gelegt, nachdem man ihm alle um die Beine und Arme gewickelte Binden zerſchnitten hatte. Hierauf tödtete man alles Vieh der Verſtorbenen, dießmal beſtand es aus ſechs Schweinen und eben ſo viel Hünern, und warf dieß zuſammen auf das Grab. Ein Mann trat zuletzt hervor mit einem Bündel Blätter; er befeſtigte ſie an einen Pfahl, und ſchwenkte dann dieſen drei bis viermal über die Leiche, worauf das Grab zugeſcharrt ward.

Bei dieſer ganzen Ceremonie heulten die Weiber gräßlich, die Männer blieben völlig ſtumm. Einige Tage darauf ward über dem Grabe ein Denkmal nebſt einem Pfahl errichtet, an welchem verſchiedene gefärbte Tücher herabhingen.

Nimmt man auf alles Rückſicht, was bei dieſen Begräbnißceremonien vorkommt, dann ſcheint ſich zuerſt nicht undeutlich daraus zu ergeben, daß auch auf dieſen Inſeln der Glaube an eine künftige Fortdauer, oder wenigſtens die Vermuthung davon, Statt findet. Wahrſcheinlich ſoll das geſchlachtete Vieh eine Mitgabe auf jene große Reiſe ſeyn, denn ſchwerlich ließe ſich vermuthen, man vernichte nur deßhalb alle Hab-

ſeligkeiten des Verſtorbenen, um allem Zwiſt über die Nachlaſſenſchaft unter den Erben zuvorzukommen.

Ferner ſcheinen die Gewohnheiten dieſer Völker doch ſtets auf eine nähere Verwandtſchaft mit dem malayiſchen Völkerſtamme zu deuten, dahingegen die Bewohner der Andamans-Inſeln offenbar eine Herkunſt aus weiter Ferne vermuthen laſſen. Hiemit ſtimmt auch die gänzliche Verſchiedenheit der Sprache der Andamanen von der der Nachbarn überein, dahingegen einige Reiſebeſchreibungen einige Aehnlichkeit der Sprache von Carnicobar mit der von Pegu behaupten. Indeß bleibt es, wie geſagt, ſtets ſehr merkwürdig, daß der ſo ſehr in Indien bereiſete Dampier auf den eigentlichen Nicobar-Inſeln eine ihm durchaus fremde, nirgends von ihm ſonſt gehörte Sprache vorfand.

Auch dieſe kleinen Inſeln haben die Europäer in Anſpruch genommen.

Dännemark legte hier im Jahre 1755 eine Niederlaſſung an, die Krankheiten gewannen aber bald ſo ſehr Ueberhand, daß ſie ſie bereits 1757 wieder verließen; indeß ſoll es noch ſein Vorrecht auf dieſe Inſeln behaupten.

Die lutheriſche Miſſion von Trankebar hatte 1768 einige Geiſtliche auf die Inſel Noncowery, der großen Inſel Comorte in Oſten, geſandt.

Merkwürdiger ſchien es aber in dieſen Gewäſſern die kaiſerlich Oeſterreichiſche Flagge aufgepflanzt geſehen zu haben. Kaiſer Joſeph hatte auf der Hauptinſel Comorte ein Etabliſſement

verſucht; es iſt aber, ſo viel mir bekannt iſt, bald wiederum eingegangen.

Jetzt hätten wir die bedeutendſten Inſeln der großen öſtlichen Abtheilung des Meerbuſens von Bengalen kennen gelernt. Sie waren in einen eigenen Archipel eben durch die hier zuletzt erwähnten Inſeln eingeſchloſſen, und können jeder nach Hinter-Indien handelnden Seemacht ſehr bedeutende Vortheile gewähren, ſowohl wegen ihrer trefflichen Häfen, als auch wegen der dort einzunehmenden Erfriſchungen. Daher hat ſich dann ebenfalls England einige derſelben deßhalb ausgeſucht.

Wir gehen nun zu den großen Etabliſſements dieſer Seemacht; zu dem in Nordweſt dieſes Archipel gelegenen Continent, dem eigentlich ſogenannten Oſtindien oder Hindoſtan. Indeß iſt dieſer Hauptſitz aller Schätze Aſiens und ſeiner vielartigen, tauſendjährigen Kultur bei weitem von zu großem Umfange, und dabei von zu großer Wichtigkeit, als daß wir ihm nicht eine eigene Arbeit widmen müßten.

Daher fügen wir der dießmaligen nur denjenigen Fleck, das kleine Reich des feſten Landes hinzu, welches gleichſam die Gränze von Vorder- und Hinter-Indien ausmacht, und das vor nicht langer Zeit noch dem bereits zuvor durchgegangenem Reiche Aſſam angehörte; dieß iſt das vormals eigene Königreich

Tiperah oder Tipora.

Die Gränzen in Oſten werden durch ein beträchtliches Gebirge gebildet, welches auf einigen engliſchen Karten Mog-Mogg heißt; es trennt zugleich die Provinz Chitigong, jetzt gewöhnlicher Islamabad genannt, von den Staaten der Birmanen. In Norden liegt die von den Engländern längſt zu Bengalen gerechnete Provinz Silhet; in Weſten aber fließt der mächtige Burrampoutre.

In Süden mag dieß vormalige Reich etwa von $22\frac{1}{2}$ Grad anfangen, und bis etwas über den 23ſten nach Norden hinaufgehen; Rennels ältere Karte läßt es indeß etwas nördlicher angehen, und in Oſten mit dichten Waldungen begränzen.

Hauptſächlich durch Tavernier ward uns dieß Land bekannt, er erhielt jedoch nur von einigen nach Bengalen handelnden Kaufleuten, welche er in Dacca, der ehemaligen Hauptſtadt jener reichen Provinz antraf, einige mündliche Nachrichten darüber.

Hieraus ergab ſich in Rückſicht des Landes ſelbſt wenigſtens ſo viel, daß ſich dort unſtreitig hohe Gebirge befinden müſſen; denn dieſe Kaufleute hatten nicht nur ſelbſt Kröpfe, ſondern ſie berichteten, daß die Tiperaner überhaupt an dieſer Krankheit litten; bei einigen Frauen hingen ſie tief in den Buſen hinab. Es ſcheint aber, den engliſchen Karten zufolge, daß ſich ſelbſt mitten im Lande ein Zug von Gebirgen befindet, ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß die höchſte Bergkette an den Gränzen gelegen ſeyn mag,

woſelbſt ſie ſich mit den Garrow-Gebirgen in Norden vereinigt.

Von Flüſſen zeigen die Karten einige, welche von Norden nach Süden laufen, und ſich ins Meer ergießen. Hieher gehört beſonders der Chingree auch Chittagang genannt, der bei Islamabad ins Meer fällt. Dahingegen gehen andere von Oſten nach Weſten in den großen Gränzſtrom den Brahmaputre. Hievon ſind mehrere nur klein, wahrſcheinlich nehmen ſie aus einem Gebirge des Binnenlandes ihren Urſprung; andere hingegen, die größeren, ſtrömen aus den Garrow-Gebirgen in Norden herab.

Die Karten zeigen noch außer der Hauptſtadt Tipera eine andere Stadt Conillah, welche an einem Fluſſe gelegen iſt, der in den Brahmaputre fließt, wenn anders beide Städte nicht eins ſind.

Die übrigen Nachrichten des **Tavernier** über dieß Land ſind, und konnten auch ſchwerlich ſehr befriedigend ſeyn, da jene Kaufleute aus Tipera überhaupt nur wenig redeten. Sie hatten eine beſondere Art Rechenſteine, in der Größe des Nagels eines Fingers; dieſe glichen dem Agat, und jeder war mit einem beſondern Zuge oder einer Ziffer gezeichnet. Dieſe Tiperaner führten ihr eigenes Gewicht und Waage mit ſich; leztere war eine Art von Schnellwaage; das Holz des Waagebalkens war ſo feſt als Braſilienholz, das Gewicht hing an einer ſeidenen Schnur; ſie konnten hiemit von einem Quentchen bis auf zehn Pfund abwägen.

Digitized by Google

Der ſpaniſche und ſchiraſſer Wein behagte ihnen ſo ſehr, daß ſie bei Ausleerung der Bouteille, und hiemit wurden ſie ſchnell fertig, ſich anſahen, den Bauch ſtrichen und ſeufzten. Auch konnte Tavernier nur vermittelſt des Weins einzelne Nachrichten über ihre Landeseinrichtungen von ihnen herausbringen.

Das Land bringt, ihnen zufolge, keine Produkte für die Fremden hervor, außer etwas grober Seide, und aus einem Bergwerke armes Golderz. Das Gold und die Seide wurden nach China gegen Silber vertauſcht.

Aus dieſen beiden Erzeugniſſen beſtand die Einnahme des vorigen Königs, denn Steuern waren dort nicht gebräuchlich. Dagegen mußten die Unterthanen ſechs Monate hindurch in dem Bergwerke und bei den Seidenwerken für ihn umſonſt arbeiten; der Adel war indeß hievon ausgenommen. Der König ließ ſowohl ſilberne als goldene Münzen ſchlagen; leztere waren indeß ſo leicht, daß nur erſt zwölf Stück einen Thaler Werth betrugen.

Die civiliſirten Tiperaner haben höchſtwahrſcheinlich vieles mit ihren Nachbaren den Bengalern, gemein. Dieß zeigte ſich ſchon damals an ihrem Fuhrwerk; es beſtand aus Wägen die von Ochſen gezogen wurden.

Dagegen machen noch jezt die Bergbewohner im Oſten dieſer nunmehro bengaliſchen Provinz, einen eigenen ſehr merkwürdigen Menſchenſtamm aus. Wir verdanken die Nachrichten von den Coucis (dieß iſt der Name dieſer Bergbewoh-

ner,) dem Engländer Rawlins, aus deſſen Aufſatz in Perſiſcher Sprache ſie in die Aſiatic Reſearches überſetzt aufgenommen wurden.

Es iſt nur zu bedauern, daß der Engländer uns die Bildung und das Aeußere dieſes ſonderbaren wilden Volks gar nicht beſchrieben hat, ſondern nur ſeine Sitten und Religion; vielleicht kommt es mit ſeinen Nachbarn den Garrow Bewohnern oder den Caſſayern überein, da auch dieſe in den nahegelegenen Gebirgen leben.

Die Coucis nähren ſich von dem Fleiſche vieler Thiere ihrer Gebirgswaldungen, z. B. Elephanten, Rehen, Schweinen u. dergl. ja ſie verſchmähen ſogar nicht einmal die Leichname, oder ſelbſt einzelne todte Glieder derſelben, welche ſie zufällig in den Wäldern vorfinden; ſie dürren ſie und eſſen gelegentlich davon. Daneben ſind ſie aber zugleich Ackerleute; ſie bauen Reiß, denn es wird des Reißmehls gedacht, und da ebenfalls eine Art geröſteter Erdäpfel bei ihren gleich zu erwähnenden Kriegszügen vorkommen, wahrſcheinlich auch dieſe.

Aber ſowohl der Landbau als die Errichtung der Hütten, das Aushauen der Wälder, iſt, ſo wie der Krieg und die Jagd, die Arbeit der Männer; die Frau beſorgt nur die minder ſchweren Geſchäfte des Haushalts.

Die Coucis, ſo unmenſchlich wir ſie auch gleich werden kennen lernen, ſind mithin nicht ſo roh als viele andere Völker Aſiens in Rückſicht des andern Geſchlechts. Auch beweiſen ſie dieß dadurch, daß ſie nicht bloß gährende Getränke be-

zeiten, ſondern ſie in ledernen Schläuchen aufzubewahren verſtehen, und daß ſie Kappen und Zierrathen von rothen Schnüren zum Putz verfertigen. Da ſie endlich eigene Kleider für die zu beerdigende Leichname haben, ſo gehen ſie wahrſcheinlich nicht durchaus nackend, wenn gleich der Engländer ebenfalls ihrer Kleidung nicht erwähnt.

Auch erziehen ſie Hausvieh; denn außer den Schweinen, welche faſt bei jedem Mahle am häufigſten vorkommen, haben ſie mehrere Arten von Hausthieren, wahrſcheinlich Hornvieh, das ſie unter dem allgemeinen Namen Gajal begreifen, und ebenfalls bei ihren Feſten ſchlachten.

Sie erkennen ein höheres Weſen, einen Schöpfer der Welt, den ſie Patijan nennen, dabei ſehen ſie aber ſowohl in dem Monde und der Sonne, ja in jedem Baume eine Untergottheit, und glauben, Patijan freue ſich, wenn man dieſen ſeine Verehrung bezeuge.

Von Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode haben ſie zwar keinen Begriff; dennoch glauben ſie, daß die abgeſchiedene Seele von einem Geiſte fortgeführt werde; und was dieſer Geiſt dem Sterbenden verſpricht, daß finde und genieße er nach dem Tode. Nur darf ſich niemand des Leichnams nach dem Tode bemächtigen, weil ſodann jene Verheißungen verloren gehen. Genau betrachtet, ſteht dieß zum Theil im Widerſpruch mit dem Vorhergehenden.

Ihr häusliches Leben beweiſet ebenfalls keinen beſondern Grad von Roheit. Ihre Ehen ſind

wahre Contrakte, und ihre Hochzeiten haben ähnliche Feierlichkeiten und Schmauſereien als die von mehreren benachbarten Völkern. Der Bräutigam giebt den Eltern der Braut ein Geſchenk an Vieh (Gajal). Auch ſcheinen ſie Monogamen zu ſeyn; wenigſtens gedenkt die Nachricht nirgend mehrerer Frauen. Lebt der Mann mit der Frau vergnügt und hat einen Sohn von ihr, ſo trennen ſie ſich nicht; erhält er aber keinen männlichen Erben, ſo trennen ſie ſich, wenn ſie ſich ohnehin einander misfallen.

Nur allein die eigene Mutter darf niemand heirathen, ſonſt ſteht aber jeder Grad der Verwandtſchaft nicht im Wege.

Die Geburt eines Kindes wird feierlich begangen. Zuerſt errichten ſie einen Pfahl in ihrem Hofe. Sodann ſchlachten ſie ein Schwein oder ein Gajal und weihen es ihrer Gottheit, darauf ſchmaußt und trinkt die ganze Geſellſchaft, nebſt den Eltern, und das Feſt endigt mit Tanz und Geſang. Bei einem Knaben findet dieſe Feierlichkeit fünf Tage nach ſeiner Geburt Statt, ſie rechnen nämlich nur nach Tagen, nicht nach Monaten und Jahren; bei einem Mädchen aber bereits drei Tage nach der Geburt.

Dieſe Nation iſt in Stämme getheilt, wovon ein jeder Stamm unter einem Hauptmann ſteht. Ein ſolches Oberhaupt beſtimmt auch die Straſen bei einigen Verbrechen. Wenn z. B. einer bei einem Diebſtahle ertappt wird, ſo bezahlt er dem Beſtohlnen eine von dem Hauptmanne feſt-

Digitized by Google

geſetzte Geldbuße; jede Parthei giebt aber zugleich dem Hauptmanne ein Schwein.

Bei einem Morde hingegen bleibt der Hauptmann völlig unthätig, ſobald er nicht mit dem Ermordeten in Verwandtſchaft ſteht. Denn die Rache des Mordes gehört nur den Verwandten, und dieſe nehmen Blut für Blut. Auch darf ſich dieſem Vergeltungsrechte Niemand widerſetzen.

Noch härter, ja durchaus barbariſch ſind aber die Kriege dieſer Stämme gegeneinander. Sie kommen denen Kriegen der amerikaniſchen Wilden nahe. Haben ſie einen Krieg beſchloſſen, ſo bereiten ſie zuerſt ihren Proviant. Sie röſten zu dem Ende eine Quantität Alu-Wurzeln, unſern Erdäpfeln ähnlich, machen daraus einen Teig, und thun dieſen vermiſcht mit Reißmehl in hohle Bambusröhre. Zum Getränk füllen ſie einige lederne Schläuche mit Arrak.

Dann marſchieren ſie gegen die Gränzen des Feindes mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſie in einem Tage einen ſo großen Weg zurücklegen, wozu ein gewöhnlicher Fußgänger oder Bothe drei bis viere nöthig hat.

Nähern ſie ſich dem Gebiete des Feindes, ſo ſenden ſie, gerade wie die Amerikaner, Kundſchafter aus, um ſich von den Wegen zum Feinde, ſo wie von ſeiner Stellung und Stärke genau zu unterrichten.

Jetzt ziehen ſie nur bei der Nacht, und machen 2 bis 3 Stunden vor Anbruch des Tages einen

plötzlichen Anfall auf den Feind, mit Schwerdt, Lanze und Bogen.

Iſt der Feind dennoch von dem Angriffe benachrichtiget, iſt er darauf gefaßt und ſtark genug Widerſtand zu leiſten, und ſehen ſich die Angreifenden überwältigt, dann ziehen ſie ſich ſchnell zurück, und kehren ruhig zur Heimath.

Iſt hingegen der Feind der Schwächere, oder finden ſie ihn völlig unvorbereitet; ſo hat ihre Wuth keine Gränzen. Sie morden alles ohne Rückſicht auf Alter oder Geſchlecht.

Das Morden der Weiber iſt aber nur erſt in neueren Zeiten durch einen beſondern Zufall bei ihnen Sitte geworden. Eine Frau, da ſie eine andere ſehr ſpät Abends noch ihr Feld beſäen ſahe, wunderte ſich, und fragte nach der Urſache dieſer ungewöhnlichen Arbeitſamkeit. Mein Mann, antwortete dieſe, iſt gegen den Feind gezogen, da ich ihm das Eſſen zuvor bereiten mußte, bin ich von der Tagesarbeit bis dahin abgehalten. Ein Dritter, ein Feind des Mannes dieſer Frau, hörte zufällig dieſe Rede, athmete deßhalb Rache, und urtheilte, daß wenn keine Weiber zu Hauſe den Männern den Proviant bereiteten, dann könnten die Männer nicht mit Vortheil in den Kampf ziehen.

Seit dieſem laut gewordenen Schluß, ward es beſtändige Sitte die Weiber zu morden, und ihnen den Kopf abzuſchneiden, beſonders den Schwangern, welche das Haus nicht verlaſſen können.

Jetzt geht dieſe barbariſche Gewohnheit ſo weit,

Digitized by Google

daß, wenn ein Couci das Haus eines Feindes erſtürmt und eine Frau mit ihrem Kinde tödtet, er, als Vernichter zweier Feinde, Ehre und Ruhm bei ſeinem Stamme einärndtet.

Oftmals legen ſich die Krieger auf ihren Zügen im Hinterhalt, nahe an den Wegen im Walde, welchen die Feinde oftmals betreten. Von hieraus fallen ſie über jeden her, morden ihn, und bringen den Kopf mit ſich zurück. Ihre Ausdauer iſt hiebei ſo groß, daß wenn gleich einer von ihnen bei dieſem Aufpaſſen ſollte von einer Schlange gebiſſen werden, er dennoch ruhig dieſen Schmerz und dieſe Gefahr, ohne vom Platze zu weichen erträgt, nur allein in der Erwartung durch Zurückbringung des Kopfs eines Feindes ſich geehrt zu ſehen.

Die abgehauenen Köpfe ſtecken ſie in ihre ledernen Schläuche, wobei ſie ſich beſonders hüten, das Blut des Feindes von ihren Händen abzuwaſchen.

Bei der erſten Mahlzeit nach dem Gemetzel ziehen ſie die Köpfe hervor und ſtecken jedem einen Biſſen in den Mund, mit den Worten: „da iß; ſättige dich, und ſtille deinen Durſt; „mögen, ſo wie Du durch meine Hand gefallen „biſt, deine Verwandte ebenfalls durch die Meinigen fallen!“

Gewöhnlich halten ſie auf jeder Tagereiſe zwei ſolcher ſcheußlichen Mahlzeiten, und benachrichtigen zugleich durch eigene Bothen ihren Stamm von ihrer Annäherung durch jene ſcheußlichen Siegeszeichen. Hiebei drückt dann die ganze

Völkerſchaft, ſelbſt Kinder nicht ausgenommen, die lauteſte Freude aus.

Alle ſchmücken ſich mit Kappen und andern Zierrathen von rothen und ſchwarzen Schnüren, und ziehen den Siegern entgegen unter rauſchendem Getöne von großen Seemuſcheln und ehernen Platten, die gleich den Tontongs an einander geſchlagen werden.

Unter dem größten Jubel hebt ſodann der Tanz an, berauſchende Getränke gehen herum, Männer und Weiber gießen dieſe einander wechſelſeitig in den Mund, und letztere waſchen damit den Kriegern das Blut von den Händen.

Halbtrunken gehen ſie zu Hauſe und thürmen die Köpfe der Erſchlagenen vor der Hütte des Anführers in eine Pyramide auf. Um dieſe tanzen ſie im Kreiſe, tragen mehr Getränk herbei, ſchlachten ſodann Schweine und Gajal, und halten ein großes Siegesmahl.

Einzelne Reiche ſtecken gleichfalls die Köpfe der Feinde vor ihren Häuſern als Ehrenmähler, auf Stangen von Bambu, und wenn ſie noch Gefangene lebendig gelaſſen haben, ſo genießen die Hauptleute, welche dem Treffen nicht beizuwohnen Gelegenheit hatten, des Vorrechts, dieſen ebenfalls die Köpfe abzuſchlagen.

Zwei feindliche Partheien, welche ſich im Kriege gleich fühlen, ſenden einander Zeichen zum Frieden. Sie wählen hierauf eigene Friedensunterhändler, und ſchließen durch dieſe einen förmlichen Vertrag. Um ihn zu ſanctioniren werden Gajals geſchlachtet, und bei dem davon gehalte-

Digitized by Google

nen Mahle rufen beide Partheien Sonne und Mond als Zeugen ihrer Ausſöhnung an.

Sieht ſich hingegen ein Stamm völlig geſchlagen, dann wird er dem ſiegenden Stamme unterwürfig. Er zahlt ihm einen jährlichen Tribut von Gajals, hölzernen Schüſſeln und Waffen.

Die Leichenbeſtattung iſt bei den Coucis ebenfalls ſonderbar und mannigfaltig. Stirbt einer von ihnen, ſo tödten alle ſeine Verwandte ein Schwein und ein Stück Vieh, kochen davon das Fleiſch, und gießen dem Verſtorbenen etwas als Getränk davon in den Mund, umwickeln auch den Körper mit einem Tuche wie mit einem Todtengewand. Dieſes Getränkes bedienet ſich die ganze Geſellſchaft, um ſeiner Seele dadurch ein Opfer zu bringen, und ſetzt dieſe Ceremonie mehrere Tage hintereinander fort. Hierauf legt man den Leichnam auf ein Geſtell, macht ein Feuer darunter, durchſticht den Körper mit einem Spieße, und dörret ihn. Iſt er vollkommen gedörret, ſo bedeckt man ihn mit gedoppelten oder dreifachen Tüchern, ſchließt ihn in ein Behältniß ein, das ſelbſt wieder in einem Kaſten ſteht, und begräbt letztern in die Erde.

Alle Früchte und Blumen, die die Familie in dem erſten Jahre nach dem Abſterben ſammlet, ſtreuet ſie auf das Grab.

Bei Andern findet folgende Behandlung des Todten Statt. Man hüllt zuerſt die Leiche in einen Todtenkittel, und hierauf in eine Matratze von geflochtenem Rohr. In dieſem Zuſtande

hängt man ſie an einen hohen Baum. Iſt das Fleiſch endlich abgefallen, ſo werden die Gebeine gewaſchen, und trocken in einem runden Gefäß geſammelt. Ereignet ſich nun ein merkwürdiger Zufall in der Familie, dann öffnet man ſofort dieß Gefäß, und nachdem man, ihren Ideen zufolge, die Gebeine gefragt hat, wie man ſich hiebei zu verhalten habe, und von den Todtenknochen eine Antwort erhalten, ſo wird dieſer Rath genau befolgt; denn jetzt, ſagen ſie, handeln wir nach dem Befehle unſrer Vorfahren.

Eine Witwe muß ein ganzes Jahr am Grabe des Mannes verweilen; die Familie bringt ihr dorthin ihre Koſt. Stirbt ſie während dieſer Zeit, dann betrauert man ſie; überlebt ſie hingegen das Jahr, ſo wird ſie nach ihrem Hauſe zurückgeführt, und alle ihre Angehörige bewirthen ſie dort ſodann mit dem gewöhnlichen, ſchon oft erwähnten Mahle.

Sonderbar ſind die Geſetze der Erbſchaft. Hinterläßt z. B. der Verſtorbene drei Söhne, ſo erben hievon nur der Aelteſte und der Jüngſte, der Mittlere geht völlig leer aus. Hat aber der Verſtorbene keine Söhne, dann fällt die Erbſchaft an ſeine Gebrüder; fehlen auch dieſe, ſo erbt das Oberhaupt des Stammes.

Noch verdient folgende, die Coucis auszeichnende Sitte hier einer Anzeige.

Findet ſich jemand von Natur oder durch Zufall nicht fähig ſeine Familie fortzupflanzen, ſo thut er völlig Verzicht auf einen eigenen Haus-

ſtand. Er ſucht dann ſeinen Unterhalt vor den Thüren wie ein Bettelmönch. Hiebei tanzt und ſingt er von Haus zu Haus. Kommt er zu einem andächtigen Reichen, ſo bindet dieſer eine Anzahl rother und weißer Steine, vermittelſt einer Schnur zuſammen, knüpft das eine Ende des Stranges an ein langes Rohr, das andere Ende bleibt auf die Erde hängend. Dieſen Steinen bezeugt er eine Art von Verehrung, und giebt dem tanzenden Bettler Almoſen. Sodann tödtet er ein Gajal und ein Schwein, um ſeinem Stamme ein Gaſtmahl zu geben. Hiedurch erhält der Geber groſſen Ruhm, und jedermann bezeugt ihm ſeine Hochachtung.

Ethnographiſcher Rückblick auf Hinter-Indien.

Schwerlich findet ſich ein Theil der Erde, welcher ſo viele und ſo ſonderbare Menſchenvarietäten aufzuweiſen hätte, als Hinter-Indien. Wir müſſen aber, ehe wir uns die hier und in dem vorhergehenden Theile durchgegangenen Nationen Hinter-Indiens ins Gedächtniß zurückrufen, erinnern, daß unter Hinter-Indien nicht etwa der ganze große Theil Aſiens, welcher jenſeits des Ganges bis zum großen Ocean, dem Südmeere fortläuſt, verſtanden werde. Der Name Indien widerlegt dieß ſchon von ſelbſt. Unſer treffliche Gatterer begränzte es bereits zu

Einleitung.

Ueberſicht von Hinter-Indien.

Jetzt waren wir eingeführt in die heißeſten und fruchtbarſten Regionen Aſiens, bekannt unter dem Namen von Hinter-Indien, das iſt des feſten Landes von Oſt-Indien jenſeits des Ganges *).

Nur hier tritt Aſien faſt bis zu dem Aequator hinab. Da gebiert dann der lothrechte Strahl die auffallendſten Erzeugniſſe. Ihre Formen, ihr Reichthum, ihre Schönheit, alles trägt den Stempel des hohen Klimas. Die Pflanzenwelt vereinigt Majeſtät mit großer Schönheit und gewährt kraftvolleſte Nahrung nebſt höchſtem Wohlgeruch; das Thierreich zeigt fruchtfreſſende

*) In Norden wird es faſt genau vom Wendekreiſe begränzt, in Oſten und Süden vom Meere, in Weſten vom Ganges und Bengalen. Eigentlich gehörte hienach der ſüdlichſte Theil von China darzu, indeß würde dieſes Reich nur dadurch zerriſſen.

Koloſſen und die furchtbarſten Würger. Sogar der Menſch äußert ſchaudererregende Wildheit.

Aber ſelbſt die Bildung dieſes Theils der Erde iſt eben ſo außerordentlich als belehrend.

Und ſo verdient ein ſolches Land die ganze Aufmerkſamkeit des Naturforſchers und des Anthropologen.

Laßt uns, bevor wir das Weitere dieſes merkwürdigen Erdſtrichs und deſſen Völkerſchaften einzeln durchgehen, einen Blick auf das Ganze werfen.

Aſiens Continent endigt in Süden, nicht etwa wie das von Afrika oder von der Neuen Welt oder von Auſtralien, mit einem koniſch zulaufenden Vorgebirge.

In eine lange ſchmale Erdzunge verengt, welche nur wenig nach Südoſten von der geraden Richtung abweicht, läuft es faſt bis zum Aequator hinab, und bei Cap Romania, ſeinem äußerſten Punkt (1° 2′ nördl. Breite und 104° 6′ Länge v. Greenwich nach Robertſons Karte), zeigen ſich nur die kleinen Inſeln der Straße von Sincapura.

Dieſe lange Erdzunge iſt dabei an einigen Punkten vom Ocean ſo dünne geſchliffen, daß ein Trageplatz von 6 Stunden hinreicht, um vermittelſt zweier kleinen Flüſſe den Golf von Bengalen mit dem Golf von Siam zu vereinigen *).

*) Unter 10° Br. das Flüßchen Kraw des G. von Bengalen mit dem Tonfong, der in die Bay von Siam tritt, nach Forreſt.

ſeiner Zeit in Norden, Oſt= und Nordweſten durch Tibet, China und Bengalen; jene beiden erſten Länder bleiben daher hier eben ſowohl davon ausgeſchloſſen, als die großen Inſeln des indiſchen Oceans und des chineſiſchen Meeres.

Zählen wir nun die Nationen auf, welche uns innerhalb des eigentlichen Hinter=Indiens bis dahin vorgekommen ſind, ſo beſtänden ſie etwa aus folgenden:

Den Birmanen, jetzt eine der wichtigſten Nationen, allein eigentlich aus ſehr vielen oftmals bedeutend von einander verſchiedenen Völkern zuſammen geſetzt. Sie ſind nur als Eroberer, alſo als Fremdlinge jetzt Beſitzer des Landes.

Unter dem Scepter des Königs von Birmah leben nämlich Avaer oder Bomanen, Peguer, Caſſaier, Carianer, Arracaner, Aſſamen, Guris, Cainer.

Mehrere dieſer Völkerſchaften kommen zwar in ihrer olivenbräunlichen Farbe, ſo wie ihrer Phyſiognomie mit einander überein.

So wie in ihrer Bildung, Nüanzen ausgenommen, ſind ſich ebenfalls viele in ihren Sitten, Gewohnheiten und Religion ähnlich.

Dagegen, und dieß iſt merkwürdig genug, zeichneten ſich die Gebirgsvölker, nämlich die Caſſaier, Cainer, Guris, Carianer, wenn auch gleich ihr Land unter demſelben Himmelsſtrich gelegen war, faſt gänzlich von den übrigen aus.

Nicht bloß war ihr Aeußeres verſchieden, ſie waren weißer; ihre Geſichtszüge wie auch ihr Sinn kühner, wilder; alle verabſcheueten jene

Digitized by Google

Menſchen mit widernatürlich geſchwärzten Zähnen, einige machten ſich durch ihr, jenen gebildetern Aſiaten widriges Tatowiren verachtet. Dieſe, durch das Gebirge iſolirten kleineren Völker, hatten zugleich eine von dem Hauptvolke verſchiedene Religion; ſie waren aber auch unter ſich ſelbſt in religiöſen Gebräuchen verſchieden. Zwar waren die Caſſaier, wie jene herrſchende Nation der Birmahs, Buddiſten; allein dieſer ſanften Religion ungeachtet, blieben ſie durch ihre Mannskraft, durch ihren hohen Sinn für Freiheit über jene zahlloſen Sklaven der Ebenen erhaben. Ja eins derſelben, das Volk von Aſſam, trozte Jahrhunderte hindurch den mächtigſten Heeren.

Aehnlich war auch der Fall, wenn wir zu dem weiter nach Oſten gelegenen Reich von Siam fortgingen. Der Siamer, hier das herrſchende Volk, näherte ſich ſeinen Nachbaren den Peguern und Birmahs, im Aeußern wie in Sitten und im Kultus.

In dieſen Siamern fand man aber auch ein Volk, dem man noch bis auf den heutigen Tag das Gemiſchte ſeines Urſprungs anſehen ſoll. Die Siamer nähern ſich in einigen Theilen der Geſichtsbildung den Chineſen, beſonders in der Stellung des Auges, haben aber eben jenes Colorit der heißen Zone Aſiens, und bei weitem fehlt ihnen die Thätigkeit, die Erwerbſamkeit jenes fleißigen Volks. Nur eine Spur chineſiſcher Gewinnſucht iſt hier überblieben, und dieſe contraſtirt wunderlich genug mit einer Offenheit und Redlichkeit im Handel.

Einen ähnlichen Urſprung, nämlich die Miſchung des Bluts mehrerer Nationen, konnte man bei dem Bewohner der reichen Länder, Laos und Cambodia wahrnehmen. Bei der Farbe und männlichen Bildung eines Birmahs hatte er auch die Trägheit, aber auch Zutraulichkeit des Siamers. Beide Länder, als ſchmälere, mit bedeutenden Gebirgen eingefaßte Thäler, waren ſicher von den Bewohnern dieſer Höhen anfänglich mit bevölkert; daher dann auch hier eine gemiſchte Nation, und ineinanderlaufende Eigenſchaften.

Das wodurch aber nur allein der in Societät getretene Menſch glücklich werden kann, eine dem vernünftigen Menſchen würdige Regierungsart, fand ſich, wie ſchon bemerkt iſt, in dieſer ganzen Ländermaſſe nirgend. Allein Siam bot noch ein grauſeres Beiſpiel von Deſpotismus dar, als mehrere ſeiner Nachbarn. Es zeigte, daß ein Sklav dennoch noch glücklicher ſeyn kann, als ein Halb-Freier. Dieſe Verfeinerung der Tyrannei bildet zugleich eine traurige Vereinigungsbrücke zu dem Feudalſyſtem, welches wir deutlicher bei jener furchtbaren Nation der Malayen faſt über den halben Umkreis unſers Erdballs verbreitet finden. In Siam ſind nämlich ſchon Menſchen, die, wenn gleich frei, dennoch einen ſo großen Theil ihrer Zeit einem Einzelnen aufopfern, daß ihnen nur ſpärlich Raum für ihren Ackerbau übrig bleibt, dem Hungertode zu entgehen. Daneben ſind ſie verpflichtet, für jede Laune ihres Oberherrn ſich als Soldat dem beſtimmteren Tode Preis zu ſtellen.

Die frühern Bildungsepoquen des Königreichs

kaos gewährten indeß ein noch bemerkungswertheres Phänomen. Hier hatte ſich nämlich das Volk anfangs eine republikaniſche Verfaſſung gegeben, allein bald fand man dieſe nicht mehr zweckmäßig, wahrſcheinlich wegen mehrerer darin aufkeimenden, einander anfeindenden Partheien; man wählte dann ein einziges Oberhaupt, einen König, und dieſe Regierungsart konnte, beſonders da dieſe Königswahl nicht einmal einen Eingebornen, ſondern einen Siamer traf, der als ein ſolcher nur Despotismus kannte, wiederum nur in Despotismus ausarten. So viel ſcheint indeß doch hieraus hervorzugehen, daß in der grauen Vorzeit ſelbſt der Bewohner des heißeſten Aſiens, der Menſchen Natur und Würde angemeſſenere Regierungsformen gekannt und wirklich gehabt hatte. Und wie ſollte dieß auch nicht hier Statt gefunden haben, da dieß ſelbſt unter dem, dem Menſchen minder günſtigen Himmel des Nordens der Fall war?

Der Aſiate der heißen Zone ſcheint aber auch in dieſer Rückſicht durch die Glut des Klimas von dem Beſſern zu dem Schlechteſten herabgeſunken zu ſeyn, wie dieß in Rückſicht ſeiner Kultur unleugbar geſchehen iſt. Dieß bezeugen, wie wir vorzüglich bei Cambodia ſo wie bei Cochinchina zu bemerken Gelegenheit hatten, jene Ruinen vormaliger, nicht bloß größerer, ſondern beſſer, maſſiv gebaueter Städte. Vorzüglich verdienen aber unſere Aufmerkſamkeit jene antiken Inſchriften, welche ſowohl den Einwohnern, als ſelbſt den mit den Arabern ſicher bekannten Portugieſen unlesbar waren.

Ueberhaupt hatte Hinter-Indien, gleich dem Indien dieſſeits des Ganges, eine ältere, vor ſich beſtehende heilige Sprache, die Bali Sprache. Dieſe iſt indeß dort zu bekannt, als daß, wenn anders jene Inſchriften darin verfaßt wären, man ſie nicht ſollte zu entziffern gewußt haben.

Der ſüdlichſte Theil von Hinter-Indien ward nun von einer für die Geſchichte des Menſchen noch wichtigern Nation belebt; nämlich von den Malayen. Ihre beiden großen Auszeichnungen beſtanden, einmal, in der unbegreiflichen Verbreitung, und ſodann in der bis zur roheſten Thierheit ausgearteten Wuth zu Kampf, Mord und Rachſucht. Die letztere furchtbare Eigenſchaft ſcheint deßhalb weit empörender bei dieſem Volke als bei den Wilden von Neu-Guinea, oder bei verſchiedenen Stämmen von Nordamerika, da die Malayen deren ungeachtet die entſchiedenſten Beweiſe einer frühen Kultur darlegen, ja ſich ſelbſt als vorzüglich geſchickte Handelsleute zeigen.

Auch iſt es auffallend, daß der Malaye ſogar in ſeinem Aeußern, noch mehr aber in ſeiner Phyſiognomie, ſich von dem nur wenig nördlicheren Siamer und Birmahn, durch ſein großes, feuriges Auge vortheilhaft unterſcheidet.

Begreiflich mußte aber eben jene große Verbreitung, alſo Anartung vielförmiger Klimate, nebſt dem kaum zu verhindernden Vermiſchen mit andern benachbarten Völkerſchaften, keine unbedeutende Verſchiedenheiten unter dieſem großen und ſonderbaren Volksſtamme zuwege bringen.

Es liegt nicht in dem Plane dieſer Arbeit, dieſe Varietäten unter den Malayen ſelbſt auseinander zu ſetzen, und bleibt daher einer paßlicheren Gelegenheit aufgeſpart; allein ſchon ſelbſt in dem hier durchgegangenen Hinter-Indien, leiden mehrere der ſo eben angezeigten Hauptzüge der Malayen unter ſich verſchiedene Stufen. Am wildeſten und roheſten ſcheint indeß der Malaye nicht ſowohl hier in Malacca, ſondern auf Celebes zu ſeyn, jedoch gab der Bewohner der Landenge von Malacca im Allgemeinen ihm an Trug und Mordſinn nicht viel nach, dahingegen einzelne Völkerſchaften, modificirt durch Regierung, vorzüglich aber durch häufigen Umgang mit Fremden, verträglicher, zutraulicher wurden, und ſich mehrmal als rechtliche Kaufleute gegen die Europäer betrugen, auch hin und wieder fleißige Landbauer wurden.

Ebenfalls verdient es einer Bemerkung, wie dieſes Volk, obgleich faſt überall umgeben von Buddiſten, und zum Theil von den noch ſanftern Hindus, dennoch ſtets den Islamismus, den Koran vorzog. Dieſe intolerante Religion mußte freilich einer ſo reizbaren, heftigen, zu Rache und Blut geneigten Nation, unter der heißeſten Zone Aſiens am meiſten zuſprechen.

Nicht leicht wird man aber einen ſo harſchen Contraſt in dem Charakter irgend eines der halbciviliſirten Völker Aſiens finden, als in dem der ſo eben beſchriebenen Coucis. Offenbar menſchlicher und gerechter gegen die Weiber als hundert andere ihnen in dem Grade der Unkultur

nachſtehende Völker; äußern ſie dennoch bei ihren Kriegen eine Grauſamkeit gegen das andere Geſchlecht, deſſen ſich kaum der Hurone zu Schulden kommen läßt; denn dieſer ſchenkte ihm doch, gefangen, das Leben.

Unter die großen Seltenheiten Hinter-Indiens gehören aber unſtreitig ferner die Negern der Andamans-Inſeln, und endlich die einzelnen ſchwerlich zu leugnenden Schwanzträger.

Von dieſen Andamaniſchen Negern glaubt man, wie zuvor bemerkt iſt, daß ſie ihren Urſprung aus Afrika ſelbſt hätten; warum könnten ſie aber nicht eben ſowohl hier ein Ueberreſt der Ureinwohner vieler Theile des heißſten Aſiens ſeyn, als dieß vielleicht bei Neu-Guinea und andern umherliegenden Inſeln der Fall iſt? Genug jetzt machen ſie wiederum einen merkwürdigen Zuſatz zu den vielen Sonderbarkeiten Hinter-Indiens, vorzüglich da man noch nicht ſieht, oder wir wenigſtens nicht wiſſen, daß ſie ſich mit ihren nächſten Nachbarn in Verbindung ſetzen, und da ſie zugleich eine von allen, in dieſen Gegenden bekannten, verſchiedene Sprache reden.

Jene zweite Seltenheit, die geſchwänzten Menſchen, ſcheinen, ſobald man die Sache mit ungeblendeten Augen betrachtet, offenbar Monſtroſitäten zu ſeyn, die ſich ſchwerlich auf ganze Völkerſtämme ausdehnen ließ. Nur das bliebe jederzeit merkwürdig, wie gerade die Natur hier dieſe Misgeſtalten hervorbringt, und zwar unleugbar öfterer hervorbrachte.

Man bedenke, daß dieſe Länder dann gleichfalls

ein Hauptſitz der großen Affenarten, ja ſelbſt des Ourang-Outangs ſind. Denn da dieß dem Aeußern des Menſchen ſo ähnliche Thier auf den großen Sundinſeln lebt, ſo wäre es kaum glaublich, daß das faſt noch jetzt an Sumatra ſtoßende Malacca nicht ebenfalls den Ourang-Outang, den ſogenannten Waldmenſchen erzeugte.

Hinter-Indien, dieſer Theil Aſiens, wo die faſt lothrechte Sonne die üppigſte, prächtigſte Vegetation hervortreibt, wo ſie alle edle Steine wie auch die edlen Metalle zur Vollkommenheit reifen läßt, Hinter-Indien ſcheint dann auch das Land zu ſeyn, woſelbſt die Natur die meiſten Sonderbarkeiten und Varietäten aller menſchlichen und dem Menſchen nahe tretenden Geſtalten hervorbrachte, wo ſie in Bildung menſchlicher und menſchenähnlicher Formen und Farben gleichſam ganz vorzüglich ihr Spiel trieb. Selbſt in Rückſicht der Sitten und Gewohnheiten findet ſich ſchwerlich eine ſo große Zuſammenhäufung auffallender Contraſte. Doch wir werden bald Gelegenheit haben, dieß alles genauer und umſtändlicher auseinander zu ſetzen.

Ende.

Anzeigen.

Herabgeſetzter Preis bis Ende Mai 1812.
von 15 Thlr. auf 8 Thlr.

Der
mahleriſchen und hiſtoriſchen
Reiſe in Spanien,
von
Al. de Laborde.
Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.
3 Bände mit ſehr vielen herrlichen Kupfern. 12mo.
Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern,
1809 — 1811.

Um den Wünſchen ſo vieler die möglichſte Willfährigkeit zu beweiſen, ſetzt der Verleger dieſes ſo allgemein geſchätzte und mit den ſchönſten Kupfern ſo reich ausgeſtattete Werk von dem bisherigen Ladenpreis von 15 Thlr. auf Acht Thaler Sächſ. bis Ende Mai 1812. herab, wofür es in jeder Buchhandlung zu erhalten und zu finden iſt.

Allgemeine Darſtellung
der
Oberflächen der Weltkörper
unſers Sonnengebietes,
beſonders
der Erde, des Mondes, der Venus und des Merkurs,
zur Vergleichung ihrer wundervollen Naturbaue und merkwürdigen Naturkräfte.

Von

D. A. H. C. Gelpke.

Mit zwei großen illuminirten Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern. 1811

4 Thaler.

Der Verfaſſer dieſes Werkes, welcher ſich ſchon durch Schriften dieſer Art als ein ſehr belehrender und unterhaltender Schriftſteller bekannt gemacht hat, ſtellt in demſelben die auffallendſten Natur= merkwürdigkeiten, welche ſowohl in dem Schoße oder dem Innern der Erde, wie auch auf deren Oberfläche und auf denen der übrigen Weltkörper angetroffen werden, auf eine ſehr anziehende Art dar, und gibt dabei ganz neue Aufſchlüſſe über die großen geheimnißvollen Kräfte der Natur. Auch enthält dieß Werk eine neue, unſern Forſchungs= geiſt mehr befriedigende Meinung, als die längſt bekannten, über die Entſtehungs = und allmälige

Ausbildungsart unſers Wohnortes und der übrigen Himmelskörper, und reicht dabei unumſtößliche Gründe über das hohe Alter der Erde dar. Hiemit ſind zwei große Kupfertafeln, welche die anſchaulichſte Darſtellung von den merkwürdigſten Berghöhen auf unſerer Erde, dem Monde, der Venus und dem Merkur verſchafft, verbunden, die ganz einzig in ihrer Art ſind, und daher von jedem Freunde der Erd- und Himmelskunde beſeſſen zu werden verdienen.

Stunden
des
einſamen Nachdenkens
im Schoße der ſchönen Natur.
Vom Herausgeber des Elpizon.
Drei Theile. 8.
Leipzig, bei Gerh. Fleiſcher d. Jüng. 1811. (4 Thlr.)

Wer gern am Buſen der Natur einſam und ſtill ruht, und indem das Auge ſchaut, das Herz mit edlern Gefühlen und den Geiſt mit höhern Gedanken beſchäftiget, für den ſind dieſe Stunden geſchrieben. Es ſind Betrachtungen, bei welchen der Menſch in ſich ſelbſt zurückkehrt, ſeinen Glauben an das Beſſere erhöht, und ſich zum ſchönern Einklang mit ſich ſelbſt ſtimmt, und der gebildetere Leſer wird es gern zu ſeinem Begleiter wählen, wann er beim Luſtwandeln Stille und edlern Genuß ſucht.

Vollſtändiger und gründlicher Gartenunterricht
oder Anweiſung für den Obſt-, Küchen- und Blumengarten.

Mit drey Anhängen vom Aufbewahren und Erhalten der Früchte und Gewächſe, von Obſtwein und Obſteſſig und mit einem Monatsgärtner verſehen
von
Carl Friedrich Schmidt.
Siebente, ganz neu bearbeitete Auflage. 8.
Leipzig, bei Gerh. Fleiſcher d. Jüng. 1811. (1 Thlr.)

Dieſer vollſtändige Gartenunterricht enthält eine deutliche und leichte Anweiſung zu allen Geſchäften des Gartenbaues überhaupt, iſt ein Inbegriff des Beſten und Bewährteſten, was über dieſen Gegenſtand bekannt iſt, und verdient deshalb allgemein empfohlen zu werden. Er lehrt zugleich die Freunde des Gartenbaues, wie ſie dauerhafte Hecken anlegen, ihre Erdarten und ihren Boden kennen lernen und die Fehler deſſelben verbeſſern; wie ſie Dünger erhalten, zubereiten und mit Vortheil anwenden, das Land behandeln und bauen, das Unkraut vertilgen und gutes Gemüſe ſowohl, als gute und tragbare Bäume erzielen und die leztern auf verſchiedene Art veredeln ſollen. Eben ſo giebt er auch vollſtändigen Unterricht über die äußern und innern Theile der Pflanzen, ihre Krankheiten und die ihnen ſchädlichen Thiere, ſo wie über ſehr viele nicht minder wichtige Gegenſtände mehr.

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05060 0272

Digitized by Google